



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

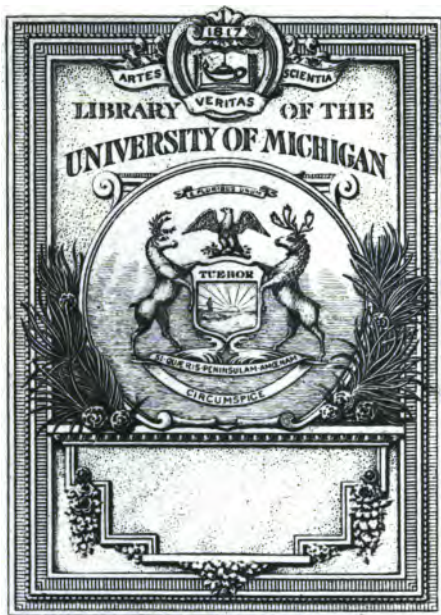
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



A t h e n a e u m.

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

D r i t t e r B a n d.

Berlin, 1800.

bei Heinrich Grölich.

11. 12. 13. 14. 15.

7W

A t h e n a e u m.

— 75697

Eine Zeitschrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Aug. Schlegel

Dritten Bandes Erstes Stück.

Berlin, 1800.

bei Heinrich Cröllig.

838

S338at

v.3

I n h a l t.

I.	An Heliodora. Von Friedrich Schlegel.	
		Seite 1 — 4
II.	Ideen. Von Fr. Schlegel.	4 — 34
III.	Naturbetrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz. Von Hülsen.	34 — 58
IV.	Gespräch über die Poesie. Von Fr. Schlegel.	58 — 121
V.	Notizen.	121 — 164

Druckfehler.

- Seite 11 Z. 1 l. verkennend st. verdammend.
— 16 Z. 10 l. Bewußtseyn st. Bewußtfern.
— 131 Z. 14 l. wirklich st. wirklich.
— 147 letzte Zeile l. mußte st. mußte.
— 155 Z. 8 von oben l. nur st. mir.
— 159 Z. 17 — — l. und st. umb.
— 159 Z. 10 von unten l. so lösen st. solchen.
-

I.

An Heliodora.

Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen,
Im Grün der Jugend flammte hoch der Muth
Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen.
Doch brannte bald der Geist in eigner Gluth,
Verachtend wandt' er sich von allen Dingen
Zum Raub gegeben seiner Sehnsucht Wuth.
Da klang der dunkeln Tugend Felsenwort:
Befrey dich Freyer selbst durch heiligen Mord!

2.

Kraft dieses Strahls ward ich mir neu gegeben,
Des Todes Liebe heilt des Lebens Wunde,
Aus der Vernichtung blüht das höchste Leben.
Die große Bildung wuchs auf sicherem Grunde;
Was herrlich war und seyn wird, fast' im Streben
Kunstlieb' und Heldenstolz im festen Bunde.
Der Wissenschaften Geist in Einem Bilde
Erschien dem Zaubertrufe schön und milde.

Da wird ein Feuer aus den alten Funken.
 Die Brüder, die mich schonend oft ertragen,
 Wenn in der Freundschaft Urthild ich versunken
 So gränzenlos begehrt' ohn es zu sagen,
 Sie sind mit mir von gleicher Liebe trunken,
 Wir alle hoffen, es soll göttlich tagen.
 Zum Scherz belebt den Kreis der Frauen Güte,
 Auch mich erfreut des Wises zarte Blüthe.

Du warst mir Morgensonne, Heliobora!
 Aus Deinem Lichte sog ich neue Gluth.
 Du bist mir Lebensquelle, Heliobora!
 Durch deren Kraft der alte Schmerz nun ruht.
 Blüh' auf Du Wunderblume, Heliobora!
 Zur ewigen Poesie hauch ewigen Muth!
 Ich will nicht länger mit dem Schicksal rechten,
 Zu schönem Kranz nur schöne Zweige flechten.

Doch wachen mit Vernunft wir vorwärts schreiten,
 Verstand erkenne, was die Lust begonnen.
 Durch Klugheit seh ich selbst die besten gleiten,
 Verworrne List ist gar zu bald zerronnen;
 Sie irren von sich selbst in ferne Welten
 Und haben nichts als ihre Müh gewonnen.
 Zeigt Weisheit sich in thörichtem Gewande,
 So kommt der Dumme leichtlich von Verstande.

6.

Die schwangre Zukunft rauscht mit mächtigem Flügel,
Ich öffne meiner Lebensbahn die Schranken;
Schau' in des klaren Geistes tiefften Spiegel! —
Da kämpf ich Werke bildend sonder Bankten,
Entreiß' jeder Wissenschaft das Siegel,
Verkündge Freunden heilige Gedanken
Und stifte allen Künsten einen Tempel,
Ich selbst von ihrem Bund ein neu Exempel.

7.

Will das Geschick mich aber früh zerschlagen,
So sinken wir in Einer Todesfluth.
Der bunten Erde kann ich leicht entsagen,
Denn für die Kunst nur lobert meine Gluth.
Laß uns nach ihr auch auf der Sonne fragen!
Der Stahl vermähle hier noch unser Blut,
Dem Geist genügt zu hinterlassnem Ruhme
Der Liebe Kranz im irdschen Heiligthume.

II.

I d e e n.

Die Forderungen und Spuren einer Moral, die mehr wäre als der praktische Theil der Philosophie, werden immer lauter und deutlicher. Sogar von Religion ist schon die Rede. Es ist Zeit den Schleier der Isis zu zerreißen, und das Geheime zu offenbaren. Wer den Anblick der Göttin nicht ertragen kann fliehe über-
verderbe.

Ein Geistlicher ist, wer nur im Unsichtbaren lebt, für wen alles Sichtbare nur die Wahrheit einer Allegorie hat.

Nur durch Beziehung aufs Unendliche entsteht Gehalt und Nutzen; was sich nicht darauf bezieht, ist schlechthin leer und unnütz.

Die Religion ist die allbelebende Weltseele der Bildung, das vierte unsichtbare Element zur Philoso-

phie, Moral und Poesie, welches gleich dem Feuer, wo es gebunden ist, in der Stille allgegenwärtig wohlthut, und nur durch Gewalt und Reiz von außen in furchtbare Zerstörung ausbricht.

Der Sian versteht etwas nur dadurch, daß er es als Keim in sich aufnimmt, es nährt und wachsen läßt bis zur Blüthe und Frucht. Also heiligen Samen streuet in den Boden des Geistes, ohne Künsteley und müßige Ausfüllungen.

Das ewige Leben und die unsichtbare Welt ist nur in Gott zu suchen. In ihm leben alle Geister, er ist ein Abysus von Individualität, das einzige unendlich Volle.

Laßt die Religion frey, und es wird eine neue Menschheit beginnen.

Der Verstand, sagt der Verfasser der Reden über die Religion, weiß nur vom Universum; die Fantasie herrsche, so habt ihr einen Gott. Ganz recht, die Fantasie ist das Organ des Menschen für die Gottheit.

Der wahre Geistliche fühlt immer etwas höheres als Mitgefühl.

Ideen sind unendliche, selbständige, immer in sich bewegliche, göttliche Gedanken.

Nur durch Religion wird aus Logik Philosophie, nur daher kommt alles was diese mehr ist als Wissenschaft. Und statt einer ewig vollen unendlichen Poesie werden wir ohne sie nur Romane haben, oder die Spielerei, die man jetzt schöne Kunst nennt.

Giebt es eine Aufklärung? So dürfte nur das heißen, wenn man ein Princip im Geist des Menschen, wie das Licht in unserm Weltssystem ist, zwar nicht durch Kunst hervorbrächte, aber doch mit Willkür in freye Thätigkeit setzen könnte.

Nur derjenige kann ein Künstler seyn, welcher eine eigne Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat.

Die Religion ist nicht bloß ein Theil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Centrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche.

Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz. Aber die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

Der Geistliche bloß als solcher ist es nur in der unsichtbaren Welt. Wie kann er erscheinen unter den Menschen? Er wird nichts wollen auf der Erde, als das Endliche zum Ewigen bilden, und so muß er, mag auch sein Geschäft Namen haben wie es will, ein Künstler seyn und bleiben.

Wenn die Ideen Götter werden, so wird das Bewußtseyn der Harmonie Andacht, Demuth und Hoffnung.

Den Geist des sittlichen Menschen muß Religion überall umfließen, wie sein Element, und dieses lichte Chaos von göttlichen Gedanken und Gefühlen nennen wir Enthusiasmus.

Genie zu haben, ist der natürliche Zustand des Menschen; gesund mußte auch er aus der Hand der Natur kommen, und da Liebe für die Frauen ist, was Genie für den Mann, so müssen wir uns das goldene Zeitalter als dasjenige denken, wo Liebe und Genie allgemein waren.

Künstler ist ein jeder, dem es Ziel und Mitte des Daseyns ist, seinen Sinn zu bilden.

Es ist der Menschheit eigen, daß sie sich über die Menschheit erheben muß.

Was thun die wenigen Mystiker die es noch giebt? — Sie bilden mehr oder weniger das rohe Chaos der schon vorhandenen Religion. Aber nur einzeln, im Kleinen, durch schwache Versuche. Thut es im Großen von allen Seiten mit der ganzen Masse, und laßt uns alle Religionen aus ihren Gräbern wecken, und die unsterblichen neu beleben und bilden durch die Allmacht der Kunst und Wissenschaft.

Tugend ist zur Energie geworbne Vernunft.

Die Symmetrie und Organisierung der Geschichte lehrt uns, daß die Menschheit, so lange sie war und wurde, wirklich schon ein Individuum, eine Person war und wurde. In dieser großen Person der Menschheit ist Gott Mensch geworden.

Das Leben und die Kraft der Poesie besteht darin, daß sie aus sich herausgeht, ein Stück von der Religion losreißt, und dann in sich zurückgeht, indem sie es sich aneignet. Eben so ist es auch mit der Philosophie.

Witz ist die Erscheinung, der äußere Blick der Fantasie. Daher seine Göttlichkeit, und das Witzähnliche der Mystik.

Plato's Philosophie ist eine würdige Vorrede zur künftigen Religion.

Der Mensch ist ein schaffender Rückblick der Natur auf sich selbst.

Frei ist der Mensch, wenn er Gott hervorbringt oder sichtbar macht, und dadurch wird er unsterblich.

Die Religion ist schlechthin unergründlich. Man kann in ihr überall ins Unendliche immer tiefer graben.

Die Religion ist die centripetale und centrifugale Kraft im menschlichen Geiste, und was beide verbindet.

Ob denn das Heil der Welt von den Gelehrten zu erwarten sey? Ich weiß es nicht. Aber Zeit ist es, daß alle Künstler zusammentreten als Eidgenossen zu ewigem Bündniß.

Das Moralische einer Schrift liegt nicht im Gegenstande, oder im Verhältniß des Lebenden zu den Angeredeten, sondern im Geist der Behandlung. Athmet dieser die ganze Fülle der Menschheit, so ist sie moralisch. Ist sie nur das Werk einer abgesonderten Kraft und Kunst, so ist sie es nicht.

Wer Religion hat, wird Poesie reden. Aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug.

Wie die Feldherrn der Alten zu den Kriegern vor der Schlacht redeten, so sollte der Moralist zu den Menschen in dem Kampf des Zeitalters reden.

Jeder vollständige Mensch hat einen Genius. Die wahre Tugend ist Genialität.

Das höchste Gut und das allein Nützliche ist die Bildung.

In der Welt der Sprache, oder welches eben so viel heißt, in der Welt der Kunst und der Bildung, erscheint die Religion nothwendig als Mythologie oder als Bibel.

Die Pflicht der Kantianer verhält sich zu dem Gebot der Ehre, der Stimme des Berufs und der Gottheit in uns, wie die getrocknete Pflanze zur frischen Blume am lebenden Stamme.

Ein bestimmtes Verhältniß zur Gottheit muß dem Mystiker so unerträglich seyn, wie eine bestimmte Ansicht, ein Begriff derselben.

Nichts ist mehr Bedürfniß der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revolution, und den Despotismus, welchen sie durch die Zusammenbrängung des höchsten weltlichen Interesse über die Geister ausübt. Wo sollen wir dieses Gegengewicht suchen und finden? Die Antwort ist nicht schwer; unstreitig in uns, und wer da das Centrum der Menschheit ergreifen hat, der wird eben da zugleich auch den Mittelpunkt der modernen Bildung und die Harmonie aller bis jetzt abgesonderten und streitenden Wissenschaften und Künste gefunden haben.

Glaubt man den Philosophen, so ist das was wir Religion nennen, nur eine absichtlich populäre oder aus Instinkt kunstlose Philosophie. Die Dichter scheinen sie eher für eine Abart von Poesie zu halten,

die ihr eignes schönes Spiel verdammend sich selbst zu ernsthaft und einseitig nimmt. Doch gesteht und erkennt die Philosophie schon, daß sie nur mit Religion anfangen und sich selbst vollenden könne, und die Poesie will nur nach dem Unendlichen streben und verachtet weltliche Nützlichkeit und Cultur, welches die eigentlichen Gegensätze der Religion sind. Der ewige Friede unter den Künstlern ist also nicht mehr fern.

Was die Menschen unter den andern Bildungen der Erde, das sind die Künstler unter den Menschen.

Gott erblicken wir nicht; aber überall erblicken wir Göttliches; zunächst und am eigentlichsten jedoch in der Mitte eines sinnvollen Menschen, in der Tiefe eines lebendigen Menschenwerks. Die Natur, das Universum kannst du unmittelbar fühlen, unmittelbar denken; nicht also die Gottheit. Nur der Mensch unter Menschen kann göttlich dichten und denken und mit Religion leben. Sich selbst kann niemand auch nur seinem Geiste direkter Mittler seyn, weil dieser schlechtthin Objekt seyn muß, dessen Centrum der Anschauende außer sich setzt. Man wählt und setzt sich den Mittler, aber man kann sich nur den wählen und setzen, der sich schon als solchen gesetzt hat. Ein Mittler ist derjenige, der Göttliches in sich wahrnimmt, und sich selbst vernichtend Preis giebt, um dieses Göttliche zu verkündigen, mitzutheilen, und darzustellen allen Menschen in Sitten und Thaten, in Worten und Werken. Erfolgt dieser Trieb nicht, so war das

Wahrgenommene nicht göttlich oder nicht eigen. Vermitteln und Vermitteltwerden ist das ganze höhere Leben des Menschen, und jeder Künstler ist Mittler für alle übrigen.

Ein Künstler ist, wer sein Centrum in sich selbst hat. Wem es da fehlt, der muß einer bestimmten Führer und Mittler außer sich wählen, natürlich nicht auf immer sondern nur fürs erste. Denn ohne lebendiges Centrum kann der Mensch nicht seyn, und hat er es noch nicht in sich, so darf er es nur in einem Menschen suchen, und nur ein Mensch und dessen Centrum kann das seinige reizen und wecken.

Poesie und Philosophie sind, je nachdem man es nimmt, verschiedene Sphären, verschiedene Formen, oder auch die Factoren der Religion. Denn versucht es nur beyde wirklich zu verbinden, und ihr werdet nichts anders erhalten als Religion.

Gott ist jedes schlechtthin Ursprüngliche und Höchste, also das Individuum selbst in der höchsten Potenz. Aber sind nicht auch die Natur und die Welt Individuen?

Wo die Philosophie aufhört, muß die Poesie anfangen. Einen gemeinen Standpunkt, eine nur im Gegensatz der Kunst und Bildung natürliche Denkart, ein bloßes Leben soll es gar nicht geben; d. h. es soll kein Reich der Rohheit jenseits der Gränzen der Bil-

bung gedacht werden. Jedes denkende Glied der Organisation fühle seine Gränzen nicht ohne seine Einheit in der Beziehung aufs Ganze. Man soll der Philosophie zum Beispiel nicht bloß die Unphilosophie, sondern die Poesie entgegensetzen.

Dem Bunde der Künstler einen bestimmten Zweck geben, das heißt ein dürftiges Institut an die Stelle des ewigen Vereins setzen; das heißt die Gemeinde der Heiligen zum Staat erniedrigen.

Ihr staunt über das Zeitalter, über die gährende Riesenkraft, über die Erschütterungen, und wißt nicht welche neue Geburten ihr erwarten sollt. Versteht euch doch und beantwortet euch die Frage, ob wohl etwas in der Menschheit geschehen könne, was nicht seinen Grund in ihr selbst habe. Muß nicht alle Bewegung aus der Mitte kommen, und wo liegt die Mitte? — Die Antwort ist klar, und also deutet auch die Erscheinungen auf eine große Auferstehung der Religion, eine allgemeine Metamorphose. Die Religion an sich zwar ist ewig, sich selbst gleich und unveränderlich wie die Gottheit; aber eben darum erscheint sie immer neu gestaltet und verwandelt.

Wir wissen nicht was ein Mensch sey, bis wir aus dem Wesen der Menschheit begreifen, warum es Menschen giebt, die Sinn und Geist haben, andre denen sie fehlen.

Als Repräsentant der Religion aufzutreten, das ist noch frevelhafter wie eine Religion stiften zu wollen.

Keine Thätigkeit ist so menschlich wie die bloß ergänzende, verbindende, befördernde.

Der Künstler darf eben so wenig herrschen als dienen wollen. Er kann nur bilden, nichts als bilden, für den Staat also nur das thun, daß er Herrscher und Diener bilde, daß er Politiker und Oekonomen zu Künstlern erhebe.

Zur Vielseitigkeit gehört nicht allein ein weitumfassendes System, sondern auch Sinn für das Chaos außerhalb desselben, wie zur Menschheit der Sinn für ein Jenseits der Menschheit.

Wie die Römer die einzige Nation, die ganz Nation war, so ist unser Zeitalter das erste wahre Zeitalter.

Die Fülle der Bildung wirfst du in unsrer höchsten Poesie finden, aber die Tiefe der Menschheit suche du bey dem Philosophen.

Auch die sogenannten Volkslehrer, die der Staat angestellt hat, sollen wieder Priester werden und geistlich gesinnt: aber sie können es nur dadurch, daß sie sich an die höhere Bildung anschließen.

Nichts ist wichtiger und größerer als die alte Mythologie und das Christenthum; das macht, weil sie so mystisch sind.

Grade die Individualität ist das Ursprüngliche und Ewige im Menschen; an der Personalität ist so viel nicht gelegen. Die Bildung und Entwicklung dieser Individualität als höchsten Beruf zu treiben, wäre ein göttlicher Egoismus.

Man redet schon lange von einer Allmacht des Buchstabens, ohne recht zu wissen was man sagt. Es ist Zeit daß es Ernst damit werde, daß der Geist erwache und den verlohrnen Zauberstab wieder ergreife.

Man hat nur so viel Moral, als man Philosophie und Poesie hat.

Die eigentliche Centralanschauung des Christenthums ist die Sünde.

Durch die Künstler wird die Menschheit ein Individuum; indem sie Vorwelt und Nachwelt in der Gegenwart verknüpfen. Sie sind das höhere Seelenorgan, wo die Lebensgeister der ganzen äußern Menschheit zusammentreffen und in welchem die innere zunächst wirkt.

Nur durch die Bildung wird der Mensch, der es ganz ist, überall menschlich und von Menschheit durchdrungen.

Die ursprünglichen Protestanten wollten treuherzig nach der Schrift leben und Ernst machen, und alles andre vernichten.

Religion und Moral sind sich symmetrisch entgegengesetzt, wie Poesie und Philosophie.

Euer Leben bildet nur menschlich, so habt ihr genug gethan: aber die Höhe der Kunst und die Tiefe der Wissenschaft werdet ihr nie erreichen ohne ein Göttliches.

Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.

Musik ist der Moral verwandter, Historie der Religion: denn Rhythmus ist die Idee der Musik, die Historie aber geht aufs Primitive.

Nur diejenige Verwirrenheit ist ein Chaos, aus der eine Welt entspringen kann.

Bergeblich sucht ihr in dem was ihr Aesthetik nennt die harmonische Fülle der Menschheit, Anfang und Ende der Bildung. Versucht es die Elemente der Bildung und der Menschheit zu erkennen und betet sie an, vor allen das Feuer.

Es giebt keinen Dualismus ohne Primat; so ist auch die Moral der Religion nicht gleich sondern untergeordnet.

Bers

Verbindet die Extreme, so habt ihr die wahre Mitte.

Als schönste Blüthe der besondern Organisation ist Poesie sehr lokal; die Philosophie verschiedner Planeten mag nicht so sehr verschieden seyn.

Moralität ohne Sinn für Paradoxie ist gemein.

Ehre ist die Mystik der Rechtlichkeit.

Alles Denken des religiösen Menschen ist etymologisch, ein Zurückführen aller Begriffe auf die ursprüngliche Anschauung, auf das Eigenthümliche.

Es giebt nur Einen Sinn, und in dem Einen liegen alle; der geistigste ist der ursprüngliche, die andern sind abgeleitet.

Hier sind wir einig, weil wir eines Sinns sind; hier aber nicht, weil es mir oder dir an Sinn fehlt. Wer hat Recht, und wie können wir eins werden? Nur durch die Bildung, die jeden besondern Sinn zu dem allgemeinen unendlichen erweitert; und durch den Glauben an diesen Sinn, oder an die Religion sind wir es schon jetzt, noch ehe wir es werden.

Jede Beziehung des Menschen aufs Unendliche ist Religion, nämlich des Menschen in der ganzen Fülle seiner Menschheit. Wenn der Mathematiker

das unendlich Große berechnen; das ist freylich nicht Religion. Das Unendliche in jener Fülle gedacht, ist die Gottheit.

Man lebt nur insofern man nach seinen eignen Ideen lebt. Die Grundsätze sind nur Mittel, der Beruf ist Zweck an sich.

Nur durch die Liebe und durch das Bewußtseyn der Liebe wird der Mensch zum Menschen.

Nach der Sittlichkeit zu streben ist wohl der schlechteste Zeitvertreib, die Uebungen in der Gottseeligkeit ausgenommen. Könnt ihr euch eine Seele, einen Geist angewöhnen? — So ist's mit Religion und auch mit Moral, die nicht ohne Vermittlung auf die Oekonomie und Politik des Lebens einfließen sollen.

Der Kern, das Centrum der Poesie ist in der Mythologie zu finden, und in den Mysterien der Alten. Sättigt das Gefühl des Lebens mit der Idee des Unendlichen, und ihr werdet die Alten verstehen und die Poesie.

Schön ist was uns an die Natur erinnert, und also das Gefühl der unendlichen Lebensfülle anregt. Die Natur ist organisch, und die höchste Schönheit daher ewig und immer vegetabilisch, und das gleiche gilt auch von der Moral und der Liebe.

Ein wahrer Mensch ist, wer bis in den Mittelpunkt der Menschheit gekommen ist.

Es giebt eine schöne Offenheit, die sich öffnet wie die Blume, nur um zu duften.

Wie sollte die Moral bloß der Philosophie angehören, da der größte Theil der Poesie sich auf die Lebenskunst bezieht und auf die Kenntniß der Menschen! Ist sie also unabhängig von beiden und für sich bestehend? Oder ist es etwa mit ihr wie mit der Religion, daß sie gar nicht isolirt erscheinen soll?

Du wolltest die Philosophie zerstören, und die Poesie, um Raum zu gewinnen für die Religion und Moral, die du verkanntest: aber du hast nichts zerstören können als dich selber.

Alles Leben ist seinem ersten Ursprunge nach nicht natürlich, sondern göttlich und menschlich; denn es muß aus der Liebe entspringen, wie es keinen Bestand geben kann ohne Geist.

Die einzige bedeutende Opposition gegen die überall aufkeimende Religion der Menschen und der Künstler, ist von den wenigen eigentlichen Christen zu erwarten, die es noch giebt. Aber auch sie, wenn die Morgensonne wirklich emporsteigt, werden schon niedersinken und andeten.

Die Polemik kann nur den Verstand schärfen, und soll die Unvernunft vertilgen. Sie ist durchaus philosophisch; der religiöse Zorn und Ingrimm über die Beschränkung verleihet seine Würde, wenn er als Polemik erscheint, in bestimmter Richtung auf einen einzelnen Gegenstand und Zweck.

Die wenigen Revolutionärs, die es in der Revolution gab, waren Mystiker, wie es nur Franzosen des Zeitalters seyn können. Sie constituirten ihr Wesen und Thun als Religion; aber in der künftigen Historie wird es als die höchste Bestimmung und Würde der Revolution erscheinen, daß sie das heftigste Incitament der schlummernden Religion war.

Als Bibel wird das neue ewige Evangelium erscheinen, von dem Lessing geweissagt hat: laßet nicht als einzelnes Buch im gewöhnlichen Sinne. Selbst was wir Bibel nennen ist ja ein System von Büchern. Uebrigens ist das kein willkürlicher Sprachgebrauch! Oder giebt es ein andres Wort, um die Idee eines unendlichen Buchs von der gemeinen zu unterscheiden als Bibel, Buch schlechthin, absolutes Buch? Und es ist doch wohl ein ewig wesentlicher und sogar praktischer Unterschied, ob ein Buch bloß Mittel zu einem Zweck, oder selbstständiges Werk, Individuum, personifizierte Idee ist. Das kann es nicht ohne Göttliches, und darin stimmt der esoterische Begriff selbst mit dem exoterischen überein; auch ist

keine Idee isolirt; sondern sie ist was sie ist, nur unter allen Ideen. Ein Beispiel wird den Sinn erklären. Alle classischen Gedichte der Alten hängen zusammen, unzertrennlich, bilden ein organisches Ganzes, sind richtig angesehen nur Ein Gedicht, das einzige in welchem die Dichtkunst selbst vollkommen erscheint. Auf eine ähnliche Weise sollen in der vollkommenen Litteratur alle Bücher nur Ein Buch seyn, und in einem solchen ewig werdenden Buche wird das Evangelium der Menschheit und der Bildung offenbart werden.

Alle Philosophie ist Idealismus und es giebt keinen wahren Realismus als den der Poesie. Aber Poesie und Philosophie sind nur Extreme. Sagt man nun, einige sind schlechtthin Idealisten, andre entschieden Realisten; so ist das eine sehr wahre Bemerkung. Anders ausgedrückt heißt es, es giebt noch keine durchaus gebildete Menschen, es giebt noch keine Religion.

Günstiges Zeichen, daß ein Physiker sogar — der tiefstnütze Baader — aus der Mitte der Physik sich erhoben hat, die Poesie zu ahnden, die Elemente als organische Individuen zu verehren, und auf das Göttliche im Centrum der Materie zu deuten?

Denke dir ein Endliches ins Unendliche gebildet, so denkst du einen Menschen.

Willst du ins Innere der Physik bringen, so laß dich einweihen in die Mysterien der Poesie.

Wir werden den Menschen kennen, wenn wir das Centrum der Erde kennen.

Wo Politik ist oder Oekonomie, da ist keine Moral.

Der erste unter uns, der die intellektuelle Anschauung der Moral gehabt, und das Urbild vollendeter Menschheit in den Gestalten der Kunst und des Alterthums erkannte und gottbegeistert verkündigte, war der heilige Winkelman.

Wer die Natur nicht durch die Liebe kennen lernt, der wird sie nie kennen lernen.

Die ursprüngliche Liebe erscheint nie rein, sondern in mannichfachen Hüllen und Gestalten, als Zutrauen, als Demuth, als Andacht, als Heiterkeit, als Freude und als Schaam, als Dankbarkeit; am meisten aber als Sehnsucht und als stille Behmuth.

Sichte also soll die Religion angeriffen haben? — Wenn das Interesse am Ueberfinnlichen das Wesen der Religion ist, so ist seine ganze Lehre Religion in Form der Philosophie.

Nicht in die politische Welt verschleudere du Glau-

ben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.

In ungestörter Harmonie dichtet Hülsens Muse schöne erhabene Gedanken der Bildung, der Menschheit und der Liebe. Es ist Moral im hohen Sinne; aber Moral von Religion durchdrungen im Uebergange aus dem künstlichen Wechsel des Epilogismus in den freien Strom des Epos.

Was sich thun läßt, so lange Philosophie und Poesie getrennt sind, ist gethan und vollendet. Also ist die Zeit nun da, beide zu vereinigen.

Fantasie und Witz sind Dir Einz und Alles! — deute den lieblichen Schein und mache Ernst aus dem Spiel so wirst du das Centrum fassen und die verkehrte Kunst in höherm Lichte wieder finden.

Der Unterschied der Religion und Moral liegt ganz einfach in der alten Eintheilung aller Dinge in göttliche und menschliche, wenn man sie nur recht versteht.

Dein Ziel ist die Kunst und die Wissenschaft, dein Leben Liebe und Bildung. Du bist ohne es zu wissen auf dem Wege zur Religion. Erkenne es, und du bist sicher das Ziel zu erreichen.

In und aus unserm Zeitalter läßt sich nichts größeres zum Ruhm des Christenthums sagen, als daß der Verfasser der Neben über die Religion ein Christ sey.

Der Künstler, der nicht sein ganzes Selbst preisgibt, ist ein unnützer Knecht.

Kein Künstler soll allein und einziger Künstler der Künstler, Central-Künstler, Director aller übrigen seyn; sondern alle sollen es gleich sehr seyn, jeder aus seinem Standpunkt. Keiner soll bloß Repräsentant seiner Gattung seyn, sondern er soll sich und seine Gattung auf das Ganze beziehen, dieses dadurch bestimmen und also beherrschen. Wie die Senatoren der Römer sind die wahren Künstler ein Volk von Königen.

Willst du ins Große wirken, so entzünde und bilde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ehesten frische Kraft und Gesundheit zu finden, und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

Wie beim Manne der äußere Adel zum Gentle, so verhält sich die Schönheit der Frauen zur Liebesfähigkeit, zum Gemüth.

Die Philosophie ist eine Ellipse. Das eine Centrum, dem wir jetzt näher sind, ist das Selbstgesetz der Vernunft. Das andre ist die Idee des Univer-

sums, und in diesem berührt sich die Philosophie mit der Religion.

Die Blinden, die von Atheismus reden! Steht es denn schon einen Theisten? Ist schon irgend ein Menschengestalt der Idee der Gottheit Meißter!

Heil den wahren Philologen! Sie wirken Göttliches, denn sie verbreiten Kunstsinu über das ganze Gebiet der Gelehrsamkeit. Kein Gelehrter sollte bloß Handwerker seyn.

Der Geist unsern alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Kappeler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tiefsinnig ist dieser Charakter, dabey unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bey den Deutschen ist es eine National-eigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Bernehmt mich nur jetzt und merket warum ihr euch nicht verstehen könnt unter einander, so habe ich meinen Zweck erreicht. Ist der Sinn für Harmonie geweckt, dann ist es Zeit das Eine, was ewig wieder gesagt werden muß, harmonischer zu sagen.

Wo die Künstler eine Familie bilden, da sind Urversammlungen der Menschheit.

Die falsche Universalität ist die welche alle einzelne Bildungsarten abschleift und auf dem mittlern Durchschnitt beruht. Durch eine wahre Universalität würde im Gegentheil die Kunst zum Beispiel noch künstlicher werden, als sie es vereinzelt seyn kann, die Poesie poetischer, die Kritik kritischer, die Historie historischer und so überhaupt. Diese Universalität kann entstehen, wenn der einfache Strahl der Religion und Moral ein Chaos des combinatorischen Wizes berührt und befruchtet. Da blüht von selbst die höchste Poesie und Philosophie.

Warum äußert sich das Höchste jetzt so oft als falsche Tendenz? — Weil niemand sich selbst verstehen kann, der seine Genossen nicht versteht. Ihr müßt also erst glauben, daß ihr nicht allein seyd, ihr müßt überall unendlich viel ahnden und nicht müde werden den Sinn zu bilden, bis ihr zuletzt das Ursprüngliche und Wesentliche gefunden habt. Dann wird euch der Genius der Zeit erscheinen und wird euch leise andeuten was schicklich sey und was nicht.

Wer ein Höchstes tief in sich ahndet und nicht weiß wie er sichs deuten soll, der lese die Reden über die Religion, und was er fühlte wird ihm klar werden bis zum Wort und zur Rede.

Nur um eine liebende Frau her kann sich eine Familie bilden.

Die Poesie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr eigenes Wesen Poesie ist.

Mysterien sind weiblich; sie verhüllen sich gern, aber sie wollen doch gesehen und errathen seyn.

In der Religion ist immer Morgen und Licht der Morgenröthe.

Nur wer einig ist mit der Welt kann einig seyn mit sich selbst.

Der geheime Sinn des Opfers ist die Vernichtung des Endlichen, weil es endlich ist. Um zu zeigen daß es nur darum geschieht muß das Edelste und Schönste gewählt werden; vor allen der Mensch, die Blüthe der Erde. Menschenopfer sind die natürlichsten Opfer. Aber der Mensch ist mehr als die Blüthe der Erde; er ist vernünftig, und die Vernunft ist frey und selbst nichts anders als ein ewiges Selbstbestimmen ins Unendliche. Also kann der Mensch nur sich selbst opfern, und so thut er auch in dem allgegenwärtigen Heiligthum von dem der Pöbel nichts sieht. Alle Künstler sind Decier, und ein Künstler werden heißt nichts anders als sich den unterirdischen Gottheiten weihen. In der Begeisterung des Vernichtens offenbart sich zuerst der Sinn göttlicher Schöp-

sung. Nur in der Mitte des Todes entzündet sich der Blis des ewigen Lebens.

Trennt die Religion ganz von der Moral, so habt ihr die eigentliche Energie des Bösen im Menschen, das furchtbare, grausame, wüthende und unmenschliche Prinzip, was ursprünglich in seinem Geiste liegt. Hier straft sich die Trennung des Untheilbaren am schrecklichsten.

Zunächst rede ich nur mit denen die schon nach dem Orient sehen.

Du vermuthest Höheres auch in mir, und fragst, warum ich eben an der Gränze schweige? — Es geschieht, weil es noch so früh am Tage ist.

Nicht Herrmann und Woban sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Gedenke noch einmal an Reppler, Dürer, Luther, Böhme; und dann an Lessing, Winkelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben. Und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheidet eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und der Wissenschaft.

Worauf bin ich stolz und darf ich stolz seyn als Künstler? — Auf den Entschluß, der mich auf ewig von

allem Gemeinen absonderte und isolirte; auf das Werk, was alle Absicht göttlich überschreitet, und dessen Absicht keiner zu Ende lernen wird; auf die Fähigkeit, das Vollendete was mir entgegen ist, anzubeten; auf das Bewußtseyn, daß ich die Genossen in ihrer eigensten Wirksamkeit zu beleben vermag, daß alles was sie bilden Gewinn ist für mich.

Die Andacht der Philosophen ist Theorie, reine Anschauung des Göttlichen, besonnen, ruhig und heiter in stiller Einsamkeit. Spinoza ist das Ideal dafür. Der religiöse Zustand des Poeten ist leidenschaftlicher und mittheilender. Das Ursprüngliche ist Enthusiasmus, am Ende bleibt Mythologie. Was in der Mitte liegt, hat den Charakter des Lebens bis zur Geschlechtsverschiedenheit. Mysterien sind, wie schon gesagt, weiblich; Orgien wollen in fröhlicher Ausgelassenheit der männlichen Kraft alles um sich her überwinden oder befruchten.

Eben weil das Christenthum eine Religion des Todes ist, ließe es sich mit dem äußersten Realismus behandeln, und könnte seine Orgien haben so gut wie die alte Religion der Natur und des Lebens.

Es giebt keine Selbstkenntniß als die historische. Niemand weiß was er ist, wer nicht weiß was seine Genossen sind, vor allen der höchste Genosse des Bundes, der Meister der Meister, der Genius des Zeitalters.

Eine der wichtigsten Angelegenheiten des Bundes ist, alle Ungehörigen, die sich unter die Genossen eingeschlichen haben, wieder zu entfernen. Die Stümperey soll nichts mehr gelten.

O wie armseelig sind eure — ich meine die besten unter euch — eure Begriffe vom Genie. Wo ihr Genie findet, finde ich nicht selten die Fälle der falschen Tendenzen, das Centrum der Stümperey. Etwas Talent und ziemlich viel Windbeutelery, das preisen alle und rühmen sich gar wohl zu wissen, das Genie sey incorrect, müsse so seyn. So ist also auch diese Idee verloren gegangen? — Ist nicht der finsternste Mensch am geschicktesten Geisterwort zu vernehmen? Nur der Geistliche hat einen Geist, einen Genius, und jeder Genius ist universell. Wer nur Repräsentant ist, hat nur Talent.

Wie die Kaufleute im Mittelalter so sollten die Künstler jetzt zusammentreten zu einer Hanse, um sich einigermaßen gegenseitig zu schützen.

Es giebt keine große Welt als die Welt der Künstler. Sie leben hohes Leben. Der gute Ton steht noch zu erwarten. Er würde da seyn, wo jeder sich frey und fröhlich äußerte, und den Werth der andern ganz fühlte und begriffe.

Ursprünglichen Sinn fordert ihr vom Denker

einmal für allemal, und ein gewisses Maas von Begeisterung verstattet ihr sogar dem Dichter. Aber wißt ihr auch, was das heiße? Ihr habt, ohne es gewahr zu werden, heiligen Boden betreten; ihr seyd unser.

Alle Menschen sind etwas lächerlich und grotesk, bloß weil sie Menschen sind; und die Künstler sind wohl auch in dieser Rücksicht doppelte Menschen. So ist es, so war es, und so wird es seyn.

Selbst in den äußerlichen Gebräuchen sollte sich die Lebensart der Künstler von der Lebensart der übrigen Menschen durchaus unterscheiden. Sie sind Braminen, eine höhere Kaste, aber nicht durch Geburt sondern durch freye Selbsteinweihung geabelt.

Was der freye Mensch schlechthin constituirt, worauf der nicht freye Mensch alles bezieht, das ist seine Religion. Es ist ein tiefer Sinn in dem Ausdruck, dies oder jenes ist sein Gott, oder Abgott und in andern ähnlichen.

Wer entriegelt das Zauberbuch der Kunst und befreit den verschloßnen heiligen Geist? — Nur der verwandte Geist.

Ohne Poesie wird die Religion dunkel, falsch und bössartig; ohne Philosophie ausschweifend in aller Unyucht und wollüstig bis zur Selbstentmannung.

Das Universum kann man weder erklären noch begreifen, nur anschauen und offenbaren. Höret nur auf das System der Empirie Universum zu nennen, und lernt die wahre religiöse Idee desselben, wenn ihr den Spinoza nicht schon verstanden habt, vor der Hand in den Reden über die Religion lesen.

In alle Gestalten von Gefühl kann die Religion ausbrechen. Der wilde Zorn und der süßeste Schmerz grängen hier unmittelbar aneinander, der fressende Haß und das kindliche Lächeln froher Demuth.

Willst du die Menschheit vollständig erblicken, so suche eine Familie. In der Familie werden die Gemüther organisch Eins, und eben darum ist sie ganz Poesie.

Alle Selbständigkeit ist ursprünglich, ist Originalität, und alle Originalität ist moralisch, ist Originalität des ganzen Menschen. Ohne sie keine Energie der Vernunft und keine Schönheit des Gemüths.

Zuerst vom Höchsten redet man durchaus freymüthig, völlig sorglos, aber gerade zum Ziel.

Ich habe einige Ideen ausgesprochen, die aufs Centrum deuten, ich habe die Morgenröthe begrüßt nach meiner Ansicht, aus meinem Standpunkt. Wer den Weg kennt, thue desgleichen nach seiner Ansicht, aus seinem Standpunkt.

An

An Novalis.

Nicht auf der Gränze schwebst du, sondern in deinem Geiste haben sich Poesie und Philosophie innig durchdrungen. Dein Geist stand mir am nächsten bey diesen Bildern der unbegriffenen Wahrheit. Was du gedacht hast, denke ich, was ich gedacht, wirst du denken, oder hast es schon gedacht. Es giebt Misverständnisse, die das höchste Einverständniß nur bestätigen. Allen Künstlern gehört jede Lehre vom ewigen Orient. Dich nenne ich statt aller andern.

III.

Natur = Betrachtungen auf einer Reise durch die Schweiz.

1.

A n s i c h t d e r S c h w e i z .

Trägst du in deiner Brust eine Welt schöner Ahnungen, und das stille Verlangen nach hohem Genuße der Natur; so suche das Land im segnenden Schutze der Alpen, wo die Göttin sich vor allen ihren Tempel erbaute; und wo sie in jeder Erscheinung dein Innerstes ruht zur Freude und Bewunderung.

Von den Katarakten des Rheins bis an den lemanischen See, und von dem blumenreichen Jura bis in die fernsten Gebirge des Osten wandelt dein Auge überall in ewiger Umfränzung des Schönen, und sieht hier Größe und Hoheit und süßes himmlisches Lächeln.

Jetzt liebliche Quellen und kristallhelle Bäche, bald in sanften bald in stürmenden Fällen; herrliche Thäler und fruchtbare Hügel mit den stillen freundlichen Wohnungen in der Weste der Gebirge, und Wiesen und Triften und hochgelegene Sennenhütten über den waldigen Abhängen.

Dann spiegelnde Seen und rauschende Ströme, in Felsen gebildet und in sanftgehobenen Hügeln. Friedliche Haine und schauerliche Waldungen, mit dem ewigen Wohlgeruche duftender Blumen und Kräuter, und endlich jene erhabenen Felsengebirge mit den lichtgekrönten Häuptern, die im Glanze des Abends wie himmlische Erscheinungen aus den Wolken der winken.

Wie ist dir so wohl in dieser Feier der Natur. Du stehst auf den sonnigen Gipfeln der Alpen und athmest Milde des Frühlings, und wohin du blickst im weiten Kreise des Auges, naht die Göttin dir sichtbar in herrlich strahlender Bildung. Von den Höhen herab über die Thäler und Gewässer siehst du ihr Schweben. Licht ist ihre Bahn, und ewiger Wechsel des Schönen ihr himmlischer Wandel. So breitest du deine Hände über die Rosengewölke des Tages, und segnest dein Geschlecht, und in stillen Umarmungen der dir befreundeten Wesen sprichst du, ich bin ewig.

Aber es wandle in diesem Himmel froh und innig theilnehmend die Freundschaft mit dir, daß du dein schönes Gefühl begreifst im entgegenenden Drucke der Hand, und dein leisester Ruf zurücktöne in der beweg-

ten Brust des Freundes. Dann erscheint dir in Klarheit die hohe Bedeutung der Natur, und du fühlst es mit Entzücken, daß sie nur Liebe der Wesen ist, die ihre Herrlichkeiten anschauen.

So wird dir Zuversicht in des Tages schöner Beleuchtung und im Sternenlichte der Nacht, wo des einsamen Nachdenkens banger Zweifel oft die Wahrheit umwölkte, die dein verklärtes Auge nun sieht. Fühle sie tief in dieser heiligen Nüchternung; und es sinken dir nicht die Himmel im Umkreise der Sonnen, und verhallt nicht ihrer Sphären harmonischer Wohlklang; denn im Tausche unsrer Geister wird Leben die Schöpfung, und umgänzt die Harmonie uns mit Licht und ewiger Liebe.

Auf den letzten Gebürgen von Schwaben öffnet sich deinem Blicke das erhabene Schauspiel. Du siehst das Land deiner stillen Wünsche vor dir im magischen Dunkel der Gebirge; und die Ahnungen deiner Seele werden lichter und bedeutender, und du schaust hin in die Ferne mit hohem sehndem Verlangen.

Aber lächelnd schwebt schon die Erfüllung dir zur Seite; denn näher dem Auge winkt dir der Spiegel des Bodensees mit seinen dämmernden Ufern. Du enträthselst die Gestalten in der zauberischen Beleuchtung, und wandelst entzückt über die lichte Ebne, bis dein Blick sich verliert. Es ist die Allmacht des Schönen die dein Auge fesselt, daß du ewig weilen möchtest in diesem Zauber, und du huldigst der Natur in

deiner ersten Nührung, und freuest dich darum ihrer Umarmung mit einem kindlich genügenden Sinne.

Ueber das magische Dunkel hinaus birgt dir vielleicht ein Schleier von Nebeln noch schönere Gestalten. Du ahndest sie wohl, denn mancher Wanderer hat sie gepriesen von der Höhe, da du hinblickst, und du vernahmst die Kunde und sahst sein Auge erglänzen.

Aber die regen Bilder deiner Phantasie kämpfen umsonst mit den Nebeln, wenn nicht ein freundlicher Morgen die Ferne erhellte, und dein Auge nun hinwandelte im freien Umkreise seines Lichts. Genüge dir dann das Vorgefühl, das der Natur du entgegen trägst, und der stille Genuß des Lichtes, das über die Nebel gebietet. In ihm nahen deinem Blicke alle Bildungen der Unendlichkeit: denn wo im ewigen Raume glänzt das Schöne und Erhabene, das dem Auge nicht daherleuchtete in der Harmonie des Ganzen? Du siehst in jeder Erscheinung ihre unendliche Verknüpfung, und ahndest darum in jeder Berührung die unendliche Welt. Sie ist ewig in deiner Anschauung, und das Dunkel der Gestalten und jeder Schimmer aus tiefer Ferne winkt die gleiche Gewißheit deines vollendeten Blickes. Das Licht ist nur eines und bleibt mit dir. Aber die Räume der Erscheinungen sind nicht bleibend dieselben. Du bewegst sie im freien Wandel, und bestimmst deinem Auge ihre Nähen und ihre Fernen. In dieser Freiheit deines Blickes fühle den eignen Himmel im Busen, wo alles Große und Schöne in ewiger Nähe dir wohnet, und deute in ihm jede Erscheinung,

die der Augenblick dir zuführt. So bist du geweiht durch dein eignes Gefühl für die Wahrheiten der Natur, und innig vertraut mit ihrem heiligen Sinne, wandelst du, nirgends ein Fremdling des schönen Landes.

2.

Der Rhein bei Schaffhausen.

An den Quellen und Strömen deiner vaterländischen Fluren hast du zuerst das süßere Lächeln der Göttin vernommen, die den Sinn des Knaben wecket mit Anmuth und Schönheit, und des Jünglings Wandel leitet mit stiller schützender Liebe.

Hier ruhest du oft in schöner Vergessenheit des Lebens am Busen der hohen Göttin, und regtest in stiller Bildung der Gedanken das erste himmlische Ahnen einer freien Schöpfung. Leiser wurde dein Sinn und bedeutender dein Blick. Du folgtest den freundlichen Winken des Schönen an jede heilige Orte, und die Muse umarmte dich, und du fühltest eine höhere Bedeutung deines Lebens, und priesest die Natur mit des Gefanges lieblichen Tönen.

Aber du suchtest deines Lebens höhere Wahrheit in lichterem Bildern, und sehnest dich nach der Anschauung kristallheller Bäche, und nach der Ströme froherem Laufe in reiner ungetrübter Klarheit. Wo freute sich dein Blick dieser himmlischen Gewässer, und

ihres herrlichen Schmuckes im Kranze der Ufer? Die Ströme Deutschlands sahst du nicht wandeln. Nur in den Klüften und Thälern des waldigen Harzes und in den Felsengebürgen von Thüringen kommt im schönern Spiele des Lichts und im süßern Laute der Wogen ein einsamer Bach. Du priesest seinen Wandel und die himmlische Klarheit, und lauschtest mit Wohlgefallen dem süßen melodischen Geflüster.

Aber es war nur Vorbedeutung des schönern Himmels, in welchen du eintrittst mit dem erhabenen Rheinstrom. Ihm vertraute die Natur den Eingang in ihr Heiligthum, und setzte ihn zum Richter über die nahenden Menschen. Groß und untrüglich ist sein richtendes Wort. Er erforschet dein Innerstes, und sagt dir, ob du es würdig bist die Stätte zu berühren, wo die Göttin wandelt in strahlender Hoheit und im freundlich belebenden Lichte des Ewig-Schönen.

Am östlichen Thore der Stadt, deren Name mit dem Ruhme des Rheines wandelt, erblickst du den Strom. Hell wird dein Auge und freundlich dein Blick. Du fühlst dich zauberisch hingezogen in des Stromes herrlichen Wandel, als wollest du ihn umfassen in kindlicher Unwissenheit und Freude. Noch sahst du kein Gewässer in dieser jugendlichen Schöne, in diesem magischen Farbenspiele seiner himmlischen Klarheit. Er strömet dahin bald leiser bald rascher, wie der Felsengrund eben und abwärts ihm winket, und des Ufers leichte Gebüsche und sein dunkles Gestein schweben mit zitterndem Lichte in des Stromes wirbelnder Woge. Du weilest nicht mit stillbetrach-

tendem Blicke. Es ruht das Auge; aber es wandelt der Strom. In diesem Zauber der Bewegung fließt dein trunkner Blick, und du eilest mit des Stromes spielendem Wirbel schnell am Ufer vorüber. Aber wandelt der Strom die geebnete Bahn, dann umglaunget dich sein Spiegel, und du schaust festen Blickes auf die schwebende Fluth und auf das himmlische Farbenspiel der leise bewegten Woge. Wo quillt dieses Lichtes lieblicher Zauber, und wo der Friede, der mit ihm strömet? Du ahndest Täuschung des trunknen Blickes und schöpfest den Strahl. Aber es wandelt der Zauber in der Natur des Stromes, und seine himmlische Schönheit in der Befreundung des Auges ist der stille Friede, der mit ihm strömet.

Weile in diesem Lichte, und finde die hohe Wahrheit wonach dein Auge dürstet. Du wirst ewig nur seyn, wo die Natur dir strahlet, und welche schöne Gefühle dein Innerstes beleben: sie rührte deinen Sinn, und nur in ihr sollst du jedes Gefühl begreifen, und jede freie That in ihren Winken vollbringen. Aus der Unendlichkeit herab strömet ihr Licht, und jede Erscheinung in diesem Lichte ist Blick des Ewigen. Darum freust du dich ihrer mit Innigkeit, denn deine Freude ist Wandel durch die unendlichen Himmel, im Gefühle des Schönen, das ewig mit dir bleibet.

Noch ruht dein Auge auf dem Spiegel des Stroms mit stillem heiligem Wohlgefallen. Sahst du das himmlische Lächeln der Göttin? Wohl wandelt sie daher in ewiger Nähe dem Menschen, und leuchtet Leben und Freude; aber nirgends doch so sichtbar und

freundlich dem Auge als im Lichte der Gewässer und in der leicht dahin schwebenden melodischen Welle. Du schaust mit dem einen und gleichen Blicke die Blumen des Ufers und den ewigen Himmel im Strome. Deute die Wahrheit; und freue dich der hohen Weisheit des Schönen, die im Strome dir lächelt. Ein Augenblick nur verbindet die ewigen Räume, und er ist ewig mit ihnen. Dein ist der Blick, und dein die ewige Verknüpfung. Darum schmücke dich mit den Blumen in der Berührung der Himmel, und fühle in deinem Busen den ewigen Moment. Des Stromes herrlicher Wandel winkt seine Bedeutung. Er ist Bild deines Lebens, Bild deiner selbst, wie du dir ewig und bleibend in stiller Anschauung erscheinst, und dann wieder dahinströmest im schönen Wandel deiner Gefühle.

Aber Bild des Menschen in seiner jugendlichen Kraft und seiner ungeschminkten Wahrheit ist dieser Strom. Man siehet ihn und liebet ihn. Bleibe ihm gleich, du froher kühner Jüngling, und trink aus des Stromes spielenden Woge den leichten Muth und den reinen hellen Sinn, der zum Manne von Kraft und Thaten dich bildet. Nimmer kehret der Strom zu dem Tropfen zurück, der er sich loswand vom Eise und zitternd herabglitt von der Felsenwand. Im Drucke der Felsen übt er seine Kräfte, und vereinigt sie zum Strome, und wird die Hindernisse bekämpfen, die seiner Bestimmung entgegen sind. Wie des Stromes Gewalt seine eigne Quelle ist, die er in sich fortführt über Felsen und durch Klüfte: so auch ist im Menschen

durch sein ganzes schönes Leben seines Daseyns Urquell bleibende ewige Freiheit, die er in sich fortführt durch den Strom der Zeiten, und zum Ziele fördert wie der Strom seine Quelle.

3.

Der Rheinfall bei Laufen.

Mit einer fröhlichen Eile zu seinem mächtigen Falle beugt der Strom in ein Buchengebüsch auf felsiger Höhe, und winkt nur dem Wandrer zu einer großen Erwartung. Still schaut du ihm nach, wo die muthige Welle noch sichtbar bleibt am hervorragenden Gestein. Dann wandelst du abwärts durch kühlende Schatten, und er verschwindet deinem Blicke. Aber er wird nicht fortströmen in verborgnen Klüften. Stolz auf seine Kraft ist er des freien Ganges gewiß, und verspricht auch durch Felsen hindurch den Weg sich zu bahnen.

Schon hörst du von fern her das Rauschen seines Falles wie dumpfes Getöse aus tiefer schauerlicher Waldung. Eine hohe Abndung ergreift dich im Innersten, und hebt mit schnellerem Wechsel die tiefgerührte Brust. Lauter wird der Ruf, gleich dem Rufe des Donners, wenn er näher und näher am Gebirge heraufkommt, und durch die Stille der Thäler seine Erschütterung wandelt. Still und horchend, aber mit fühnerem Schritte eilest du dahin, und unverwandten Blickes fragst du den Sinn, der den Ruf vernimmt.

woher sie wandle die unsichtbare Gotttheit. Dann tritt sie hervor am letzten Abhange des Weges majestätisch und groß, und ein freudiges Erstaunen, und eine tiefe erhabene Rührung durchdringt dein ganzes Wesen.

Allwandelnde, ewige, erhabene Natur, wer hat zuerst in deinem Lichte sein Auge verkläret, und an deinem himmlischen Hauche seinen Busen erwärmt, daß des Daseyns dunkle Ahndung in hoher Gewißheit ihm strahlte, und das Leben ewiger Himmel, ewiger Gotttheit ihn durchströmte. Erblickte er den Tag in der stillen Stunde des Denkens, und ging die Sonne ihm auf, als er sein Innerstes durchforschte? .Nein, Erhabne, Ewige, dein sichtbarer Wandel hat den Sinn des Menschen gerühret, und du im hohen Glanze deiner Tage und Nächte bist seiner Wahrheit ewiger heiliger Ursprung. Du bewegtest die Zunge zum Sylbenlaut, und riefest das Wort, das deinen heiligen Sinn bewahret. Es hat dich erhaben genannt, weil in großen Gefühlen du den Menschen erhebest, und Kräfte weckest, die seine Gotttheit ihm offenbaren. So wurde sein Gefühl, in welchem er dich anschaut, Leben in ihm selbst, und das erleuchtete Auge folgt deinem Wandel, und sieht in den ewigen Sphären der Sterne die gleiche erhabene Wahrheit des Lebens in dir. Es ist Vollendung und Gotttheit die du ihm strahlest, wenn in der tiefen Rührung des Schönen und Erhabenen, du Ewige, Unendliche dein Innerstes durchströmst, daß mitten durch das Dunkel eines verworrenen Lebens himmlischer Friede ihm lächelt.

Geleitet wurde der Mensch von freundlichen Gott-

heiten, dem diese Zuversicht wurde im hohen Anschauen der Natur. Unter den Blumen des Frühlings bargen sie den Knaben, und in der schönen Umschattung san ihren heiligen Gewässern. Wohl dir, Jüngling, wenn sie so mit Liebe über dein Leben wachten, daß du herrlich hervorgingst in deiner Kraft, und du in hohen edlen Regungen dich frei erhieltest von einer gefühllosen Weisheit. Du suchest Leben des Ewigen und Bleibenden — siehe es in dir. Was aus der eignen Fülle deines Geistes strömet, ist ewige Bildung im Sonnenlichte. Darum werde dir jede Erscheinung des freien offenen Sinnes Wahrheit dieses Sinnes, und wecke Gefühle der Himmel und bleibendes Leben in dir.

Du stehst hier an einem heiligen Orte, und verherrlichst die Natur durch eine hohe innige Nüchternung. Aber lehre den Blick freier zurück auf dein Gefühl, denn du fassst nicht seine Fülle, so lange der mächtige Eindruck deinen Sinn ergreift, und dich festhält in der Anschauung des Gegenstandes. Begreife deinen Zustand. Nur im Staunen des Auges ist Gleichgewicht der Kräfte. In der Betäubung erliegst du, und fühlst dich dann nur wieder frei, wenn die bildende Phantasie den Eindruck gewinnt, und so allmählig das große Schauspiel dir eine ruhige und lichte Anschauung wird.

Unter den großen Natur-Erscheinungen der Schweiz ist der mächtige Rheinfluss dir schon längst als eine der erhabensten gepriesen worden. Er verdient diese Erhebung wenn auch mehrere Gewässer des schönen Landes durch das Verhältniß ihres Falles mit dem

herabstürzenden Strahle dir einen betwelmten interessanter Anblick gewähren. So vor allen die Dosa im Bal-Pomat am Griesgletscher, und die Vera auf dem schauerlich erhabenen Simplon. Selbst der Reichenbach im Hasli und die Ar in Guttannen sind von vielen in dieser Rücksicht vorgezogen worden. Gewiß laden sie dein Auge freundlicher ein, und du nahst ihnen vertrauender. Aber an Kraft des Falles und an Größe des Eindrucks gleicht dennoch keiner dem erhabenen Rheinstrom.

Siehe ihn zur Zeit, wenn am erwärmenden Sonnenlichte seine Quellen sich reichlicher von den Gebirgen ergießen. Dann strömet er eine Gewalt, der nichts widerstehen mag, und in dieser stürzt sich sein muthiger Wandel mit der Eile des Olyges und dem Laute des Donners vom jähen Felsen herab. Tief in den Abgrund stürmet der Strahl mit der schäumenden Kraft des Stromes, und tausendfach gebrochen, und getrieben im Drange der ewigströmenden Gewalt, kreiset und wirbelt das zerstäubte Gewässer hoch empor über den Felsen. Die Lüfte erschüttern im jähen Wandel des Stromes, und vom Sturme ergriffen schweben fähn und herrlich die lichten Silberwogen des zerstäubten Gewässers daher im Blau des Himmels, und der Farbenschmuck der Iris strahlet mit stillem Glanze in diesem wallenden Lichte.

Staunend und stumm, und fest wie im Winke eines allmächtigen Zaubers, stehst du am Ufer. Es glüht deine Stirn, es glänzet dein Auge, und jeder

erschütternde Strahl rührt mit neuer Gewalt deinen klopfenden Busen.

Aber schaue vom linken Ufer des Stroms in der Nähe seines Sturmes, und wage den Schritt auf die bebende Brücke. Du zitterst nicht. Du hältst des Stromes Gewalt in deinem höheren Muth und könntest hinabstürzen in die Fluth, und noch sterbend rufen, ich lebe!

Furcht und Schrecken sind nicht das Schöne und Große. Vertraue dem Auge die Wahrheit, und siehe, wie die Kraft, die vom Felsen sich stürzt, schön und leicht wieder dahertwogt im Hauche der Lüfte. In deinem Gefühle begreife sie, und du siehst mit hohem Wohlgefallen das schöne erhabene Schauspiel, und freust dich der Nührung im freien Anschauen der Natur.

Dein ist das Gefühl, und die Größe des Eindrucks jeder Erscheinung ist daher Kraft der Bewegung deiner eignen anschauenden Thätigkeit. Darum findest du für ihre Größe kein andres Maas, als eben dein eigenes Gefühl, und die Wahrheit alles Schönen und Erhabenen in der Natur ist daher Wahrheit deines Wesens, und eine sichtbare Beziehung deines ganzen schönen Daseyns unter dir gleichen freien Geistern.

Führe den Blick fort durch die ewige Verknüpfung. Die Natur endet nirgends, und was du siehst in jeder Erscheinung ist nur Strahl ihrer Unendlichkeit. So sollst du sie begreifen. Dann spricht nichts Leeres und Todtes an deinen Sinn, sondern Er belebt es, sein freies Eigenthum, und du trennest nicht

in deinen Gefühlen, was des einen Lebens stille bleibende Harmonie ist. Nur im todtten Buchstaben verobdet dein Daseyn. Leben strömet zum Leben, und je mehr die Natur in deinen Blicken lebt, und ihre Ansicht lebendige Kraft in dir selbst ist: je höher und wahrer wird dadurch auch deine Anschauung, und du ruhst mit der hohen Gewißheit eines Gottes in ihrer ewigen Umarmung.

In diesem deinem Verhältnisse mit der Natur wird die höchste Energie und Thätigkeit des Geistes auch zugleich die höchste Reinheit und Empfänglichkeit des Sinnes. Keines trennst du vom andern, wie das Auge nicht vom Sonnenlicht, und dieses nicht von jenem. Aber vom bildenden Genius geht die Befreundung aus, und nur er ist der Gott, der alles zum Leben vereinigt, und im Lichte des Schönen die Umarmungen fortführet durch alle Räume des Himmels.

4.

Die Rheinfahrt nach Eglisau.

Blicke noch einmal auf das erhabene Schauspiel mit dem vollen gehörten Auge, und stehe nun fernhin den Strom im frei dahin wandelnden Fluge. Du fühltest dich süß ermattet von der Betrachtung des Großen, und möchtest des Tages liebliche Stille athmen im ruhigen Anschau'n des Schönen. Geleite den Strom von seinem mächtigen Falle durch die Reihen

der schattigen Hügel. Anmuth und Kühle wandeln mit ihm, und du findest die schöne Ruhe, wonach dein Busen sich sehnet.

Aber suchest du entgegenende Blicke der Menschen; so freue dich zuvor der stillen Bedeutung der Natur, damit dein schönes Gefühl dir bleibe innigvertrauende Liebe, und keine Erscheinung der Freien den stillen Genuß in dir stöhre.

An der geräumigen Bucht des westlichen Ufers winkt dir ein Rachen, und des Stromes kundige Männer laden prüfend dich ein, die schnelle Fahrt zu beginnen. Schrecke dich nicht der unwirthliche Raum und die rohe Bildung des Rachen. Du darfst ihm vertrauen im Wirbel der Wogen, und die Form die des Gottes würdig ist, wird der Genius wecken, noch ehe der Strom entrinnet. Darum sey freundlich den Männern und spende stärkenden Wein, und bing nicht um den Lohn der über freie Kräfte gebieten soll. Was du ihnen auch fählest, es bedeutet nur Vergeltung, und ist nicht selbst die schöne That der Gastfreundschaft, durch deren Schuß du dahin wandelst ein Fremdling des Landes. Willst du freie That vergelten, so sey es durch freies Entgegenen. Nur so gewinnst du die Menschen zur Zufriedenheit und Liebe, und regest im Innersten ihrer Herzen jede schlummernden Accorde.

Siehe der Männer freien sichern Tritt, und die nervigen Arme, wie sie mit schöner Gewandtheit das Ruder schwingen, und den belasteten Rachen vom steinigten Ufer heben. Es ist die selbe und gleiche Kraft, die

die den Menschen verherrlicht, und die in jeglicher Bildung des thätigen Lebens frei und göttlich dir strahlet. Darum möge sie in tausend Formen erscheinen, die That ist dieselbe und wandelt nicht. Sie aber die unendliche wandelt ihre Formen zur würdigsten und schönsten, und zeigt dir so in jeder Erscheinung des Menschen stille Vollendung.

Hebe dein Auge über die wallende Fluth und über die gebüschigten Hügel. Noch ruht das schöne Schauspiel in deinen stillen Blicken, und lächelt dir bleibende Gegenwart. Aber der Ruderschlag ertönt, und im leisen Schweben vom Ufer gewinnt der Rachen den Strom. Da wandelt himmlische Regung durch die Stille des Tages, und es freuen sich die Hügel in des Stromes schöner Umfränzung, und wechselndes Licht umglänzt die schwebenden Gestalten.

Herrlich ist dein Wandel durch die Kühlung des Himmels: leiser jezt im schönern Spiegel des Stromes und sanften Regens im stillen Hauche der Lüfte. Aber der Strahl ergreift dich abwärts den Felsengrund, und du fliehst dahin auf der kühnen Elle der Wogen, daß die Gebüsche vom Ufer und ihre zitternden Bilder wie in himmlischen Tänzen vorüber dir schweben. Nirgends dem Blicke endet die schöne Verwirrung, und nirgends die Freude. Fühle sie, Jüngling, in freier Brust, und du fühlst den Gott in der Bewegung des Ewig-Schönen.

Wohl ist es dein Rachen und wohl vernimmt es die Schöpfung. Darum strahlen dir die Himmel in jeder Ferne des Auges, und wird rund um dich

her dein Wandel 'gepriesen in herrlich schwebenden Kreisen.

So winkst du ein Gott vom seligen Sitze der Ruhe Freude und Leben des Schönen. Es wandelt wohl dein Auge im schnellen Fluge des Stromes; aber es bleibt dein Blick ruhend ewig dir selbst. Nur in ihm, dem bleibenden, wandelt der Strom, und schweben die fröhlichen Kreise, und darum schauest du die himmlische Bewegung des Schönen nur ewig im Bilde des Freien.'

Siehe so den lieblichen Wechsel der Horen, einen Wandel des Bleibenden. Es lächeln sich die Göttinnen in ewig schwebenden Umarmungen Liebe und Freude, und winken sie den Menschen in himmlischen Gefühlen durch stille Bildung des Schönen. Es sind ihre Länze, die jetzt dich umschweben im leichten Wandel des Stromes, und es schaut dein Auge auf den schön verschlungenen Reigen mit stillem bleibenden Genuße. Darum störe kein Sehnen und kein banges Erwarten das süße Lächeln der Himmlischen. Wo der Augenblick dich umarmt, da fühle Nührung des Ewigen: denn des Gottes bleibende Freude ist ein unsterblicher Blick, strahlend den Himmel in jeglichem Wechsel des Schönen.

Dahin wandelt der Strom. Deute seine Wahrheit, und fühle die ewige Harmonie. Was du siehst in seinem Wandel ist Himmel in dir, denn er ruht in der vereinten Kraft deines Lebens und jede Regung des Schönen ist Wink seiner Erfüllung.

So befreunde dich dein Gefühl mit den Menschen

deines Himmels. Sie sind in ihm die mächtigen Wesen, deren freie Wirksamkeit nur rufen und fördern kann, was du Großes und Schönes im Busen verbirgest. Darum erleuchten die Sonnen den unendlichen Raum, damit du sie erkennest im entgegenenden Blicke. Darum schweben die Horen im stillen frohlichen Wechsel, daß sie bleibend mit dir jeden Ewigen in deine Umarmungen führen. Frage das Auge, das im Lichte sich weidet und im Spiegel des Stromes: wo wandelt die Klarheit, und wo die Freude mit ihr? Sie sind Blick deines Geistes im freien schönen Gefühl, und du suchest diesen Geist in freier schöner Entgegnung wohin du nur blickest. So athmest du durch jeden Wechsel der Erscheinungen unsterbliches Daseyn: denn der Kreislauf des Schönen, der dich einmal ergriff, ist der Schauplatz ewiger Geister zur himmlischen Einigung ihrer Wesen. Eile nicht hinab auf der wogenden Fluth, die lächle denn die Zukunft in jedem Bilde der Gegenwart. Dann frängen sich die Ufer mit schönerem Lichte, und von den Hügeln herab tönen in Götter-Melodien Gesänge des Lebens. Was hindert deines Wunsches endliche Erfüllung? Hat in ihm nicht jede freie Erscheinung ihr Daseyn? Und wie begreiffst du nur die leiseste Ahndung des Schönen, wenn sie die That nicht bezeuget, aus der sie zur Wirklichkeit hervorgeht? Wohl siehest du den ewigen Wechsel der Stunden, und überall in ihrem Fluge nur wandelnde Gestalten. Des Stromes schwebende Welle küßt die Blumen des Ufers einmal und einmal, und zittert vorüber.

Alles kommt und geht Auch in die Locke der Jugend mischt sich näher und näher das ernstere Alter; und der Pulsschlag des Lebens gebietet ihren frohen leicht dahin freisenden Längen. Aber erhebe dein Auge am Lichte des Tages, daß du die stille Weisheit der Natur vernehmest. Dann fürchtest du nicht den Wechsel des Daseyns. Du siehest ihn. Deute die Natur, und du begreifst dein Leben im Ewigen und Bleibenden. Nimmer nähmest du den Wandel der Erscheinungen wahr, wenn du selbst im Anschauen das Veränderliche wärest. Du aber überstiehest die Momente der Natur in ihrem ewigen Kreislaufe, und hältst sie in deinem Blicke wie eine Gegenwart. Wo wäre dieser Blick, wenn der Strom der Momente nicht vorüberginge an ihm, und du da ständest frei in deiner ewigen Gottheit? Fühle sie in dir als unendliche That des vereinten bleibenden Lebens; und jede Erscheinung der Gegenwart winkt dir die That, und du siehest durch alle Räume der Unendlichkeit das Göttliche nur wandeln.

In diesem hohen Gefühle schwebe dahin mit den Wogen, und mische gern in deinen Betrachtungen Ernst und Ergözen, daß eine tiefere Nährung dein Auge verschöne wenn die leicht wandelnde Freude vom Munde dir lächelt. Es sind deine Bildungen, wohin du blickst; denn nur aus freier Anschauung geht die Wahrheit hervor, die rund um dich her in lieblichem Farbenschmucke glänzet. Darum kenne die Natur, was sie durch freie Behandlung des Menschen geworden, und wisse, es ist das einzige, wodurch der Geist zu

dir spricht, und was dir bleibet in sich ewig verklär-
rendem Lichte, während die Weisheit der Schulen ihren
Gedankentkreis vollendet, und früher oder später zurück-
sinkt in ihr Nichts.

Selten sagt es sich der Mensch, daß seine That
nur sein Leben ist, und daß selbst in der Stille des
einsamen Nachdenkens diese Bedeutung ihm bleibet.
Aber suche dein Leben in einer schönen Harmonie, daß
du seiner innowerdest durch reellen Gewinn. Dann
erst erscheint es deine That in hoher Klarheit der
Gefühle, und du suchest es nicht weiter außer der Welt
deiner Anschauungen. In dieser Sphäre nur bist du,
und führst dein Leben du fort durch ewig thätiges
Bilden. Nicht der flüchtigste Eindruck kann vorüber-
gehen an dir, ohne daß die Phantasie bleibendes Leben
an ihm wecke. Eine längere Uebung erst hat dich ge-
lehrt, die Farbe vom Tone und die Ruhe von der
Bewegung zu unterscheiden; und nur allmählig erst
wandelten die Gestalten des Auges im Spiele des
Lichts, und bildetest du fort der Töne Melodien und
ihren gemessenen Einklang. So erweiterte sich dein
Blick im freien Triebe des Lebens, und du riefest durch
jede fortgehende Betrachtung deine Welt in eine hö-
here und freiere Anschauung. Du im Gefühle dieser
Anschauung sagst es, sie ist dein, und was kreiset in
ewigen Sphären und leuchtet in ihrem Lichte, ist deis-
nes Blickes Berührung, ist dein Gefühl und dein
Leben.

Aber nur harmonische Bildung giebt deinem Ge-
fühle die Wärme, und die hohe Klarheit, durch welche

dein Leben freie That dir erscheinet im Umkreise der Schöpfung. So nur achtest du auf dich, und das Verhältniß deiner Anschauung, und findest in jeder Berührung dein Wesen durchdrungen von eigener Fülle des Lebens.

Kennst du die schimmernden Blumen und Kräuter und die Gebüsche der Ufer; und ihre hohe Schönheit in der stillen Umfrängung rühret dein Auge doch nicht: so siehst du in ihnen nur todte Gestalten; und deine rätheliche Kenntniß ist nur Ahndung der Natur, die mit sichtbarer Freiheit den Menschen umstrahlet. Dann fehlt dir noch der Blick ihrer freien Beziehung auf das Verhältniß unsrer Geister. Du würdest sie sehen in der ewigen Schönheit, wenn dies Verhältniß du sähest als Leben der Menschen. Aber der Freiere steht es in der stillen Gegenwart; denn sein Ideal ist ihm ausgedrückt, und was er anschaut in der Natur, wird ihm darum Berührung des freien harmonischen Lebens. Auch du wirst es finden, wenn du zuvor dein Verhältniß zum Menschen begreifst. Nur auf dem Schauplaze des Schönen begegnest du seinem Blicke, und bleibest du ewig mit ihm durch freies Schaffen und Wirken. Siehe dies Bleiben in der Natur und du siehest mit ihr der Zeiten Vollendung. Oder sahest du die Woge dem Strome entrinnen aus der Gegenwart des Blickes? Sie ist nur eine wie die spielende Woge mit der Quelle des Stromes. Darum, wandelt der Strom, so freue dich seiner Quelle. Ewig ist ihre Kraft in der bildenden Natur, wie im freien Erlebe des Lebens ewig die Quelle deiner Freuden.

Was forschet dein Auge nach den Gesetzen der Natur in ihren ewigen Bildungen? Hättest du sie gewonnen, wo war der Zweck? und blieben sie beziehungslos für die Wirksamkeit der Menschen? Diese nur begreife und so weit du sie verfolgst, ist ihre Bedeutung dein Leben, in sich ewig verklärender Anschauung. Du suchest nichts höheres und findest nichts höheres, und darum wird dir in ihr nur jeder mögliche Gewinn deiner freien gesellschaftlichen Thätigkeit.

So begreife die unendliche Schöpfung des Geistes und suche die Wahrheit nur da, wo sie freundlich dir winket. Deinem Sinne lebt sie, freies ewiges Eigenthum, und strahlet höher und reiner, je mehr du deine Kraft in schönen Bildungen erweiterst. Hier wecket der Genius das Ewige und Göttliche, und schmückt dein Leben mit unvergänglicher Blüthe. Suche den Freundlichen, und er wird dich umarmen. Ueberall ist sein Wandel im Heiligthume der Natur, überall seine That in der freien Schöpfung des Menschen. Wo er einmal dich rührte, da hält dich sein Zauber, und du wandelst nimmer aus seiner Sphäre. Die Natur hat ihn zuerst deinem Sinne befreundet, und durch ihn dich in das Licht des Daseyns gerufen. Denn alles Leben ist Freiheit in der bildenden Natur, und welche Formen die Bildende auch immer hervorbringe, haben sie nur Beziehung auf den ewigen Geist, so muß nothwendig jede Bildung auch der Freiheit entsprechen im wirklichen Gefühle deines Lebens. Dies ist Gesetz deiner Anschauung durch die freie Beziehung deines Gefühls. Dem himmlischen Wesen der Freiheit ent-

spricht aber nichts, als nur die ewige Harmonie. Diese suchest du daher wie dein Leben selbst in jeder freien thätigen Anschauung, und wo du sie findest, da findest du das Schöne, und wo sie dich rühret, da umfaßt dein Gefühl Leben und Freude des Gottes.

So hat die Natur dein Ideal ausgedrückt, wenn du sie frei beziehst auf die Wirksamkeit des Geistes. Du siehst ihre Schönheit bleibend in ihren Bildungen, und du siehst diesen Geist und seine stille Harmonie. Keine Störung war gewesen, wo du sie einmal begriffst; denn alle Kräfte gehen hervor zur Einigung des Lebens, und jede Wahrheit steht da in der gebildeten Form.

Wenn du in stiller Betrachtung dein Auge erhebst über den Schauplatz des Schönen, und du es dir sagst, dies ist der ewige Himmel freier schaffender Geister; wie wandelt da dein Gedanke in tausend Bildungen dahin, und winket Leben und Daseyn aus der freien Kraft des Menschen. Ehe dein Wort noch tönet, durchstogst du die Unendlichkeit, und diese stille Gewalt ist die That des Geistes, die über alle Kräfte gebietet, und sie zum Leben verbindet in freien sichtbaren Werken.

Alles im ewigen Raume gehorchet höhern Gesetzen. Aber die freiste That ist das höchste Gesetz. Es wandelt der Strom mit den Reiben der Hügel, es schwebet der Kahn mit dem Zauber des Stroms. Du nur bleibest und athmest Ruhe, und nahest dem Ziele im freien Gebot.

Jetzt schaust du herab vom begrünten Hügel, und es führet der Strom sein ewiges Gesetz. Bleibe die

Klarheit der spielenden Woge, bleibe in wechselnder
Schöne das Licht. Dich hat es gerührt im herrlichen
Wandel, und die Freude der Stunden bleibet mit dir.

So ist ewig das Schöne im Blicke des Geistes
erhöhetes Gefühl, des Lebens bleibender Gewinn.
Wecke dies Gefühl, und du weckest dein Leben. Eine
stille Gottheit naht dir sichtbar und bleibet mit dir,
und führet dich friedlich durch die Nebel und Stürme,
bis am blumigen Hügel du ihrer Umarmung ent-
schlummerst.

IV.

Gespräch über die Poesie.

Alle Gemüther, die sie lieben, befreundet und bindet Poesie mit unauflöblichen Banden. Mögen sie sonst im eignen Leben das Verschiedenste suchen, einer gänzlich verachten, was der andre am heiligsten hält, sich verkennen, nicht vernehmen, ewig fremd bleiben; in dieser Region sind sie dennoch durch höhere Zauberkrast einig und in Frieden. Jede Muse sucht und findet die andre, und alle Ströme der Poesie fließen zusammen in das allgemeine große Meer.

Die Vernunft ist nur eine und in allen dieselbe: wie aber jeder Mensch seine eigne Natur hat und seine eigne Liebe, so trägt auch jeder seine eigne Poesie in sich. Die muß ihm bleiben und soll ihm bleiben, so gewiß er der ist, der er ist, so gewiß nur irgend etwas Ursprüngliches in ihm war; und keine Kritik kann und darf ihm sein eigenstes Wesen, seine innerste Kraft rauben, um ihn zu einem allgemeinen Bilde ohne Geist und ohne Sinn zu läutern und zu reinigen, wie die Thoren sich bemühen, die nicht wissen was sie

wollen. Aber lehren soll ihn die hohe Wissenschaft dichter Kritik, wie er sich selbst bilden muß in sich selbst, und vor allem soll sie ihn lehren, auch jede andre selbständige Gestalt der Poesie in ihrer classischen Kraft und Fülle zu fassen, daß die Blüthe und der Kern fremder Geister Nahrung und Saame werde für seine eigne Fantasie.

Nie wird der Geist, welcher die Orgien der wahren Muse kennt, auf dieser Bahn bis ans Ende dringen, oder wädhnen, daß er es erreicht: denn nie kann er eine Sehnsucht stillen, die aus der Fülle der Befriedigungen selbst sich ewig von neuem erzeugt. Unermesslich und unerschöpflich ist die Welt der Poesie wie der Reichthum der belebenden Natur an Gewächsen, Thieren und Bildungen jeglicher Art, Gestalt und Farbe. Selbst die künstlichen Werke oder natürlichen Erzeugnisse, welche die Form und den Namen von Gedichten tragen, wird nicht leicht auch der umfassendste alle umfassen. Und was sind sie gegen die formlose und bewußtlose Poesie, die sich in der Pflanze regt, im Lichte strahlt, im Kinde lächelt, in der Blüthe der Jugend schimmert, in der liebenden Brust der Frauen glüht? — Diese aber ist die erste, ursprüngliche, ohne die es gewiß keine Poesie der Worte geben würde. Ja wir alle, die wir Menschen sind, haben immer und ewig keinen andern Gegenstand und keinen andern Stoff aller Thätigkeit und aller Freude, als das eine Gedicht der Gottheit, dessen Theil und Blüthe auch wir sind — die Erde. Die Musik des unendlichen Spielwerks zu vernehmen, die Schönheit des

Gebichts zu verstehen, sind wir fähig, weil auch ein Theil des Dichters, ein Funke seines schaffenden Geistes in uns lebt und tief unter der Asche der selbstgemachten-Unvernunft mit heimlicher Gewalt zu glühern niemals aufhört.

Es ist nicht nöthig, daß irgend jemand sich bestrebe, etwa durch vernünftige Reden und Lehren die Poesie zu erhalten und fortzupflanzen, oder gar sie erst hervorzubringen, zu erfinden, aufzustellen und ihr strafende Gesetze zu geben, wie es die Theorie der Dichtkunst so gern möchte. Wie der Kern der Erde sich von selbst mit Gebilden und Gewächsen bekleidete, wie das Leben von selbst aus der Tiefe hervorsprang, und alles voll ward von Wesen die sich fröhlich vermehrten; so blüht auch Poesie von selbst aus der unsichtbaren Urkraft der Menschheit hervor, wenn der erwärmende Strahl der göttlichen Sonne sie trifft und befruchtet. Nur Gestalt und Farbe können es nachbildend ausdrücken, wie der Mensch gebildet ist; und so läßt sich auch eigentlich nicht reden von der Poesie als nur in Poesie.

Die Ansicht eines jeden von ihr ist wahr und gut, in so fern sie selbst Poesie ist. Da nun aber keine Poesie, eben weil es die keine ist, beschränkt seyn muß, so kann auch keine Ansicht der Poesie nicht anders als beschränkt seyn. Dieses kann der Geist nicht ertragen, ohne Zweifel weil er, ohne es zu wissen, es dennoch weiß, daß kein Mensch schlechthin nur ein Mensch ist, sondern zugleich auch die ganze Menschheit wirklich und in Wahrheit seyn kann und soll. Darum geht

der Mensch, sicher sich selbst immer wieder zu finden, immer von neuem aus sich heraus, um die Ergänzung seines innersten Wesens in der Tiefe eines fremden zu suchen und zu finden. Das Spiel der Mittheilung und der Annäherung ist das Geschäft und die Kraft des Lebens, absolute Vollendung ist nur im Tode.

Darum darf es auch dem Dichter nicht genügen, den Ausdruck seiner eigenthümlichen Poesie, wie sie ihm angebohren und angebildet wurde, in bleibenden Werken zu hinterlassen. Er muß streben, seine Poesie und seine Ansicht der Poesie ewig zu erweitern, und sie der höchsten zu nähern, die überhaupt auf der Erde möglich ist; dadurch daß er seinen Theil an das große Ganze auf die bestimmteste Weise anzuschließen strebt: denn die tödtende Verallgemeinerung wirkt gerade das Gegentheil.

Er kann es, wenn er den Mittelpunkt gefunden hat, durch Mittheilung mit denen, die ihn gleichfalls von einer andern Seite auf eine andre Weise gefunden haben. Die Liebe bedarf der Gegenliebe. Ja für den wahren Dichter kann selbst das Verkehrt mit denen, die nur auf der bunten Oberfläche spielen, heilsam und lehrreich seyn. Er ist ein geselliges Wesen.

Für mich hatte es von jeher einen großen Reiz mit Dichtern und dichterisch Gesinnten über die Poesie zu reden. Viele Gespräche der Art habe ich nie vergessen, von andern weiß ich nicht genau, was der Fantasie und was der Erinnerung angehört; vieles ist wirklich darin, andres erfonnen. So das gegenwärtige, welches ganz verschiedene Ansichten gegen einan-

der stellen soll, deren jede aus ihrem Standpunkte den unendlichen Geist der Poesie in einem neuen Lichte zeigen kann, und die alle mehr oder minder bald von dieser bald von jener Seite in den eigentlichen Kern zu dringen streben. Das Interesse an dieser Vielseitigkeit erzeugte den Entschluß, was ich in einem Kreise von Freunden bemerkt und anfänglich nur in Beziehung auf sie gedacht hatte, allen denen mitzutheilen, die eigne Liebe im Busen spärren und gesonnen sind, in die heiligen Mysterien der Natur und der Poesie kraft ihrer innern Lebensfülle sich selbst einzuweihen.

Amalia und Camilla geriethen so eben über ein neues Schauspiel in ein Gespräch, das immer lebhafter wurde, als zwey von den erwarteten Freunden, die wie Marcus und Antonio nennen wollen, mit einem lauten Gelächter in die Gesellschaft traten. Nachdem jene beyden hinzugekommen, war diese nun so vollständig als sie sich gewöhnlich bey Amalien zu versammeln pflegte, um sich frey und froh mit ihrer gemeinschaftlichen Liebhaberey zu beschäftigen. Ohne Verabredung oder Befehl fügte es sich meistens von selbst, daß Poesie der Gegenstand, die Veranlassung, der Mittelpunkt ihres Besammenseyns war. Bis her hatte bald dieser bald jener unter ihnen ein dramatisches Werk oder auch ein andres vorgelesen, worüber dann viel hin und her geredet, und manches Gute und Schöne gesagt ward. Doch fühlten bald alle mehr oder minder einen gewissen Mangel bey dieser Art der Unterhaltung. Amalia bemerkte den Umstand zuerst und wie ihm zu helfen seyn möchte. Sie

meynete, die Freunde wußten nicht klar genug um die Verschiedenheit ihrer Ansichten. Dadurch werde die Mittheilung verworren, und schweige mancher gar, der sonst wohl reden würde. Jeder, oder zunächst nur wer eben am meisten Lust habe, solle einmal seine Gedanken über Poesie, oder über einen Theil, eine Seite derselben von Grund des Herzens aussprechen, oder lieber ausschreiben, damit man's schwarz auf weiß besähe, wie's jeder meyne. Camilla stimmte ihrer Freundin lebhaft bey, damit wenigstens einmal etwas neues geschähe, zur Abwechslung von dem ewigen Lesen. Der Streit, sagte sie, würde dann erst recht arg werden; und das müsse er auch, denn eher sey keine Hoffnung zum ewigen Frieden.

Die Freunde ließen sich den Vorschlag gefallen und legten sogleich Hand ans Werk, ihn auszuführen. Selbst Lothario, der sonst am wenigsten sagte und stritt, ja oft Stundenlang bey allem was die andern sagen und streiten mochten, stumm blieb und sich in seiner würdigen Ruhe nicht stören ließ, schien den lebhaftesten Antheil zu nehmen, und gab selbst Versprechungen, etwas vorzulesen. Das Interesse wuchs mit dem Werk und mit den Vorberreitungen dazu, die Frauen machten sich ein Fest daraus, und es wurde endlich ein Tag festgesetzt, an dem jeder vorlesen sollte, was er bringen würde. Durch alle diese Umstände war die Aufmerksamkeit gespannter, als gewöhnlich; der Ton des Gesprächs indessen blieb ganz so zwanglos und leicht wie er sonst unter ihnen zu seyn pflegte.

Camilla hatte mit vielem Feuer ein Schauspiel beschrieben und gerühmt, was am Tage zuvor gegeben war.

Amalia hingegen tabelte es, und behauptete, es sey von Kunst ja von Verstand durchaus keine Abndung darin. Ihre Freundin gab dies sogleich zu; aber, sagte sie, es ist doch wild und lebendig genug, oder wenigstens können es gute Schauspieler, wenn sie guter Laune sind, dazu machen. — Wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, sagte Andrea, indem er auf seine Rolle und nach der Thüre sah, ob die fehlenden nicht bald kommen würden; wenn sie wirklich gute Schauspieler sind, so müssen sie eigentlich alle gute Laune verlieren, daß sie die der Dichter erst machen sollen. — Ihre gute Laune, Freund, erwiederte Amalia, macht Sie Selbst zum Dichter; denn daß man dergleichen Schauspielschreiber Dichter heißt, ist doch nur ein Gedicht, und eigentlich viel ärger als wenn die Komödianten sich Künstler nennen oder nennen lassen. — Gönnst uns, aber doch unsre Weise, sagte Antonio, indem er sichtbar Camillens Parthey nahm; wenn sich einmal durch glücklichen Zufall ein Funken von Leben, von Freude und Geist in der gemeinen Masse entwickelt, so wollen wirs lieber erkennen, als uns immer wiederholen, wie gemein nun eben die gemeine Masse ist. — Darüber ist ja grade der Streit, sagte Amalia; gewiß es hat sich in dem Stück von dem wir reden, gar nichts weiter entwickelt, als was sich fast alle Tage da entwickelt; eine gute Portion Albernheit. Sie fing hierauf an, Beispiele anzuführen, worin sie aber bald gebeten wurde nicht länger fortzufahren, und in der That bewiesen sie nur zu sehr was sie beweisen sollten.

Camilla erwiederte dagegen, dieses treffe sie gar nicht, denn sie habe auf die Reden und Redensarten der Perso-

Personen im Stüdt nicht sonderlich Acht gegeben. — Man fragte sie, worauf sie denn geachtet habe, da es doch keine Operette sey? — Auf die äußre Erscheinung, sagte sie, die ich mit wie eine leichte Musket habe vorspielen lassen. Sie lobte dann eine der geistreichsten Schauspielerinnen, schilderte ihre Manieren, ihre schöne Kleidung, und äußerte ihre Verwunderung, daß man ein Wesen wie unser Theater so schwer nehmen könne. Gemein sey da in der Regel freylich fast alles; aber selbst im Leben, wo es einem doch näher träte, mache ja oft das Gemeine eine sehr romantische und angenehme Erscheinung. — Gemein in der Regel fast alles, sagte Rothario. Dieses ist sehr richtig. Wahrlich, wir sollten nicht mehr so häufig an einen Ort gehen, wo der von Glück zu sagen hat, der nicht vom Gedränge, von üblem Geruch oder von unangenehmen Nachbarn leidet. Man forderte einmal von einem Gelehrten eine Inschrift für das Schauspielhaus. Ich würde vorschlagen, daß man darüber setzte: Komm Wanderer und sieh das Plattendest; welches dann in den meisten Fällen eintreffen würde.

Hier wurde das Gespräch durch die eintretenden Freunde unterbrochen, und wären sie zugegen gewesen, so dürfte der Streit wohl eine andre Richtung und Verwicklung gewonnen haben, denn Marcus dachte nicht so über das Theater, und konnte die Hoffnung nicht aufgeben, daß etwas rechtes daraus werden müsse.

Sie traten, wie gesagt, mit einem unmaßiger Gelächter in die Gesellschaft, und aus den letz-

Worten, die man hören konnte, ließ sich schließen, daß ihre Unterhaltung sich auf die sogenannten classischen Dichter der Engländer bezog. Man sagte noch einiges über denselben Gegenstand, und Antonio, der sich gern bey Gelegenheit mit dergleichen polemischen Einfällen dem Gespräch einmischte, das er selten selbst führte, behauptete, die Grundsätze ihrer Kritik und ihres Enthusiasmus wären im Smith über den Nationalreichtum zu suchen. Sie wären nur froh, wenn sie wieder einen Classifier in die öffentliche Schatzkammer tragen könnten. Wie jedes Buch auf dieser Insel ein Essay, so werde da auch jeder Schriftsteller, wenn er nur seine gehörige Zeit gelegen habe, zum Classifier. Sie wären aus gleichem Grund und in gleicher Weise auf die Vervollendung der besten Scheeren stolz wie auf die der besten Poesie. So ein Engländer lese den Shakspeare eigentlich nicht anders wie den Pope, den Dryden, oder wer sonst noch Classifier sey; bey dem einen denke er eben nicht mehr als bey dem andern. — Marcus meynete, das goldne Zeitalter sey nun einmal eine moderne Krankheit, durch die jede Nation hindurch müsse, wie die Kinder durch die Pocken. — So müßte man den Versuch machen können, die Kraft der Krankheit durch Inoculation zu schwächen, sagte Antonio. Rudoviko, der mit seiner revolutionären Philosophie das Vernichten gern im Großen trieb, fing an von einem System der falschen Poesie zu sprechen, was er darstellen wolle, die in diesem Zeitalter besonders bey Engländern und Franzosen grassirt habe und zum Theil noch grassire; der tiefe gründliche

Zusammenhang aller dieser falschen Tendenzen, die so schön übereinstimmen, eine die andre ergänzen und sich freundschaftlich auf halbem Wege entgegenkommen, sey eben so merkwürdig und lehrreich als unterhaltend und grotesk. Er wünschte sich nur Verse machen zu können, denn in einem komischen Gedicht müßte sich, was er mehne, eigentlich erst recht machen. Er wollte noch mehr davon sagen, aber die Frauen unterbrachen ihn und foderten den Andrea auf, daß er anfangen möchte; sonst wäre des Vorredens kein Ende. Nachher konnten sie ja desto mehr reden und streiten. Andrea schlug die Rolle auf und las.

E p o c h e n d e r D i c h t k u n s t.

Wo irgend lebendiger Geist in einem gebildeten Buchstaben gebunden erscheint, da ist Kunst, da ist Absonderung, Stoff zu überwinden, Werkzeuge zu gebrauchen, ein Entwurf und Geseze der Behandlung. Darum sehn wir die Meister der Poesie sich mächtig bestreben, sie auf das vielseitigste zu bilden. Sie ist eine Kunst, und wo sie es noch nicht war, soll sie es werden, und wenn sie es wurde, erregt sie gewiß in denen die sie wahrhaft lieben, eine starke Sehnsucht, sie zu erkennen, die Absicht des Meisters zu verstehen, die Natur des Werks zu begreifen, den Ursprung der Schule, den Gang der Ausbildung zu erfahren. Die Kunst ruht auf dem Wissen, und die Wissenschaft der Kunst ist ihre Geschichte.

Es ist aller Kunst wesentlich eigen, sich an das Gebildete anzuschließen, und darum steigt die Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht, von Stufe zu Stufe immer höher ins Alterthum zurück, bis zur ersten ursprünglichen Quelle.

- 1 Für uns Neuere, für Europa liegt diese Quelle in Hellas, und für die Hellenen und ihre Poesie war es Homeros und die alte Schule der Homeriden. Eine unverflegbare Quelle allbildsamer Dichtung war es, ein mächtiger Strom der Darstellung wo eine Woge des Lebens auf die andre rauscht, ein ruhiges Meer, wo sich die Fülle der Erde und der Glanz des Himmels freundlich spiegeln. Wie die Weisen den Anfang der Natur im Wasser suchen, so zeigt sich die älteste Poesie in flüssiger Gestalt.

Am zwoy verschiedene Mittelpunkte vereinte sich die Masse der Sage und des Gesanges. Hier ein großes gemeinsames Unternehmen, ein Gebränge von Kraft und Zwiespalt, der Ruhm des Tapfersten; dort die Fülle des Sinnlichen, Reuen, Fremden, Reizenden, das Glück einer Familie, ein Bild der gewandtesten Klugheit, wie ihr endlich die erschwerte Heimkehr dennoch gelingt. Durch diese ursprüngliche Absonderung ward das vorbereitet und gebildet, was wir Ilias und Odyssee nennen, und was in ihr eben einen festen Anhalt fand, um vor andern Gesängen der gleichen Zeit für die Nachwelt zu bleiben.

- 1 In dem Gewächs der Homerischen sehen wir gethsam das Entstehen aller Poesie; aber die Wurzeln entziehen sich dem Blick, und die Blüthen und

Zweige der Pflanze treten unbegreiflich schön aus der Nacht des Alterthums hervor. Dieses reizend gebildete Chaos ist der Keim, aus welchem die Welt der alten Poesie sich organisirte.

Die epische Form verbarb schnell. Statt dessen erhob sich, auch bey den Joniern, die Kunst der Jamben, die im Stoff und in der Behandlung der grade Gegensatz der mythischen Poesie, und eben darum der zweyte Mittelpunkt der hellenischen Poesie war, und an und mit ihr die Elegie, welche sich fast eben so mannichfach verwandelte und umgestaltete wie das Epos.

Was Archilochos war, muß uns außer den Bruchstücken, Nachrichten und Nachbildungen des Horatius in den Epoden, die Verwandtschaft der Komödie des Aristophanes und selbst die entferntere der römischen Satire vermuthen lassen. Mehr haben wir nicht, die größte Lücke in der Kunstgeschichte auszufüllen. Doch leuchtet es jedem, der nachdenken will, ein, wie es ewig im Wesen der höchsten Poesie liege, auch in heiligen Zorn auszubrechen, und ihre volle Kraft an dem fremdesten Stoff, der gemeinen Gegenwart zu äußern.

Dieses sind die Quellen der hellenischen Poesie, Grundlage und Anfang. Die schönste Blüthe umfaßt die melischen, chorischen, tragischen und komischen Werke der Dorer, Aeolier und Athener von Alkman und Sappho bis zum Aristophanes. Was uns aus dieser wahrhaft goldenen Zeit in den höchsten Gattungen der Poesie übrig geblieben ist, trägt mehr oder minder einen schönen oder großen Styl, die Lebens-

kraft der Begeisterung und die Ausbildung der Kunst in göttlicher Harmonie.

Das Ganze ruht auf dem festen Boden der alten Dichtung, eins und untheilbar durch das festliche Leben freier Menschen und durch die heilige Kraft der alten Götter.

Die melische Poesie schloß sich mit ihrer Ruhest aller schönen Gefühle zunächst an die jambische, in welcher der Drang der Leidenschaft, und die elegische, in welcher der Wechsel der Stimmung im Spiel des Lebens so lebendig erscheinen, daß sie für den Haß und die Liebe gelten können, durch welche das ruhige Chaos der homerischen Dichtung bewegt ward zu neuen Bildungen und Gestaltungen. Die iorischen Gesänge hingegen neigten sich mehr zum heroischen Geist des Epos, und trennten sich eben so einfach nach dem Uebergewicht von gefeglichem Ernst oder heiliger Freiheit in der Verfassung und Stimmung des Volks. Was Groß der Sappho eingab, athmete Ruhest; und wie die Würde des Pindaros gemildert wird durch den frohlichen Reiz gymnastischer Spiele, so ahmten die Dithyramben in ihrer Ausgelassenheit auch wohl die süßesten Schönheiten der Orchestik nach.

Stoff und Urbilder fanden die Stifter der tragischen Kunst im Epos, und wie dieses aus sich selbst die Parodie entwickelte, so spielten dieselben Meister, welche die Tragödie erfanden, in Erfindung Satyrischer Dramen.

Zugleich mit der Plastik entstand die neue Sat-

tung, ihr ähnlich in der Kraft der Bildung und im Befeh des Gliederbaus.

Aus der Verbindung der Parodie mit den alten Jamben und als Gegensatz der Tragödie entsprang die Komödie, voll der höchsten Witze die nur in Worten möglich ist.

Wie dort Handlungen und Begebenheiten, Eigenthümlichkeit und Leidenschaft, aus der gegebenen Sage zu einem schönen System harmonisch geordnet und gebildet wurden, so ward hier eine verschwenderische Fülle von Erfindung als Rhapsodie kühn hingeworfen, mit tiefem Verstand im scheinbaren Unzusammenhang.

Beide Arten des attischen Drama griffen aufs wirksamste ins Leben ein, durch ihre Beziehung auf das Ideal der beiden großen Formen, in denen das höchste und einzige Leben, das Leben des Menschen unter Menschen erscheint. Den Enthusiasmus für die Republik finden wir beim Aeschylos und Aristophanes, ein hohes Urbild schöner Familie in den heroischen Verhältnissen der alten Zeit liegt dem Sophokles zum Grunde.

Wie Aeschylos ein ewiges Urbild der harten Größe und des nicht ausgebildeten Enthusiasmus, Sophokles aber der harmonischen Vollendung ist: so zeigt schon Euripides jene unergründliche Weichlichkeit, die nur dem versunkenen Künstler möglich ist, und seine Poesie ist oft nur die reichste Declamation.

Diese erste Waffe hellenischer Dichtkunst, das alte Epos, die Jamben, die Elegie, die festlichen Gesänge und Schauspiele: das ist die Poesie selbst. Alles, was

noch folgt, bis auf unsre Zeiten, ist Ueberbleibsel, Nachhall, einzelne Ahndung, Annäherung, Rückkehr zu jenem höchsten Olymp der Poesie.

Die Vollständigkeit nöthigt mich zu erwähnen, daß auch die ersten Quellen und Urbilder des didaktischen Gedichts, die wechselseitigen Uebergänge der Poesie und der Philosophie in dieser Blüthezeit der alten Bildung zu suchen sind: in den naturbegeisterten Hymnen der Mysterien, in den sinnreichen Lehren der gesellig sittlichen Gnome, in den allumfassenden Gedichten des Empedokles und anderer Forscher, und etwa in den Symposien, wo das philosophische Gespräch und die Darstellung desselben ganz in Dichtung übergeht.

Solche einzig große Geister wie Sappho, Pindaros, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes kamen nicht wieder; aber noch gabs genialische Virtuosen wie Philoxenos, die den Zustand der Auflösung und Gährung bezeichnen, welcher den Uebergang von der großen idealischen zur zierlichen gelehrten Poesie der Hellenen bildet. Ein Mittelpunkt für diese war Alexandrien. Doch nicht hier allein blühte ein classisches Siebengestirn tragischer Dichter; auch auf der attischen Bühne glänzte eine Schaar von Virtuosen, und wenn gleich die Dichtkünstler in allen Gattungen Versuche in Menge machten, jede alte Form nachzubilden oder umzugestalten, so war es doch die dramatische Gattung vor allen, in welcher sich die noch übrige Erfindungskraft dieses Zeitalters durch eine reiche Fülle der sinnreichsten und oft seltsamen neuen Verbindungen und Zusammensetz-

jungen zeigte, theils im Ernst, theils zur Parodie. Doch blieb es auch wohl in dieser Gattung beim Zierlichen, Geistvollen, Künstlichen, wie in den andern, unter denen wir nur das Idyllion, als eine eigenthümliche Form dieses Zeitalters erwähnen; eine Form, deren Eigenthümliches aber fast nur im Formlosen besteht. Im Rhythmus und manchen Wendungen der Sprache und Darstellungsart folgt es einigermaßen dem epischen Styl; in der Handlung und im Gespräch den dorischen Mimen von einzelnen Scenen aus dem geselligen Leben in der lokalsten Farbe; im Wechselgesange den kunstlosen Liedern der Hirten; im erotischen Geist gleicht es der Elegie und dem Epigramm dieser Zeit, wo dieser Geist selbst in epische Werke einfloß, deren viele jedoch fast nur Form waren, wo der Künstler in der didaktischen Gattung zu zeigen suchte, daß seine Darstellung auch den schwierigsten trockensten Stoff besiegen könne; in der mythischen hingegen, daß man auch den seltensten kenne, und auch den ältesten ausgebildetsten neu zu verjüngen und feiner umzubilden wisse; oder in jlerlichen Parodien mit einem nur scheinbaren Objekt spielte. Ueberhaupt ging die Poesie dieser Zeit entweder auf die Künstlichkeit der Form, oder auf den sinnlichen Reiz des Stoffs, der selbst in der neuen attischen Komödie herrschte; aber das wolsthigste ist verloren.

Nachdem auch die Nachahmung erschöpft war, begnügte man sich neue Kränze aus den alten Blumen zu flechten, und Anthologien sind es, welche die hellenische Poesie beschließen.

Die Römer hatten nur einen kurzen Anfall von Poesie, während dessen sie mit großer Kraft kämpften und strebten, sich die Kunst ihrer Vorbilder anzueignen. Sie erhielten dieselben zunächst aus den Händen der Alexandriner; daher herrscht das Erotische und Gelehrte in ihren Werken, und muß auch, was die Kunst betrifft, der Gesichtspunkt bleiben, sie zu würdigen. Denn der Verständige läßt jedes Gebildete in seiner Sphäre, und beurtheilt es nur nach seinem eignen Ideale. Zwar erscheint Horatius in jeder Form interessant, und einen Menschen von dem Werth dieses Römers würden wir vergeblich unter den spätern Hellenen suchen; aber dieses allgemeine Interesse an ihm selbst ist mehr ein romantisches als ein Kunsturtheil, welches ihn nur in der Satire hoch stellen kann. Eine herrliche Erscheinung ist es wenn die römische Kraft mit der hellenischen Kunst bis zur Verschmelzung Eins wird. So bildete Propertius eine große Natur durch die gelehrteste Kunst; der Strom inniger Liebe quoll mächtig aus seiner treuen Brust. Er darf und über den Verlust hellenischer Elegiker trösten, wie Lucretius über den des Empedokles.

Während einiger Menschenalter wollte alles dichten in Rom, und jeder glaubte, er müsse die Mufen begünstigen und ihnen wieder aufhelfen; und das nannten sie ihre goldne Zeit der Poesie. Gleichsam die taube Blüthe in der Bildung dieser Nation. Die Modernen sind ihnen darin gefolgt; was unter Augustus und Marcellus geschah, war eine Vorbedeutung auf die Cinquecentisten Italiens. Ludwig der vier-

zehnte versuchte denselben Frühling des Geistes in Frankreich zu erzwingen, auch die Engländer kamen überein, den Geschmack unter der Königin Anna für den besten zu halten, und keine Nation wollte fernerhin ohne ihr goldenes Zeitalter bleiben; jedes folgende war leerer und schlechter noch als das vorhergehende, und was sich die Deutschen zuletzt als golden eingebil-det haben, verbietet die Würde dieser Darstellung näher zu bezeichnen.

Ich kehre zurück zu den Römern. Sie hatten, wie gesagt, nur einen Anfall von Poesie, die ihnen eigentlich stets widernatürlich blieb. Einheimisch war bey ihnen nur die Poesie der Urbanität, und mit der einzigen Satire haben sie das Gebiet der Kunst bereichert. Es nahm dieselbe unter jedem Meister eine neue Gestalt an, indem sich der große alte Styl der römischen Geselligkeit und des römischen Wises bald die classische Kühnheit des Archilochos und der alten Komödie aneignete, bald aus der sorglosen Leichtigkeit eines Improvisatore zur saubersten Eleganz eines correcten Dikters bildete, bald mit Stoischem Sinn und im gebiegensten Styl zur großen alten Weise der Nation zurückkehrte, bald sich der Begeisterung des Hasses überließ. Durch die Satire erscheint in neuem Glanz, was noch von der Urbanität der ewigen Roma im Catullus lebt, im Martialis, oder sonst einzeln und zerstreut. Die Satire giebt uns einen römischen Standpunkt für die Produkte des römischen Geistes.

Nachdem die Kraft der Poesie so schnell erloschen als zuvor gewachsen war, nahm der Geist der Men-

schen eine andre Richtung, die Kunst verschwand im Gedränge der alten und der neuen Welt, und über ein Jahrtausend verstrich, ehe wieder ein großer Dichter im Occident aufstand. Wer Talent zum Neben hatte, widmete sich bey den Römern gerichtlichen Geschäften, und wenn er ein Hellene war, hielt er populäre Vorlesungen über allerley Philosophie. Man begnügte sich, die alten Schätze jeder Art zu erhalten, zu sammeln, zu mischen, abzukürzen und zu verderben; und wie in andern Zweigen der Bildung, so zeigt sich auch in der Poesie nur selten eine Spur von Originalität, einzeln und ohne Nachdruck; nirgends ein Künstler, kein classisches Werk in so langer Zeit. Dagegen war die Erfindung und Begeisterung in der Religion um so reger; in der Ausbildung der neuen, in den Versuchen zur Umbildung der alten, in der mystischen Philosophie müssen wir die Kraft jener Zeit suchen, die in dieser Rücksicht groß war, eine Zwischenwelt der Bildung, ein fruchtbares Chaos zu einer neuen Ordnung der Dinge, das wahre Mittelalter.

Mit den Germanern strömte ein unverdorbener Felsenquell von neuem Heldengesang über Europa, und als die wilde Kraft der Gothischen Dichtung durch Einwirkung der Araber mit einem Nachhall von den reizenden Wundermärchen des Orients zusammentraf, blühte an der südlichen Küste gegen das Mittelmeer ein fröhliches Gewerbe von Erfindern lieblicher Gesänge und seltsamer Geschichten, und bald in dieser bald in jener Gestalt verbreitete sich mit der heiligen

lateinischen Epen und auch die weltliche Romanze, von Liebe und von Waffen singend.

Die katholische Hierarchie war unterdessen ausgewachsen; die Jurisprudenz und die Theologie zeigte manchen Rückweg zum Alterthum. Diesen betrat, Religion und Poesie verbindend, der große Dante, der heilige Stifter und Vater der modernen Poesie. Von den Alvordern der Nation lernte er das eigensie und sonderbarste, das heiligste und das süßeste der neuen gemeinen Mundart zu classischer Würde und Kraft zusammenzubringen, und so die provenzalische Kunst der Reime zu veredeln; und da ihm nicht bis zur Quelle zu steigen vergönnt war, konnten ihm auch Römer den allgemeinen Gedanken eines großen Werkes von geordnetem Gliederbau mittelbar anregen. Mächtig faßte er ihn, in Einen Mittelpunkt drängte sich die Kraft seines erfindsamen Geistes zusammen, in Einem ungeheuren Gedicht umfaßte er mit starken Armen seine Nation und sein Zeitalter, die Kirche und das Kaiserthum, die Weisheit und die Offenbarung, die Natur und das Reich Gottes. Eine Auswahl des Edelsten und des Schändlichsten was er gesehen, des Größten und des Seltsamsten, was er ersinnen konnte; die offenerzigste Darstellung seiner selbst und seiner Freunde, die herrlichste Verherrlichung der Geliebten; alles treu und wahrhaftig im Sichtbaren und voll geheimer Bedeutung und Beziehung aufs Unsichtbare.

Petrarca gab der Canzone und dem Sonett Vollendung und Schönheit. Seine Gesänge sind der Geist seines Lebens, und ein Hauch beseelt und bildet sie zu

Einen untheilbaren Werk; die ewige Roma auf Erden und Madonna im Himmel als Widerschein der einzigen Laura in seinem Herzen versinnlichen und halten in schöner Freyheit die geistige Einheit des ganzen Gedichts. Sein Gefühl hat die Sprache der Liebe gleichsam erfunden, und gilt nach Jahrhunderten noch bey allen Edlen, wie Boccaccio's Verstand eine unverstiegbare Quelle merkwürdiger meistens wahrer und sehr gründlich ausgearbeiteter Geschichten für die Dichter jeder Nation stiftete, und durch kraftvollen Ausdruck und großen Periodenbau die Erzählungs-Sprache der Conversation zu einer soliden Grundlage für die Prosa des Romans erhob. So streng in der Liebe Petrarca's Reinheit, so materiell ist Boccaccio's Kraft, der es lieber wählte, alle reizende Frauen zu trösten, als eine zu vergöttern. In der Canzone durch fröhliche Anmuth und geselligen Scherz nach dem Meister neu zu seyn, gelang ihm glücklicher als diesem, in der Vision und Terzine dem großen Dante ähnlich zu werden.

Diese drey sind die Häupter vom alten Styl der modernen Kunst; ihren Werth soll der Kenner verstehen, dem Gefühl des Liebhabers bleibt grade das Beste und Eigenste in ihnen hart oder doch fremd.

Aus solchen Quellen entsprungen, konnte bey der vorgezogenen Nation der Italiäner der Strom der Poesie nicht wieder versiegen. Jene Erfinder zwar ließen keine Schule sondern nur Nachahmer zurück: dagegen entstand schon früh ein neues Gewächs. Man wandte die Form und Bildung der nun wieder

zur Kunst gewordnen Poesie auf den abentheuerlichen Stoff der Ritterbücher an, und so entstand das Romanzo der Italiäner, ursprünglich schon zu geselligen Vorlesungen bestimmt, und die alterthümlichen Wundergeschichten durch einen Anhauch von geselligem Witz und geistiger Würze zur Groteske laut oder leise verwandelnd. Doch ist dieses Groteske selbst im Ariosto, der das Romanzo wie Boyardo mit Novellen, und nach dem Geist seiner Zeit mit schönen Blüthen aus den Alten schmückte, und in der Stange eine hohe Unmuth erreichte, nur einzeln, nicht im Ganzen, das kaum diesen Namen verdient. Durch diesen Vorzug und durch seinen hellen Verstand steht er über seinem Vorgänger; die Fülle klarer Bilder und die glückliche Mischung von Scherz und Ernst macht ihn zum Meister und Urbilde in leichter Erzählung und sinnlichen Fantastien. Der Versuch, das Romanzo durch einen würdigen Gegenstand und durch classische Sprache zur antiken Würde der Epopöe zu erheben, das man sich als ein großes Kunstwerk aller Kunstwerke für die Nation, und nach seinem allegorischen Sinn noch besonders für die Gelehrten dachte, blieb, so oft er auch wiederholt wurde, nur ein Versuch, der den rechten Punkt nicht treffen konnte. Auf einem andern ganz neuen, aber nur einmal anwendbaren Wege gelang es dem Guarini, im Pastorido, dem größten ja einzigen Kunstwerke der Italiäner nach jenen Großen, den romantischen Geist und die classische Bildung zur schönsten Harmonie zu verschmelzen, wo-

durch er auch dem Sonett neue Kraft und neuen Reiz gab.

Die Kunstgeschichte der Spanier, die mit der Poesie der Italiäner aufs innigste vertraut waren, und die der Engländer, deren Sinn damals für das Romantische, was etwa durch die dritte vierte Hand zu ihnen gelangte, sehr empfänglich war, drängt sich zusammen in die von der Kunst zweyer Männer, des Cervantes und Shakspeare, die so groß waren, daß alles übrige gegen sie nur vorbereitende, erklärende, ergänzende Umgebung scheint. Die Fülle ihrer Werke und der Stufengang ihres unermesslichen Geistes wäre allein Stoff für eine eigne Geschichte. Wir wollen nur den Faden derselben andeuten, in welche bestimmte Massen das Ganze zerfällt, oder wo man wenigstens einige feste Punkte und die Richtung sieht.

Da Cervantes zuerst die Feder statt des Degens ergriff, den er nicht mehr führen konnte, dichtete er die *Calatea*, eine wunderbar große Composition von ewiger Lust der Fantasie und der Liebe, den zartesten und lieblichsten aller Romane; außerdem viele Werke, so die Bühne beherrschten, und wie die göttliche *Numancia* des alten Rosthurns würdig waren. Dieses war die erste große Zeit seiner Poesie; ihr Charakter war hohe Schönheit, ernst aber lieblich.

Das Hauptwerk seiner zweyten Manier ist der erste Theil des *Don Quixote*, in welchem der fantastische Witz und eine verschwenderische Fülle kühner Erfindung herrschen. Im gleichen Geist und wahrscheinlich auch um dieselbe Zeit dichtete er auch viele seiner

seiner Novellen, besonders die komischen. In den letzten Jahren seines Lebens gab er dem herrschenden Geschmack im Drama nach, und nahm es aus diesem Grunde zu nachlässig; auch im zweiten Theil des Don Quixote nahm er Rücksicht auf Urtheile; es blieb ihm ja doch frey, sich selbst zu genügen, und diese an die erste überall angebildete Masse des einzig in zwey getrennten und aus zweyen verbundenen Werks, das hier gleichsam in sich selbst zurückkehrt, mit unergründlichem Verstand in die tiefste Tiefe auszuarbeiten. Den großen Perfiles dichtete er mit sinnreicher Künstlichkeit in einer ernsten, dunkeln Manier nach seiner Idee vom Roman des Heliodor; was er noch dichten wollte, vermuthlich in der Gattung des Ritterbuchs und des dramatisirten Romans, so wie den zweiten Theil der Galatea zu vollenden, verhinderte ihn der Tod.

Vor Cervantes war die Prosa der Spanier im Ritterbuch auf eine schöne Art alterthümlich, im Schafferoman blühend, und ahmte im romantischen Drama das unmittelbare Leben in der Sprache des Umgangs scharf und genau nach. Die lieblichste Form für zarte Lieder, voll Musik oder sinnreicher Ländeleien, und die Romanze, gemacht um mit Adel und Einfalt edle und rührende alte Geschichte ernst und treu zu erzählen, waren von Alters her in diesem Lande einheimisch. Weniger war dem Shakspeare vorgearbeitet; fast nur durch die bunte Mannichfaltigkeit der Engländischen Bühne, für die bald Gelehrte, bald Schauspieler, Vornehme und Hofnarren arbeiteten, wo Mysterien aus der Kindheit des Schauspiels oder

altenglische Poesien mit fremden Novellen, mit vaterländischen Historien und andern Gegenständen wechselten; in jeder Manier und in jeder Form, aber nichts was wir Kunst nennen dürften. Doch war es für den Effekt und selbst für die Gründlichkeit ein glücklicher Umstand, daß früh schon Schauspieler für die Bühne arbeiteten, die doch durchaus nicht auf den Glanz der äußern Erscheinung berechnet war, und daß im historischen Schauspiel die Einerleyheit des Stoffs, den Geist des Dichters und des Zuschauers auf die Form lenken mußte.

◀ Shakspeare's frühesten Werke *) müssen mit dem Auge betrachtet werden, mit welchem der Kenner die Alterthümer der italiänischen Malerkunst verehrt. Sie sind ohne Perspektiv und andre Vollendung, aber gründlich, groß und voll Verstand, und in ihrer Ausstattung nur durch die Werke aus der schönsten Manier desselben Meisters übertroffen. Wir rechnen dahin den *Locrinus*, wo der höchste Nothurn in Gothischer Mundart, mit der derben altenglischen Lustigkeit grell verbunden ist, den göttlichen Perikles, und andre Kunstwerke des einzigen Meisters, die der Überwieg leichter Schrift gelehrten ihm gegen alle Geschichte abgesprochen, oder die Dummheit derselben nicht anerkannt hat. Wir

*) Ueber die sogenannten undichten Stücke von Shakspeare und die Beweise ihrer Aechtheit dürfen wir den Freunden des Dichters eine ausführliche Untersuchung von Tiedemann versprechen, dessen gelehrte Kenntniß und originelle Ansicht derselben die Aufmerksamkeit des Verfassers zuerst auf jene interessante kritische Frage lenkte.

sehen; daß diese Produkte früher sind als der Adonis und die Sonette, weil keine Spur darin ist von der süßen lieblichen Bildung, von dem schönen Geiste, der mehr oder minder in allen spätern Dramen des Dichters athmet, am meisten in denen der höchsten Blüthe. Liebe, Freundschaft und edle Gesellschaft wirkten nach seiner Selbstdarstellung eine schöne Revolution in seinem Geiste; die Bekanntschaft mit den zärtlichen Gedichten des bey den Vornehmen beliebten Spenser gab seinem neuen romantischen Schwunge Nahrung, und dieser mochte ihn zur Lektüre der Novellen führen, die er mehr als zuvor geschehn war, für die Bühne mit dem tiefsten Verstande umbildete, neu construirte und fantastisch reizend dramatisirte. Diese Ausbildung floß nun auch auf die historischen Stücke zurück, gab ihnen mehr Fülle, Anmuth und Wiß, und hauchte allen seinen Dramen den romantischen Geist ein, der sie in Verbindung mit der tiefen Gründlichkeit am eigensten charakterisirt, und sie zu einer romantischen Grundlage des modernen Drama constituirt, die dauerhaft genug ist für ewige Zeiten.

Von den zuerst dramatisirten Novellen erwähnen wir nur den Romeo und Love's labour's lost, als die lichtesten Punkte seiner jugendlichen Fantasie, die am nächsten an Adonis und die Sonette gränzen. In drey Stücken von Heinrich dem Sechsten und Richard dem Dritten sehn wir einen stätigen Uebergang aus der ältern noch nicht romantisirten Manier in die große. An diese Masse abstruirte er die von Richard dem Zweyten bis Heinrich dem Fünften; und dieses

Werk ist der Gipfel seiner Kraft. Im Macbeth und Lear sehn wir die Gränzzeichen der männlichen Reife und der Hamlet schwebt unauflöslich im Uebergang von der Novelle zu dem was diese Tragödien sind. Für die letzte Epoche erwähnen wir den Sturm, Othello und die römischen Stücke; es ist unermesslich viel Verstand darin, aber schon etwas von der Kälte des Alters.

Nach dem Tode dieser Großen erlosch die schöne Fantasie in ihren Ländern. Merkwürdig genug bildete sich nun sogleich die bis dahin roh gebliebene Philosophie zur Kunst, erregte den Enthusiasmus herrlicher Männer und zog ihn wieder ganz an sich. In der Poesie dagegen gab es zwar vom Lope de Vega bis zum Gozzi manche schätzbare Virtuosen, aber doch keine Poeten, und auch jene nur für die Bühne. Uebrigens wuchs die Fülle der falschen Tendenzen in allen gelehrten und populären Gattungen und Formen immer mehr. Aus oberflächlichen Abstractionen und Räsonnements, aus dem mißverstandenen Alterthum und dem mittelmäßigen Talent entstand in Frankreich ein umfassendes und zusammenhängendes System von falscher Poesie, welches auf einer gleich falschen Theorie der Dichtkunst ruhte; und von hier aus verbreitete sich diese schwächliche Geisteskrankheit des sogenannten guten Geschmacks fast über alle Länder Europa's. Die Franzosen und die Engländer constituirten sich nun ihre verschiedenen goldenen Zeitalter, und wählten sorgfältig als würdige Repräsentanten der Nation im Pantheon des Ruhms ihre Zahl von Classikern aus

Schriftstellern, die sämmtlich in einer Geschichte der Kunst keine Erwähnung finden können.

Indessen erhielt sich doch auch hier wenigstens eine Tradition, man müsse zu den Alten und zur Natur zurückkehren, und dieser Funken zündete bey den Deutschen, nachdem sie sich durch ihre Vorbilder allmählig durchgearbeitet hatten. Winkelmann lehrte das Alterthum als ein Ganzes betrachten, und gab das erste Beispiel, wie man eine Kunst durch die Geschichte ihrer Bildung begründen solle. Goethe's Universalität gab einen milden Widerschein von der Poesie fast aller Nationen und Zeitalter; eine unerschöpflich lehrreiche Suite von Werken, Studien, Skizzen, Fragmenten, Versuchen in jeder Gattung und in den verschiedensten Formen. Die Philosophie gelangte in wenigen kühnen Schritten dahin, sich selbst und den Geist des Menschen zu verstehen, in dessen Tiefe sie den Urquell der Fantasie und das Ideal der Schönheit entdecken, und so die Poesie deutlich anerkennen mußte, deren Wesen und Daseyn sie bisher auch nicht geahndet hatte. Philosophie und Poesie, die höchsten Kräfte des Menschen, die selbst zu Athen jede für sich in der höchsten Blüthe doch nur einzeln wirkten, greifen nun in einander, um sich in ewiger Wechselwirkung gegenseitig zu beleben und zu bilden. Das Uebersetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Rhythmen ist zur Kunst und die Kritik zur Wissenschaft geworden, die alte Irrthümer vernichtet und neue Aussichten in die Kenntniß des Alterthums eröff-

net, in deren Hintergrunde sich eine vollendete Geschichte der Poesie zeigt.

Es fehlt nichts, als daß die Deutschen diese Mittel ferner brauchen, daß sie dem Vorbilde folgen, was Goethe aufgestellt hat, die Formen der Kunst überall bis auf den Ursprung erforschen, um sie neu beleben oder verbinden zu können, und daß sie auf die Quellen ihrer eignen Sprache und Dichtung zurückgehn, und die alte Kraft, den hohen Geist wieder frey machen, der noch in den Urkunden der vaterländischen Vorzeit vom Liede der Nibelungen bis zum Flammring und Weckherlin bis jetzt verkannt schlummert: so wird die Poesie, die bey keiner modernen Nation so ursprünglich ausgearbeitet und vortrefflich erst eine Sage der Helden, dann ein Spiel der Ritter, und endlich ein Handwerk der Bürger war, nun auch bey eben derselben eine gründliche Wissenschaft wahrer Gelehrten und eine tüchtige Kunst erfindsamer Dichter seyn und bleiben.

Camilla. Sie haben die Franzosen ja fast gar nicht erwähnt.

Andrea. Es ist ohne besondre Absicht geschehn; ich fand eben keine Veranlassung.

Antonio. Er hätte an dem Beispiel der großen Nation wenigstens zeigen können, wie man eine seyn kann, ohne alle Poesie.

Camilla. Und darstellen wie man ohne Poesie lebt.

Ludoviko. Er hat mir durch diese Dürre auf eine indirekte Art mein polemisches Werk über die Theorie der falschen Poesie vorwegnehmen wollen.

Andrea. Es wird nur auf Sie ankommen, so habe ich, was Sie thun wollen nur leise angekündigt.

Lothario. Da Sie bey Erwähnung der Ueergänge aus Poesie in Philosophie und aus Philosophie in Poesie, des Plato als Dichter erwähnten, wo für die Muse Ihnen lohne, horchte ich nachher auch auf den Namen des Tacitus. Diese durchgebildete Vollendung des Styls, diese gebiegene und helle Darstellung, die wir in den großen Historien des Alterthums finden, sollte dem Dichter ein Urbild seyn. Ich bin überzeugt, dieses große Mittel ließe sich noch gebrauchen.

Marcus. Und vielleicht ganz neu anwenden.

Amalia. Wenn das so fortgeht, wird sich uns, ehe wirs uns versehen, eins nach dem andern in Poesie verwandeln. Ist denn alles Poesie?

Lothario. Jede Kunst und jede Wissenschaft die durch die Rede wirkt, wenn sie als Kunst um ihrer selbst willen geübt wird, und wenn sie den höchsten Gipfel erreicht, erscheint als Poesie.

Ludoviko. Und jede, die auch nicht in den Worten der Sprache ihr Wesen treibt, hat einen unsichtbaren Geist, und der ist Poesie.

Marcus. Ich stimme in vielen ja fast in den meisten Punkten mit Ihnen überein. Nur wünschte ich, Sie hätten noch mehr Rücksicht auf die Dichtarten genommen; oder um mich besser auszudrücken, ich

wünschte, daß eine bestimmtere Theorie derselben aus Ihrer Darstellung hervorginge.

Andrea. Ich habe mich in diesem Stück ganz in den Grängen der Geschichte halten wollen.

Ludoviko. Sie könnten sich immerhin auch auf die Philosophie berufen. Wenigstens habe ich noch in keiner Eintheilung den ursprünglichen Gegensatz der Poesie so wiedergefunden, als in Ihrer Gegenüberstellung der epischen und der jambischen Dichtungsart.

Andrea. Die doch nur historisch ist.

Lothario. Es ist natürlich, daß wenn die Poesie auf eine so große Weise entsteht, wie in jenem glücklichen Lande, sie sich auf zwiefache Art äußert. Sie bildet entweder eine Welt aus sich heraus, oder sie schleift sich an die äußre, welches im Anfang nicht durch Idealisiren sondern auf eine feindliche und harte Art geschehen wird. So erkläre ich mir die epische und die jambische Gattung.

Amalia. Mich schauderts immer, wenn ich ein Buch aufschlage, wo die Fantasie und ihre Werke Rubrikenweise classificirt werden.

Marcus. Solche verabscheuungswürdige Bücher wird Ihnen niemand zumuthen zu lesen. Und doch ist eine Theorie der Dichtarten grade das, was uns fehlt. Und was kann sie anders seyn als eine Classification, die zugleich Geschichte und Theorie der Dichtkunst wäre?

Ludoviko. Sie würde uns darstellen wie und auf welche Weise die Fantasie eines — erdichteten

Dichters, der, als Urbild, der Dichter aller Dichter wäre, sich kraft ihrer Thätigkeit durch diese selbst nothwendig beschränken und theilen muß.

Amalia. Wie kann aber dieses künstliche Wesen zur Poesie dienen?

Lothario. Sie haben bis jetzt eigentlich wenig Ursache, Amalia, über dergleichen künstliches Wesen bey Ihren Freunden zu klagen. Es muß noch ganz anders kommen, wenn die Poesie wirklich ein künstliches Wesen werden soll.

Marcus. Ohne Absonderung findet keine Bildung Statt, und Bildung ist das Wesen der Kunst. Also werden Sie jene Eintheilungen wenigstens als Mittel gelten lassen.

Amalia. Diese Mittel werfen sich oft zum Zweck auf, und immer bleibt es ein gefährlicher Umweg, der gar zu oft den Sinn für das Höchste tödtet, ehe das Ziel erreicht ist.

Ludoviko. Der rechte Sinn läßt sich nicht tödten.

Amalia. Und welche Mittel zu welchem Zweck? Es ist ein Zweck, den man nur gleich oder nie erreichen kann. Jeder freye Geist sollte unmittelbar das Ideal ergreifen und sich der Harmonie hingeben, die er in seinem Innern finden muß, sobald er sie da suchen will.

Ludoviko. Die innere Vorstellung kann nur durch die Darstellung nach außen, sich selbst klarer und ganz lebendig werden.

< Marcus. Und Darstellung ist Sache der Kunst, man stelle sich wie man auch wolle.

Antonio. Nun so sollte man die Poesie auch als Kunst behandeln. Es kann wenig fruchten, sie in einer kritischen Geschichte so zu betrachten, wenn die Dichter nicht selbst Künstler und Meister sind, mit sichern Werkzeugen zu bestimmten Zwecken auf beliebige Weise zu verfahren.

Marcus. Und warum sollten sie das nicht? Freylich müssen sie es und werden es auch. Das wesentlichste sind die bestimmten Zwecke, die Absonderung wodurch allein das Kunstwerk Umriss erhält und in sich selbst vollendet wird. Die Fantasie des Dichters soll sich nicht in eine chaotische Ueberhauptpoesie ergießen, sondern jedes Werk soll der Form und der Gattung nach einen durchaus bestimmten Charakter haben.

Antonio. Sie zielen schon wieder auf Ihre Theorie der Dichtarten. Wären Sie nur erst damit im Reinen.

< Lothario. Es ist nicht zu tadeln, wenn unser Freund auch noch so oft darauf zurückkommt. Die Theorie der Dichtungsarten würde die eigenthümliche Kunstlehre der Poesie seyn. Ich habe oft im Einzelnen bestätigt gefunden, was ich im Allgemeinen schon wußte: daß die Principien des Rhythmus und selbst der gerechneten Sylbenmaße musikalisch sind; was in der Darstellung von Charakteren, Situationen, Leidenschaften das Wesentliche, Innere ist, der Geist, dürfte in den bildenden und zeichnenden Künsten einheimisch

seyn. Die Diction selbst, obgleich sie schon unmittelbar mit dem eigenthümlichen Wesen der Poesie zusammenhängt, ist ihr mit der Rhetorik gemein. Die Dichtungsarten sind eigentlich die Poesie selbst.

Marcus. Auch mit einer bündigen Theorie derselben bliebe noch vieles zu thun übrig, oder eigentlich alles. Es fehlt nicht an Lehren und Theorien, daß und wie die Poesie eine Kunst seyn und werden solle. Wird sie es aber dadurch wirklich? — Dieß könnte nur auf dem praktischen Wege geschehn, wenn mehrere Dichter sich vereinigten eine Schule der Poesie zu stiften, wo der Meister den Lehrling wie in andern Künsten tüchtig angriffe und wacker plagte, aber auch im Schweiß seines Angesichts ihm eine solide Grundlage als Erbschaft hinterließe, auf die der Nachfolger dadurch von Anfang an im Vortheil nun immer größer und kühner fortbauen dürfte, um sich endlich auf der stolzeſten Höhe frey und mit Leichtigkeit zu bewegen.

Andrea. Das Reich der Poesie ist unsichtbar. Wenn ihr nur nicht auf die äußere Form seht, so könnt ihr eine Schule der Poesie in ihrer Geschichte finden, größer als in irgend einer andern Kunst. Die Meister aller Zeiten und Nationen haben uns vorgearbeitet, und ein ungeheures Capital hinterlassen. Dies in der Kürze zu zeigen, war der Zweck meiner Vorlesung.

Antonio. Auch unter uns und ganz in der Nähe fehlt es nicht an Beyspielen, daß ein Meister, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, den Nachfolgern gewaltig vorarbeitet. Wenn Bosens eigne Gedichte längst aus der Reihe der Dinge verschwun-

den sind, wird sein Verdienst als Uebersetzer und Sprachkünstler, der eine neue Gegend mit unsäglichcr Kraft und Ausdauer urbar gemacht, um so heller glänzen, je mehr seine vorläufigen Arbeiten durch nachfolgende, bessere übertroffen werden, weil man dann einsehen wird, daß diese nur durch jene möglich gemacht worden waren.

L Marcus. Bey den Alten gab es auch im eigentlichen Sinne Schulen der Poesie. Und ich will es nicht leugnen, ich hege die Hoffnung, daß dieß noch jetzt möglich sey. Was ist wohl ausführbarer, und was zugleich wünschenswürdiger, als ein gründlicher Unterricht in der metrischen Kunst? Aus dem Theater kann gewiß nicht eher etwas rechtes werden, bis ein Dichter das Ganze dirigirt, und viele in einem Geiste dafür arbeiten. Ich deute nur auf einige Wege zur Möglichkeit, meine Idee auszuführen. Es könnte in der That das Ziel meines Ehrgeizes seyn, eine solche Schule zu vereinigen, und so wenigstens einige Arten und einige Mittel der Poesie in einen gründlichen Zustand zu bringen.

L Amalia. Warum wieder nur Arten und Mittel? — Warum nicht die ganze eine und untheilbare Poesie? — Unser Freund kann gar nicht von seiner alten Unart lassen; er muß immer sondern und theilen, wo doch nur das Ganze in ungetheilter Kraft wirken und befriedigen kann. Und ich hoffe, Sie werden doch Ihre Schule nicht so ganz allein stiften wollen?

Camilla. Sonst mag er auch sein eigener Schül-

ler bleiben, wenn er allein der Meister seyn will. Wir wenigstens werden uns auf die Art nicht in die Lehre geben.

Antonio. Nein gewiß, Sie sollen nicht von einem Einzelnen allein despotisirt werden, liebe Freundin; wir müssen Sie alle nach Gelegenheit belehren dürfen. Wir wollen alle Meister und Schüler zugleich seyn, bald dieses bald jenes wie es sich trifft. Und mich wird wohl das letzte am häufigsten treffen. Doch wäre ich gleich dabey, ein Schutz- und Trutzbündniß von und für die Poesie einzugehn, wenn ich nur die Möglichkeit einer solchen Kunstschule derselben einsehn könnte.

Ludoviko. Die Wirklichkeit würde das am besten entscheiden.

Antonio. Es müßte zuvor untersucht und ins Reine gebracht werden, ob sich Poesie überhaupt lehren und lernen läßt.

Lothario. Wenigstens wird es eben so begreiflich seyn, als daß sie überhaupt durch Menschenwitz und Menschenkunst aus der Tiefe aus Licht gelockt werden kann. Ein Wunder bleibt es doch; ihr mögt euch stellen wie ihr wollt.

Ludoviko. So ist es. Sie ist der edelste Zweig der Magie, und zur Magie kann der isolirte Mensch sich nicht erheben; aber wo irgend Menschentrieb durch Menscheng Geist verbunden zusammenwirkt, da regt sich magische Kraft. Auf diese Kraft habe ich gerechnet; ich fühle den geistigen Hauch wehen in der Mitte der Freunde; ich lebe nicht in Hoffnung sondern in Zu-

berſicht der neuen Morgenröthe, der neuen Poeſie. Das übrige hier auf dieſen Blättern, wenn es jezt Zeit iſt.

Antonio. Laſſen Sie uns hören. Ich hoffe, wir finden in dem was Sie uns geben wollen, einen Gegenſatz für Andrea's Epochen der Dichtkunſt. So können wir dann eine Anſicht und eine Kraft als Hebel für die andre gebrauchen, und über beyde deſto freyer und eingreifender diſputiren, und wieder auf die große Frage zurückkommen, ob ſich Poeſie lehren und lernen läßt.

Camilla. Es iſt gut, daß Ihr endlich ein Ende macht. Ihr wollt eben alles in die Schule nehmen und ſeyd nicht einmal Meiſter über die Redensarten, die Ihr führt; ſo daß ich nicht übel Luſt hätte, mich zur Präſidentin zu conſtituiren und Ordnung im Geſpräch zu ſchaffen.

Antonio. Nachher wollen wir Ordnung halten, und im Nothfalle an Sie appelliren. Jezt laſſen Sie uns hören.

Ludoviko. Was ich Euch zu geben habe und was mir ſehr an der Zeit ſchien, zur Sprache zu bringen, iſt eine

Rede über die Mythologie.

Ben dem Ernſt, mit dem Ihr die Kunſt verehrt, meine Freunde, will ich Euch auffordern, Euch ſelbſt zu fragen: Soll die Kraft der Begeiſterung auch in

der Poesie sich immerfort einzeln versplittern und wenn sie sich müde gekämpft hat gegen das widrige Element, endlich einsam verstummen? Soll das höchste heilige immer namenlos und formlos bleiben, im Dunkel dem Zufall überlassen? Ist die Liebe wirklich unüberwindlich, und giebt es wohl eine Kunst, die den Namen verdiente, wenn diese nicht die Gewalt hat, den Geist der Liebe durch ihr Zauberwort zu fesseln, daß er ihr folge und auf ihr Geheiß und nach ihrer nothwendigen Willkühr die schönen Bildungen beseelen muß? —

Ihr vor allen müßt wissen, was ich meyne. Ihr habt selbst gedichtet, und Ihr müßt es oft im Dichten gefühlt haben, daß es Euch an einem festen Halt für Euer Wirken gebrach, an einem mütterlichen Boden, einem Himmel, einer lebendigen Luft.

Aus dem Innern herausarbeiten das alles muß der moderne Dichter, und viele haben es herrlich gethan, aber bis jetzt nur jeder allein, jedes Werk wie eine neue Schöpfung von vorn an aus Nichts.

Ich gehe gleich zum Ziel. Es fehlt, behaupte ich, unsrer Poesie an einem Mittelpunkt, wie es die Mythologie für die der Alten war, und alles Wesentliche, worin die moderne Dichtkunst der antiken nachsteht, läßt sich in die Worte zusammenfassen: Wir haben keine Mythologie. Aber setze ich hinzu, wir sind nahe daran eine zu erhalten, oder vielmehr es wird Zeit, daß wir ernsthaft dazu mitwirken sollen, eine hervorzubringen.

Denn auf dem ganz entgegengesetzten Wege wird

ste uns kommen, wie die alte ehemalige, überall die erste Blüthe der jugendlichen Fantasie, sich unmittelbar anschließend und anbildend an das nächste, lebendigste der sinnlichen Welt. Die neue Mythologie muß im Gegentheil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das künstlichste aller Kunstwerke seyn, denn es soll alle andern umfassen, ein neues Bette und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Reime aller andern Gedichte verhüllt.

Ihr mögt wohl lächeln über dieses mystische Gedicht und über die Unordnung, die etwa aus dem Gedränge und der Fülle von Dichtungen entstehen dürfte. Aber die höchste Schönheit, ja die höchste Ordnung ist denn doch nur die des Chaos, nämlich eines solchen, welches nur auf die Berührung der Liebe wartet, um sich zu einer harmonischen Welt zu entfalten, eines solchen wie es auch die alte Mythologie und Poesie war. Denn Mythologie und Poesie, beyde sind Eins und unzertrennlich. Alle Gedichte des Alterthums schließen sich eines an das andre, bis sich aus immer größern Massen und Gliedern das Ganze bildet; alles greift in einander, und überall ist ein und derselbe Geist nur anders ausgedruckt. Und so ist es wahrlich kein leeres Bild, zu sagen: die alte Poesie sey ein einziges, untheilbares, vollendetes Gedicht. Warum sollte nicht wieder von neuem werden, was schon gewesen ist? Auf eine andre Weise versteht sich. Und warum nicht auf eine schönere, größere? —

Ich bitte Euch, nur dem Unglauben an die Möglichkeit

lichkeit einer neuen Mythologie nicht Raum zu geben. Die Zweifel von allen Seiten und nach allen Richtungen sollen mir willkommen seyn, damit die Untersuchung desto freyer und reicher werde. Und nun schenkt meinen Vermuthungen ein aufmerksames Gehör! Mehr als Vermuthungen kann ich Euch nach der Lage der Sache nicht geben wollen. Aber ich hoffe, diese Vermuthungen sollen durch euch selbst zu Wahrheiten werden. Denn es sind, wenn Ihr sie dazu machen wollt, gewissermaßen Vorschläge zu Versuchen.

Kann eine neue Mythologie sich nur aus der innersten Tiefe des Geistes wie durch sich selbst herausarbeiten, so finden wir einen sehr bedeutenden Wink und eine merkwürdige Bestätigung für das was wir suchen in dem großen Phänomen des Zeitalters, im Idealismus! Dieser ist auf eben die Weise gleichsam wie aus Nichts entstanden, und es ist nun auch in der Geisterwelt ein fester Punkt constituirte, von wo aus die Kraft des Menschen sich nach allen Seiten mit steigender Entwicklung ausbreiten kann, sicher sich selbst und die Rückkehr nie zu verlieren. Alle Wissenschaften und alle Künste wird die große Revolution ergreifen. Schon seht Ihr sie in der Physik wirken, in welcher der Idealismus eigentlich schon früher für sich ausbrach, ehe sie noch vom Zauberstabe der Philosophie berührt war. Und dieses wunderbare große Faktum kann Euch zugleich ein Wink seyn über den geheimen Zusammenhang und die innre Einheit des Zeitalters. Der Idealismus, in praktischer Ansicht

nichts anders als der Geist jener Revolution, die großen Maximen derselben, die wir aus eigener Kraft und Freyheit ausüben und ausbreiten sollen, ist in theoretischer Ansicht, so groß er sich auch hier zeigt, doch nur ein Theil, ein Zweig, eine Aeußerungsart von dem Phänomene aller Phänomen, daß die Menschheit aus allen Kräften ringt, ihr Centrum zu finden. Sie muß wie die Sachen stehn, untergehn oder sich verjüngen. Was ist wahrscheinlicher, und was läßt sich nicht von einem solchen Zeitalter der Verjüngung hoffen? — Das graue Alterthum wird wieder lebendig werden, und die fernste Zukunft der Bildung sich schon in Verbedeutungen melden. Doch das ist nicht das, worauf es mir zunächst hier ankommt: denn ich möchte gern nichts überspringen und Euch Schritt vor Schritt bis zur Gewißheit der allerheiligsten Mysterien führen. Wie es das Wesen des Geistes ist, sich selbst zu bestimmen und im ewigen Wechsel aus sich heraus zu gehn und in sich zurückzukehren; wie jeder Gedanke nichts anderes ist, als das Resultat einer solchen Thätigkeit: so ist derselbe Proceß auch im Ganzen und Großen jeder Form des Idealismus sichtbar, der ja selbst nur die Anerkennung jenes Selbstgesetzes ist, und das neue durch die Anerkennung verdoppelte Leben, welches die geheime Kraft desselben durch die unbeschränkte Fülle neuer Erfindung, durch die allgemeine Mittheilbarkeit und durch die lebendige Wirksamkeit aufs herrlichste offenbart. Natürlich nimmt das Phänomen in jedem Individuum eine andre Gestalt an, wo denn oft der Erfolg hinter unsrer Erwartung zurückbleiben muß. Aber was nothwendige Gesetze

für den Gang des Ganzen erwarten lassen, darin kann unsre Erwartung nicht getäuscht werden. Der Idealismus in jeder Form muß auf eine oder die andre Art aus sich herausgehn, um in sich zurückkehren zu können, und zu bleiben was er ist. Deswegen muß und wird sich aus seinem Schooß ein neuer eben so gränzenloser Realismus erheben; und der Idealismus also nicht bloß in seiner Entstehungsart ein Beispiel für die neue Mythologie, sondern selbst auf indirekte Art Quelle derselben werden. Die Spuren einer ähnlichen Tendenz könnt ihr schon jetzt fast überall wahrnehmen; besonders in der Physik, der es an nichts mehr zu fehlen scheint, als an einer mythologischen Ansicht der Natur.

Auch ich trage schon lange das Ideal eines solchen Realismus in mir, und wenn es bisher nicht zur Mittheilung gekommen ist, so war es nur, weil ich das Organ dazu noch suche. Doch weiß ich, daß ichs nur in der Poesie finden kann, denn in Gestalt der Philosophie oder gar eines Systems wird der Realismus nie wieder auftreten können. Und selbst nach einer allgemeinen Tradition ist es zu erwarten, daß dieser neue Realismus, weil er doch idealischen Ursprungs seyn, und gleichsam auf idealischem Grund und Boden schweben muß, als Poesie erscheinen wird, die ja auf der Harmonie des Ideellen und Reellen beruhen soll.

Spinoza, scheint mirs, hat ein gleiches Schicksal, wie der gute alte Saturn der Fabel. Die neuen Götter haben den Herrlichen vom hohen Thron des Wissens

schafft herabgestürzt. In das heilige Dunkel der Fantasie ist er zurückgewichen, da lebt und haust er nun mit den andern Titanen in ehrwürdiger Verbannung. Haltet ihn hier! Im Gesang der Musen verschmelze seine Erinnerung an die alte Herrschaft in eine leise Sehnsucht. Er entleide sich vom kriegerischen Schmuck des Systems, und theile dann die Wohnung im Tempel der neuen Poesie mit Homer und Dante, und geselle sich zu den Laren und Hausfreunden jedes Gottsbegeisterten Dichters.

L
L
 In der That, ich begreife kaum, wie man ein Dichter seyn kann, ohne den Spinoza zu verehren, zu lieben und ganz der seinige zu werden. In Erfindung des Einzelnen ist Eure eigne Fantasie reich genug; sie anzuregen, zur Thätigkeit zu reizen und ihr Nahrung zu geben, nichts geschickter als die Dichtungen andrer Künstler. Im Spinoza aber findet Ihr den Anfang und das Ende aller Fantasie, den allgemeinen Grund und Boden, auf dem Euer Einzelnes ruht und eben diese Absonderung des Ursprünglichen, Ewigen der Fantasie von allem Einzelnen und Besondern muß Euch sehr willkommen seyn. Ergreift die Gelegenheit und schaut hin! Es wird Euch ein tiefer Blick in die innerste Werkstätte der Poesie gegönnt. Von der Art wie die Fantasie des Spinoza, so ist auch sein Gefühl. Nicht Reizbarkeit für dieses und jenes, nicht Leidenschaft die schwillt und wieder sinket; aber ein klarer Duft schwebt unsichtbar sichtbar über dem Ganzen, überall findet die ewige Sehnsucht einen Anklang aus

den Tiefen des einfachen Werks, welches in stiller Größe den Geist der ursprünglichen Liebe athmet.

Und ist nicht dieser milde Widerschein der Gottheit im Menschen die eigentliche Seele, der zündende Funken aller Poesie? — Das bloße Darstellen von Menschen, von Leidenschaften und Handlungen macht es wahrlich nicht aus, so wenig wie die künstlichen Formen; und wenn Ihr den alten Kram auch Millionenmal durch einander würfelt und über einander wälzt. Das ist nur der sichtbare äußere Leib, und wenn die Seele erloschen ist, gar nur der todte Leichnam der Poesie. Wenn aber jener Funken des Enthusiasmus in Werke ausbricht, so steht eine neue Erscheinung vor uns, lebendig und in schöner Glorie von Licht und Liebe.

Und was ist jede schöne Mythologie anders als ein hieroglyphischer Ausdruck der umgebenden Natur in dieser Verklärung von Fantasie und Liebe?

Einen großen Vorzug hat die Mythologie. Was sonst das Bewußtseyn ewig flieht, ist hier dennoch sinnlich geistig zu schauen, und festgehalten, wie die Seele in dem umgebenden Leibe, durch den sie in unser Auge schimmert, zu unserm Ohre spricht.

Das ist der eigentliche Punkt, daß wir uns wegen des Höchsten nicht so ganz allein auf unser Gemüth verlassen. Freylich, wenn es da trocken ist, dem wird es nirgends quillen; und das ist eine bekannte Wahrheit, gegen die ich am wenigsten gesonnen bin mich aufzulehnen. Aber wir sollen uns überall an das Gebildete anschließen und auch das Höchste durch die Berührung des Gleichartigen, Aehnlichen, oder bey

gleicher Würde Feindlichen entwickeln, entzünden, nähren, mit einem Worte bilden. Ist das Höchste aber wirklich keiner absichtlichen Bildung fähig; so laßt uns nur gleich jeden Anspruch auf irgend eine freye Ideenkunst aufgeben, die alsdann ein leerer Name seyn würde.

Die Mythologie ist ein solches Kunstwerk der Natur. In ihrem Gewebe ist das Höchste wirklich gebildet; alles ist Beziehung und Verwandlung, angebildet und umgebildet, und dieses Anbilden und Umbilden eben ihr eigenthümliches Verfahren, ihr inneres Leben, ihre Methode wenn ich so sagen darf.

Da finde ich nun eine große Aehnlichkeit mit jenem großen Wiß der romantischen Poesie, der nicht in einzelnen Einfällen, sondern in der Construction des Ganzen sich zeigt, und den unser Freund uns schon so oft an den Werken des Cervantes und des Shakespeare entwickelt hat. Ja, diese künstlich geordnete Verwirrung, diese reizende Symmetrie von Widersprüchen, dieser wunderbare ewige Wechsel von Enthusiasmus und Ironie, der selbst in den kleinsten Gliedern des Ganzen lebt, scheinen mir schon selbst eine indirekte Mythologie zu seyn. Die Organisationsform ist dieselbe und gewiß ist die Arabeske die älteste und ursprüngliche Form der menschlichen Fantasie. Weder dieser Wiß noch eine Mythologie können bestehen ohne ein erstes Ursprüngliches und Unnachahmliches, was schlechthin unauflöslich ist, was nach allen Umbildungen noch die alte Natur und Kraft durchschimmern läßt, wo der naive Tief Sinn den Schein des Verkehrten

und Verrückten, oder des Einfältigen und Dummten durchschimmern läßt. Denn das ist der Anfang aller Poesie, den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Fantasie, in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das ich kein schöneres Symbol bis jetzt kenne, als das bunte Gewimmel der alten Götter.

Warum wollt Ihr Euch nicht erheben, diese herrlichen Gestalten des großen Alterthums neu zu beleben? — Versucht es nur einmal die alte Mythologie voll vom Epinosa und von jenen Ansichten, welche die jetzige Physik in jedem Nachdenkenden erregen muß, zu betrachten, wie Euch alles in neuem Glanz und Leben erscheinen wird.

Aber auch die andern Mythologien müssen wieder erweckt werden nach dem Maaß ihres Tiefsinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich wie die des Alterthums! Welche neue Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Uebersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht. Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen, und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südllicher Gluth, der uns jetzt in der spanischen Poesie so rel-

zend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.

Ueberhaupt muß man auf mehr als einem Wege zum Ziel bringen können. Jeder gehe ganz den seinigen, mit froher Zuversicht, auf die individuellste Weise, denn nirgends gelten die Rechte der Individualität — wenn sie nur das ist, was das Wort bezeichnet, untheilbare Einheit, inner lebendiger Zusammenhang — mehr als hier, wo vom Höchsten die Rede ist; ein Standpunkt, auf welchem ich nicht anstehen würde zu sagen, der eigentliche Werth ja die Tugend des Menschen sey seine Originalität. —

Und wenn ich einen so großen Accent auf den Spinoza lege, so geschieht es wahrlich nicht aus einer subjektiven Vorliebe (deren Gegenstände ich vielmehr ausdrücklich entfernt gehalten habe) oder um ihn als Meister einer neuen Alleinherrschaft zu erheben; sondern weil ich an diesem Beispiel am auffallendsten und einleuchtendsten meine Gedanken vom Werth und der Würde der Mystik und ihrem Verhältniß zur Poesie zeigen konnte. Ich wählte ihn wegen seiner Objektivität in dieser Rücksicht als Repräsentanten aller übrigen. Ich denke darüber so, Wie die Wissenschaftslehre nach der Ansicht derer, welche die Unendlichkeit und die unvergängliche Fülle des Idealismus nicht bemerkt haben, wenigstens eine vollendete Form bleibt, ein allgemeines Schema für alle Wissenschaft: so ist auch Spinoza auf ähnliche Weise der allgemeine Grund und Halt für jede individuelle Art von Mystizismus; und dieses denke ich werden auch

die bereitwillig anerkennen, die weder vom Mysticismus noch vom Spinoza sonderlich viel verstehen.

Ich kann nicht schließen, ohne noch einmal zum Studium der Physik aufzufodern, aus deren dynamischen Paradoxien jetzt die heiligsten Offenbarungen der Natur von allen Seiten ausbrechen.

Und so laßt uns denn, bey'm Licht und Leben! nicht länger zögern, sondern jeder nach seinem Sinn die große Entwicklung beschleunigen, zu der wir berufen sind. Seyd der Größe des Zeitalters würdig, und der Rebel wird von Euren Augen sinken; es wird helle vor Euch werden. Alles Denken ist ein Diviniren, aber der Mensch fängt erst eben an, sich seiner divinatorischen Kraft bewußt zu werden. Welche unermessliche Erweiterungen wird sie noch erfahren; und eben jetzt. Wäich dünkt wer das Zeitalter, das heißt jenen großen Proceß allgemeiner Verjüngung, jene Principien der ewigen Revolution verstünde, dem müßte es gelingen können, die Pole der Menschheit zu ergreifen und das Thun der ersten Menschen, wie den Charakter der goldenen Zeit die noch kommen wird, zu erkennen und zu wissen. Dann würde das Geschwätz aufhören, und der Mensch inne werden, was er ist, und würde die Erde verstehen und die Sonne.

Dieses ist es, was ich mit der neuen Mythologie meyne.

Antonio. Ich erinnerte mich während Ihrer Vorlesung an zwey Bemerkungen, die ich oft habe

hören müssen, und die mir nun weit klarer geworden sind als zuvor. Die Idealisten versicherten mich aller Orten, Spinoza sey wohl gut, nur sey er durch und durch unverständlich. In den kritischen Schriften fand ich dagegen, jedes Werk des Genie's sey zwar dem Auge klar, dem Verstande aber ewig geheim. Nach Ihrer Ansicht gehören diese Aussprüche zusammen, und ich ergöße mich aufrichtig an ihrer absichtslösen Symmetrie.

Lothario. Ich möchte unsern Freund darüber zur Rede stellen, daß er die Physik so einzig zu nennen schien, da er sich doch stillschweigends überall auf die Historie gründete, die wohl der eigentliche Quell seiner Mythologie seyn dürfte, eben so sehr als die Physik; wenn es anders erlaubt ist, einen alten Namen für etwas zu brauchen, was eben auch noch nicht existirt. Ihre Ansicht des Zeitalters indessen scheint mir so etwas, was den Namen einer historischen Ansicht in meinem Sinne verdient.

Ludoviko. Man knüpft da zunächst an, wo man die ersten Spuren des Lebens wahrnimmt. Das ist jetzt in der Physik.

Marcus. Ihr Gang war etwas rasch. Im einzelnen würde ich Sie oft bitten müssen, mir mit Erläuterungen Stand zu halten. Im Ganzen aber hat Ihre Theorie mir eine neue Aussicht über die didaktische, oder wie unser Philologe sie nennt, über die didaskalische Gattung gegeben. Ich sehe nun ein, wie dieses Kreuz aller bisherigen Eintheilungen nothwendig zur Poesie gehört. Denn umstraitig ist das

Wesen der Poesie eben diese höhere idealische Ansicht der Dinge, sowohl des Menschen als der äußern Natur. Es ist begreiflich, daß es vorthellhaft seyn kann, auch diesen wesentlichen Theil des Ganzen in der Ausbildung zu isoliren.

Antonio. Ich kann die didaktische Poesie nicht für eine eigentliche Gattung gelten lassen, so wenig wie die romantische. Jedes Gedicht soll eigentlich romantisch und jedes soll didaktisch seyn in jenem weitern Sinne des Wortes, wo es die Tendenz nach einem tiefen unendlichen Sinn bezeichnet. Auch machen wir diese Forderung überall, ohne eben den Namen zu gebrauchen. Selbst in ganz populären Arten wie z. B. im Schauspiel, fordern wir Ironie; wir fordern, daß die Begebenheiten, die Menschen, kurz das ganze Spiel des Lebens wirklich auch als Spiel genommen uns dargestellt sey. Dieses scheint uns das Wesentlichste, und was liegt nicht alles darin? — Wir halten uns also nur an die Bedeutung des Ganzen; was den Sinn, das Herz, den Verstand, die Einbildung einzeln reizt, rührt, beschäftigt und ergötzt scheint uns nur Zeichen, Mittel zur Anschauung des Ganzen, in dem Augenblick, wo wir uns zu diesem erheben.

Lothario. Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk.

Ludoviko. Mit andern Worten: alle Schönheit ist Allegorie. Das Höchste kann man eben weil es unaussprechlich ist, nur allegorisch sagen.

Lothario. Darum sind die innersten Mys-
terien aller Künste und Wissenschaften ein Eigenthum der Poesie. Von da ist alles ausgegangen, und dahin muß alles zurückfließen. In einem idealischen Zustande der Menschheit würde es nur Poesie geben; nämlich die Künste und Wissenschaften sind alsdann noch eins. In unserm Zustande würde nur der wahre Dichter ein idealischer Mensch seyn und ein universeller Künstler.

Antonto. Ober die Mittheilung und Darstellung aller Künste und aller Wissenschaften kann nicht ohne einen poetischen Bestandtheil seyn.

Ludoviko. Ich bin Lothario's Meynung, daß die Kraft aller Künste und Wissenschaften sich in einem Centralpunkt begegnet, und hoffe zu den Göttern, Euch sogar aus der Mathematik Nahrung für Euren Enthusiasmus zu schaffen, und Euren Geist durch ihre Wunder zu entflammen. Ich zog die Physik aber auch darum vor, weil hier die Berührung am sichtbarsten ist. Die Physik kann kein Experiment machen ohne Hypothese, jede Hypothese auch die beschränkteste, wenn sie mit Consequenz gedacht wird, führt zu Hypothesen über das Ganze, ruht eigentlich auf solchen, wenn gleich ohne Bewußtseyn dessen der sie gebraucht. — Es ist in der That wunderbar, wie die Physik, sobald es ihr nicht um technische Zwecke, sondern um allgemeine Resultate zu thun ist, ohne es zu wissen, in Kosmogonie geräth, in Astrologie, Theosophie oder wie Ihr sonst nennen wollt, kurz in eine mystische Wissenschaft vom Ganzen.

Marrus. Und sollte Plato von dieser nicht eben so viel gewußt haben als Spinoza, der mir wegen seiner barbarischen Form nun einmal nicht genießbar ist.

Antonio. Gesezt, Plato wäre auch was er doch nicht ist, eben so objektiv in dieser Hinsicht als Spinoza: so war es doch besser, daß unser Freund den lezten wählte, um uns den Urquell der Poesie in den Mysterien des Realismus zu zeigen, grade weil bey ihm an keine Poesie der Form zu denken ist. Dem Plato hingegen ist die Darstellung und ihre Vollkommenheit und Schönheit nicht Mittel, sondern Zweck an sich. Darum ist schon seine Form, streng genommen, durchaus poetisch.

Endoviko. Ich habe in der Rede selbst gesagt, daß ich den Spinoza nur als Repräsentanten anführe. Hätte ich weitläuftiger seyn wollen, so würde ich auch vom großen Jacob Böhme geredet haben.

Antonio. An dem Sie zugleich hätten zeigen können, ob sich die Ideen über das Universum in christlicher Gestalt schlechter ausnehmen, als die alten, die Sie wieder einführen wollen.

Andrea. Ich bitte die alten Götter in Ehren zu halten.

Lothario. Und ich bitte sich an die Eleusinischen Mysterien zu erinnern. Ich wünschte, ich hätte meine Gedanken darüber zu Papiere gebracht, um sie Euch in der Ordnung und Ausführlichkeit vorlegen zu können, welche die Würde und Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert. Nur durch die Spuren von den

Mysterien habe ich den Sinn der alten Götter verstehen lernen. Ich vermute, daß die Ansicht der Natur die da herrschte, den jetzigen Forschern, wenn sie schon reif dazu sind, ein großes Licht anzünden würde. Die kühnste und kräftigste, ja ich möchte fast sagen die wildeste und wüthendste Darstellung des Realismus ist die beste. — Erinnern Sie mich wenigstens daran, Ludoviko, daß ich Ihnen bey Gelegenheit das orphische Fragment bekannt mache, welches von dem doppelten Geschlecht des Zeus anfängt.

Marcus. Ich erinnere mich einer Andeutung im Winkelmann, aus der ich vermuthen möchte, daß er dieses Fragment eben so hoch geachtet wie Sie.

Camilla. Wäre es nicht möglich, daß Sie, Ludoviko, den Geist des Spinoza in einer schönen Form darstellen könnten; oder besser noch Ihre eigene Ansicht, das was Sie Realismus nennen?

Marcus. Das letzte würde ich vorziehen.

Ludoviko. Wer etwa dergleichen im Sinne hätte, würde es nur auf die Art können und seyn wollen wie Dante. Er müßte, wie Er, nur Ein Gedicht im Geist und im Herzen haben, und würde oft verzweifeln müssen ob sich überhaupt darstellen läßt. Gelänge es aber, so hätte er genug gethan.

Andrea. Sie haben ein würdiges Vorbild aufgestellt! Gewiß ist Dante der einzige, der unter einigen begünstigenden und unsäglich vielen erschwerenden Umständen durch eigne Riesenkraft, er selbst ganz allein, eine Art von Mythologie, wie sie damals möglich war, erfunden und gebildet hat.

Lothario. Eigentlich soll jedes Werk eine neue Offenbarung der Natur seyn. Nur dadurch, daß es Eins und Alles ist, wird ein Werk zum Werk. Nur dadurch unterscheidet sichs vom Studium.

Antonio. Ich wollte Ihnen doch Studien nennen, die dann in Ihrem Sinne zugleich Werke sind.

Marcus. Und unterscheiden sich nicht Gedichte, die darauf berechnet sind, nach außen zu wirken, wie z. B. vortreffliche Schauspiele, ohne so mystisch und allumfassend zu seyn, schon durch ihre Objektivität von Studien, die zunächst nur auf die innere Ausbildung des Künstlers gehn, und sein letztes Ziel, jene objektive Wirkung nach außen erst vorbereiten?

Lothario. Sind es bloß gute Schauspiele, so sind es nur Mittel zum Zweck; es fehlt ihnen das Selbständige, In sich Vollendete, wofür ich nun eben kein ander Wort finde als das von Werken, und es darum gern für diesen Gebrauch behalten möchte. Das Drama ist im Vergleich mit dem was Ludoviko im Sinne hat, nur eine angewandte Poesie. Doch kann, was in meinem Sinne ein Werk heißt, in einem einzelnen Fall sehr wohl auch objektiv und dramatisch in Ihrem Sinne seyn.

Andrea. Auf die Weise würde unter den alten Gattungen nur in der epischen ein Werk in Ihrem großen Sinne möglich seyn.

Lothario. Eine Bemerkung, die in sofern richtig ist, daß im Epischen das eine Werk auch das einzige zu seyn pflegt. Die tragischen und komischen

Werke der Alten hingegen, sind nur Variationen, verschiedene Ausdrücke, eines und desselben Ideals. Für den systematischen Gliederbau, die Construction und Organisation bleiben sie die höchsten Muster, und sind, wenn ich so sagen darf, die Werke unter den Werken.

Antonto. Was ich zum Gastmahl beytrogen kann, ist eine etwas leichtere Speise. Amalia hat mir schon verziehen und erlaubt, daß ich meine besondern Belehrungen an sie allgemein machen darf.

B r i e f ü b e r d e n R o m a n .

Ich muß, was ich gestern zu Ihrer Vertheidigung zu sagen schien, zurücknehmen, liebe Freundin! und Ihnen so gut als völlig Unrecht geben. Sie selbst geben es sich am Ende des Streites darin, daß Sie Sich so tief eingelassen, weil es gegen die weibliche Würde sey, aus dem angebohrnen Element von heiterm Scherz und ewiger Poesie zu dem gründlichen oder schwerfälligen Ernst der Männer sich, wie Sie es richtig nannten, herabzustimmen. Ich stimme Ihnen gegen Sie selbst bey, daß Sie Unrecht haben. Ja ich behaupte noch außerdem, daß es nicht genug sey, Unrecht anzuerkennen; man muß es auch büßen, und die wie mirs scheint, ganz zweckmäßige Buße dafür, daß Sie Sich mit der Kritik gemein gemacht haben, soll nun seyn, daß Sie Sich die Geduld abnöthigen,
diese

diese kritische Epistel über den Gegenstand des gestrigen Gesprächs zu lesen.

Ich hätte es gleich gestern sagen können, was ich sagen will; oder vielmehr ich konnte es nicht, meiner Stimmung und der Umstände wegen. Mit welchem Gegner hatten Sie zu thun, Amalia? — Freylich versteht er das, wovon die Rede war, recht sehr wohl und wie sich für einen tüchtigen Virtuosen nicht anders gebührt. Er würde also darüber sprechen können so gut wie irgend einer, wenn er nur überhaupt sprechen könnte. Dieses haben ihm die Götter versagt; er ist, wie ich schon sagte, ein Virtuose und damit gut; die Grazien sind leider ausgeblieben. Da er nun so gar nicht ahnden konnte, was Sie im innersten Sinne meyneten, und das äußerliche Recht so ganz auf seiner Seite war, so hatte ich nichts angelegeneres, als mit ganzer Stärke für Sie zu streiten, damit nur das gesellige Gleichgewicht nicht völlig zerstört würde. Und überdem ist's mir natürlicher, wenn es ja seyn muß, schriftliche Belehrungen zu geben als mündliche, die nach meinem Gefühl die Heiligkeit des Gesprächs entweihen.

Das unfrige fing damit an, daß Sie behaupteten, Friedrich Richters Romane seyen keine Romane, sondern ein buntes Allerley von fränklichem Witz. Die wenige Geschichte sey zu schlecht dargestellt um für Geschichte zu gelten, man müsse sie nur errathen. Wenn man aber auch alle zusammennehmen und sie rein erzählen wolle, würde das doch höchstens Bes

kenntnisse geben. Die Individualität des Menschen sey viel zu sichtbar, und noch dazu eine solche!

Das letzte übergehe ich, weil es doch wieder nur Sache der Individualität ist. Das bunte Allerley von kränklichem Wis gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dretst, daß solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unsers unromantischen Zeitalters sind.

Lassen Sie mich bey dieser Gelegenheit ausschütten, was ich lange auf dem Herzen habe!

Mit Erstaunen und mit innerm Grimm habe ich oft den Diener die Haufen zu Ihnen herumtragen sehn. Wie mögen Sie nur mit Ihren Händen die schmutzigen Bände berühren? — Und wie können Sie den verworrenen, ungebildeten Redensarten den Eingang durch Ihr Auge in das Heiligthum der Seele verstaten? — Stundenlang Ihre Fantasie an Menschen hingeben, mit denen von Angesicht zu Angesicht nur wenige Worte zu wechseln Sie Sich schämen würden? — Es frommt wahrlich zu nichts, als nur die Zeit zu tödten und die Imagination zu verderben! Fast alle schlechten Bücher haben Sie gelesen von Wieling bis zu Lafontaine. Fragen Sie Sich selbst was Sie davon gehabt haben. Ihr Gedächtnis selbst verschmäht das unedle Zeug, was eine fatale Jugendgewohnheit Ihnen zum Bedürfnis macht, und was so eifrig herbengeschafft werden muß, wird sogleich rein vergessen.

Dagegen erinnern Sie sich noch vielleicht, daß es eine Zeit gab, wo Sie den Sterne liebten, sich oft

ergößten, seine Manier anzunehmen, halb nachzuahmen, halb zu verspotten. Ich habe noch einige scherzhafte Briefchen der Art von Ihnen, die ich sorgsam bewahren werde.

— Sterne's Humor hatte Ihnen also doch einen bestimmten Eindruck gegeben; wenn gleich eben keine idealisch schöne, so war es doch eine Form, eine geistreiche Form, die Ihre Fantasie dadurch gewann, und ein Eindruck, der uns so bestimmt bleibt, den wir so zu Scherz und Ernst gebrauchen und gestalten können, ist nicht verloren; und was kann einen gründlicheren Werth haben als dasjenige, was das Spiel unsrer innern Bildung auf irgend eine Weise reizt oder nährt.

Sie fühlen es selbst, daß Ihr Ergößen an Sterne's Humor rein war, und von ganz andrer Natur, als die Spannung der Neugier, die uns oft ein durchaus schlechtes Buch, in demselben Augenblick, wo wir es so finden, abnöthigen kann. Fragen Sie Sich nun selbst, ob Ihr Genuß nicht verwandt mit demjenigen war, den wir oft bei Betrachtung der wißigen Spielgemähle empfanden, die man Arabesken nennt. — Auf den Fall, daß Sie sich selbst nicht von allem Antheil an Sterne's Empfindsamkeit frey sprechen können, schicke ich Ihnen hier ein Buch, von dem ich Ihnen aber, damit Sie gegen Fremde vorsichtig sind, voraussagen muß, daß es das Unglück oder das Glück hat, ein wenig verschrien zu seyn. Es ist Diderot's Fataliste. Ich denke, es wird Ihnen gefallen, und Sie werden die Fülle des Wises hier ganz rein finden von sentimentalen Beymischungen. Es ist mit Verstand angelegt, und mit sicherer Hand ausgeführt.

Ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunstwerk nennen. Freylich ist es keine hohe Dichtung, sondern nur eine — Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Ansprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz bestimmte und wesentliche Form einer Aeußerungsart der Poesie.

Ich denke mir die Sache so. Die Poesie ist tief in dem Menschen gewurzelt, daß sie auch unter den ungünstigsten Umständen immer noch zu Zeit und Weile wild wächst. Wie wir nun fast bey jedem Volk und jeder, Geschichten im Umlauf, irgend eine Art weltlicher, gleich rohe Schauspiele im Gebrauch finden: so haben selbst in unserm unfantastischen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Prosa, ich meyne die sogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine seltne Originalität der Fantasie in sich gespürt und geäußert, obgleich sie darum von der eigentlichen Kunst noch sehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meyne ich, sey die Naturpoesie der höhern Stände unsers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, sie neben jene Großen zu stellen; aber Sie werden mir zugeben, daß wer für diese, für den Diderot Sinn hat, schon besser auf dem Wege ist, den göttlichen Wiß, die Fantasie eines Ariost, Cervantes, Shakspeare verstehn zu lernen, als ein anderer, der auch noch nicht einmal bis dahin sich erhoben hat. Wir dürfen nun einmal die Forderungen in diesem Stück an die Menschen der jetzigen Zeit nicht zu hoch spannen, und was in so fränklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, kann selbst natürlicherweise

nicht anders als kränklich seyn. Dieß halte ich aber, so lange die Arabeske kein Kunstwerk sondern nur ein Naturprodukt ist, eher für einen Vorzug, und stelle Richtern also auch darum über Sterne, weil seine Fantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und fantastischer ist. Lesen Sie nur überhaupt den Sterne einmal wieder. Es ist lange her, daß Sie ihn nicht gelesen haben, und ich denke er wird Ihnen etwas anders vorkommen wie damals. Vergleichen Sie dann immer unsern Deutschen mit ihm. Er hat wirklich mehr Witz, wenigstens für den, der ihn witzig nimmt: denn er selbst könnte sich darin leicht Unrecht thun. Und durch diesen Vorzug erhebt sich selbst seine Sentimentalität in der Erscheinung über die Sphäre der Engländischen Empfindsamkeit.

Wir haben noch einen äußern Grund diesen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieser Stimmung zu erhalten. Es ist unmöglich, in diesem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, sehr viele schlechte Bücher durchblättern, ja sogar lesen zu müssen. Einige unter diesen sind, darauf darf man mit einiger Zuversicht rechnen, glücklicherweise dünner von der albernem Art, und da kommt es wirklich nur auf uns an, sie unterhaltend zu finden, indem wir sie nämlich als witzige Naturprodukte betrachten. Laputa ist nirgends oder überall, liebe Freunbin; es kommt nur auf einen Akt unsrer Willkühr und unsrer Fantasie an, so sind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewisse Höhe erreicht, zu der wir sie jetzt, wo sich alles schärfer sonpert, meistens gelangen sehn, so gleicht sie

auch in der äußern Erscheinung der Narrheit. Und die Narrheit, werden Sie mir zugeben, ist das lieblichste, was der Mensch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Amüsanten. In dieser Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keinesweges dazu bestimmt scheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es ist billig, daß die Natur mir diesen Ersatz giebt, da ich über so manches, was jetzt Wit und Satire heißt, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun gelehrte Zeitungen z. B. zu Farzen, und diejenige welche sich die allgemeine nennt, halte ich mir ganz ausdrücklich, wie die Wiener den Easperle. Sie ist aus meinem Standpunkte angesehen, nicht nur die mannigfaltigste von allen, sondern auch in jeder Rücksicht die unvergleichlichste: denn nachdem sie aus der Nullität in eine gewisse Mattheit gesunken, und aus dieser ferner in eine Art von Stumpfheit übergegangen war, ist sie zuletzt auf dem Wege der Stumpfheit endlich in jene närrische Dummheit verfallen.

Dieses ist im Ganzen für Sie schon ein zu gelehrter Genuß. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr lassen können, in einem neuen Sinn thun, so will ich nicht mehr über den Bedienten schelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiete mich selbst für dieses Bedürfnis Ihr Geschäftsträger zu seyn, und verspreche Ihnen eine Unzahl der schönsten Komödien aus allen Kächern der Litteratur zu senden.

Ich nehme den Faden wieder auf: denn ich bin gesonnen Ihnen nichts zu schenken, sondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tabelten Jean Paul auch, mit einer fast wegwerfenden Art, daß er sentimental sey. 7

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne wie ich das Wort nehme, und es seinem Ursprunge und seiner Natur nach glaube nehmen zu müssen. Denn nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch ist eben das romantisch, was uns einen sentimentalsten Stoff in einer fantastischen Form darstellt. H

Vergessen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche ſiebel berückigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man fast alles unter dieser Benennung versteht, was auf eine platte Weise rührend und thranenreich ist, und voll von jenen familiären Edelmutbsgefühlen, in deren Bewußtseyn Menschen ohne Charakter sich so unaussprechlich glücklich und groß fühlen.

Denken Sie dabey lieber an Petrarca oder an Tasso, dessen Gedicht gegen das mehr fantastische Romanzo des Ariost, wohl das sentimentale heißen könnte; und ich erinnere mich nicht gleich eines Beyspiels, wo der Gegensatz so klar und das Uebergewicht so entschieden wäre wie hier. >

Tasso ist mehr musikalisch und das Pittoreske im Ariost ist gewiß nicht das schlechteste. Die Mahleren ist nicht mehr so fantastisch, wie sie es bey vielen Meistern der venetianischen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Correggio und viel

leicht nicht bloß in den Arabesken des Raphael, ehebem in ihrer großen Zeit war. Die moderne Musik hingegen ist, was die in ihr herrschende Kraft des Rhythmus betrifft, ihrem Charakter im Ganzen so treu geblieben, daß ichs ohne Scheu wagen möchte, sie eine sentimentale Kunst zu nennen.

Was ist denn nun dieses Sentimentale? Das was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben; das soll jene Definition sagen. Die galanten Passionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Faltalsten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehn kann, sind dabey grade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der ankündigende Buchstabe jenes Gettses, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr unliebliches und liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er läßt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber er läßt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen; und auch die Zaubertworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist, oder überall seyn könnte, ist er gewiß gar nicht. Er ist ein unendliches Wesen und mit nichts haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen

Neigungen: für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe seiner ewigen Liebe und der heiligen Lebensfälle der lebenden Natur.

Nur die Fantasie kann das Räthsel dieser Liebe und als Räthsel darstellen; und dieses Räthsel ist die Quelle von dem fantastischen in der Form der poetischen Darstellung. Die Fantasie strebt aus ihren Kräften sich zu äußern; aber das Göttliche kann in der Sphäre der Natur nur indirekt mittheilen äußern. Daher bleibt von dem, was ursprünglich Gutes war, in der Welt der Erscheinungen nur das, was wir Wig nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der antiken Poesie im Gegensatz der antiken betrifft. Ist darin gar keine Rücksicht genommen auf den Unterschied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernst. Darin liegt der große Unterschied. Die alte Poesie schließt sich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet sogar den eigentlich historischen Stoff. Die alte Tragödie sogar ist ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernstlich anging, darstellte ward bestraft. Die romantische Poesie hingegen ruht ganz auf historischem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt. Das erste beste Schauspiel, das Sie sehn, irgend eine Erzählung die Sie lesen; wenn eine geistreiche Intrigue darin ist, können Sie fast mit Gewißheit darauf rechnen,

daß wahre Geschichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach ungebildet. Boccas ist fast durchaus wahre Geschichte, eben so andre Quellen, aus denen alle romantische Erfindung hergeleitet ist.

Ich habe ein bestimmtes Merkmal des Gegensatzes zwischen dem Antiken und dem Romantischen aufgestellt. Indessen bitte ich Sie doch, nun nicht so gleich anzunehmen, daß mir das Romantische und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke es ist etwa eben so verschieden, wie die Gemälde des Raphael und Correggio von den Kupferstichen die jetzt Mode sind. Wollen Sie sich den Unterschied völlig klar machen, so lesen Sie gefälligst etwa die Emilia Galotti, die so unaussprechlich modern und doch im geringsten nicht romantisch ist, und erinnern sich dann an Shakspeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantischen Fantasie setzen möchte. Da suche und finde ich das Romantische, bey den ältern Modernen, bey Shakspeare, Cervantes, in der italienischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Märchen, aus welchem die Sache und das Wort selbst herkommt. Dieses ist bis jetzt das einzige, was einen Gegensatz zu den classischen Dichtungen des Alterthums abgeben kann; nur diese ewig frischen Blüthen der Fantasie sind würdig die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiß ist es, daß alles vorzüglichste der modernen Poesie dem Geist und selbst der Art nach dahin neigt; es müßte denn eine Rückkehr zum Antiken seyn sollen. Wie unsre Dichtkunst mit dem Roman, so sing

die der Griechen mit dem Epos an und löste sich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterschiede, daß das Romantische nicht sowohl eine Gattung ist als ein Element der Poesie, das mehr oder minder herrschen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß Ihnen nach meiner Ansicht einleuchtend seyn, daß und warum ich fordere, alle Poesie solle romantisch seyn; den Roman aber, in sofern er eine besondre Gattung seyn will, verabscheue.

Sie verlangten gestern, da der Streit eben am lebhaftesten wurde, eine Definition, was ein Roman sey; mit einer Art, als wüßten Sie schon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieses Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman ist ein romantisches Buch. — Sie werden das für eine nichtsagende Tautologie ausgeben. Aber ich will Sie zuerst nur darauf aufmerksam machen, daß man sich bey einem Buche schon ein Werk, ein für sich bestehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein sehr wichtiger Gegensatz gegen das Schauspiel darin, welches bestimmt ist angeschaut zu werden: der Roman hingegen war es von den ältesten Zeiten für die Lektüre, und daraus lassen sich fast alle Verschiedenheiten in der Manier der Darstellung beyder Formen herleiten. Das Schauspiel soll auch romantisch seyn, wie alle Dichtkunst; aber ein Roman ist nur unter gewissen Einschränkungen, ein angewandter Roman. Der dramatische Zusammenhang der Geschichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum

Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Composition auf eine höhere Einheit, als jede Einheit des Buchstabens, über die er sich oft wegsetzt und wegsetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geistigen Centralpunkt wird.

Dieß abgerechnet, findet sonst so wenig ein Gegensatz zwischen dem Drama und dem Roman Statt, daß vielmehr das Drama so gründlich und historisch wie es Shakspeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans ist. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meisten Verwandtschaft mit der erzählenden ja mit der epischen Gattung. Dagegen erinnere ich nur erstlich, daß ein Lied eben so gut romantisch seyn kann als eine Geschichte. Ja ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und selbst der sonst so profaische Boccaccio schmückt seine Sammlung mit einer Einfassung von Liedern. Gibt es einen Roman, in dem dieß nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, so liegt es nur in der Individualität des Werks, nicht im Charakter der Gattung; sondern es ist schon eine Ausnahme von diesem. Doch das ist nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf ist folgender. Es ist dem epischen Styl nichts entgegengesetzter als wenn die Einflüsse der eignen Stimmung im geringsten sichtbar werden; geschweige denn, daß er sich seinem Humor so überlassen, so mit ihm spielen dürfte, wie es in den vortrefflichsten Romanen geschieht.

Nachher vergaßen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle diese Einteilungen führten zu nichts; es gebe nur Eine Poesie, und es komme nur darauf an, ob etwas schön sey; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. — Sie wissen, was ich von den Classificationen, die so im Umlauf sind, halte. Aber doch sehe ich ein, daß es für jeden Virtuosen durchaus nothwendig ist, sich selbst auf einen durchaus bestimmten Zweck zu beschränken; und in der historischen Nachforschung komme ich auf mehrere ursprüngliche Formen, die sich nicht mehr in einander auflösen lassen. So scheinen mir im Umkreise der romantischen Poesie selbst Novellen und Märchen z. B., wenn ich so sagen darf, unendlich entgegengesetzt. Und ich wünsche nichts mehr, als daß ein Künstler jede dieser Arten verjüngen möge, indem er sie auf ihren ursprünglichen Charakter zurückführt.

Wenn solche Beispiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im ursprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre: eine geistige Anschauung des Gegenstandes mit ruhigem, heitern ganzen Gemüth, wie es sich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in festlicher Freude zu schauen. Eine solche Theorie des Romans würde selbst ein Roman seyn müssen, der jeden ewigen Ton der Fantasie fantastisch wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. Da würden die alten Wesen in neuen Gestalten leben; da würde der heilige Schatten des Dante sich aus seiner Unterwelt erheben, Laura himmlisch

Ich darf es ohne Uebertreibung ein Kunstwerk nennen. Freylich ist es keine hohe Dichtung, sondern nur eine — Arabeske. Aber eben darum hat es in meinen Augen keine geringen Ansprüche; denn ich halte die Arabeske für eine ganz bestimmte und wesentliche Form oder Aeußerungsart der Poesie.

Ich denke mir die Sache so. Die Poesie ist so tief in dem Menschen gewurzelt, daß sie auch unter den ungünstigsten Umständen immer noch zu Zeiten wild wächst. Wie wir nun fast bey jedem Volk Lieder, Geschichten im Umlauf, irgend eine Art wenig gleich rohe Schauspiele im Gebrauch finden: so haben selbst in unserm unfantastischen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Prosa, ich meyne die sogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine feltne Originalität der Fantasie in sich gespürt und geäußert, obgleich sie darum von der eigentlichen Kunst noch sehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meyne ich, sey die Naturpoesie der höhern Stände unsers Zeitalters.

Ich bin weit entfernt, sie neben jene Großen zu stellen; aber Sie werden mir zugeben, daß wer für diese, für den Diderot Sinn hat, schon besser auf dem Wege ist, den göttlichen Wiß, die Fantasie eines Ariost, Cervantes, Shakspeare verstehen zu lernen, als ein andrer, der auch noch nicht einmal bis dahin sich erhoben hat. Wir dürfen nun einmal die Forderungen in diesem Stück an die Menschen der jetzigen Zeit nicht zu hoch spannen, und was in so fränklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, kann selbst natürlicherweise

nicht anders als fränklich seyn. Dieß halte ich aber, so lange die Arabeske kein Kunstwerk sondern nur ein Naturprodukt ist, eher für einen Vorzug, und stelle Nichtern also auch darum über Sterne, weil seine Fantasie weit fränklicher, also weit wunderlicher und fantastischer ist. Lesen Sie nur überhaupt den Sterne einmal wieder. Es ist lange her, daß Sie ihn nicht gelesen haben, und ich denke er wird Ihnen etwas anders vorkommen wie damals. Vergleichen Sie dann immer unsern Deutschen mit ihm. Er hat wirklich mehr Witz, wenigstens für den, der ihn witzig nimmt: denn er selbst könnte sich darin leicht Unrecht thun. Und durch diesen Vorzug erhebt sich selbst seine Sentimentalität in der Erscheinung über die Sphäre der Engländischen Empfindsamkeit.

Wir haben noch einen äußern Grund diesen Sinn für das Groteske in uns zu bilden, und uns in dieser Stimmung zu erhalten. Es ist unmöglich, in diesem Zeitalter der Bücher nicht auch viele, sehr viele schlechte Bücher durchblättern, ja sogar lesen zu müssen. Einige unter diesen sind, darauf darf man mit einiger Zuversicht rechnen, glücklicherweise immer von der albernsten Art, und da kommt es wirklich nur auf uns an, sie unterhaltend zu finden, indem wir sie nämlich als witzige Naturprodukte betrachten. Laputa ist nirgends oder überall, liebe Freundin; es kommt nur auf einen Akt unsrer Willkühr und unsrer Fantasie an, so sind wir mitten darin. Wenn die Dummheit eine gewisse Höhe erreicht, zu der wir sie jetzt, wo sich alles schärfer sonpert, meistens gelangen sehn, so gleicht sie

auch in der äußern Erscheinung der Narrheit. Und die Narrheit, werden Sie mir zugeben, ist das lieblichste, was der Mensch imaginiren kann, und das eigentliche letzte Princip alles Amüsanten. In dieser Stimmung kann ich oft ganz allein für mich über Bücher, die keinesweges dazu bestimmt scheinen, in ein Gelächter verfallen, was kaum wieder aufhören will. Und es ist billig, daß die Natur mir diesen Erfas gibt, da ich über so manches, was jetzt Wit und Satire heißt, durchaus nicht mitlachen kann. Dagegen werden mir nun gelehrte Zeitungen z. B. zu Harzen, und diejenige welche sich die allgemeine nennt, halte ich mir ganz ausdrücklich, wie die Wiener den Casperle. Sie ist aus meinem Standpunkte angesehen, nicht nur die mannigfaltigste von allen, sondern auch in jeder Rücksicht die unvergleichlichste: denn nachdem sie aus der Nullität in eine gewisse Mattheit gesunken, und aus dieser ferner in eine Art von Stumpfheit übergegangen war, ist sie zuletzt auf dem Wege der Stumpfheit endlich in jene närrische Dummheit verfallen.

Dieses ist im Ganzen für Sie schon ein zu gelehrter Genuß. Wollen Sie aber, was Sie leider nicht mehr lassen können, in einem neuen Sinn thun, so will ich nicht mehr über den Bedienten schelten, wenn er die Haufen aus der Leihbibliothek bringt. Ja ich erbiere mich selbst für dieses Bedürfnis Ihr Geschäftsträger zu seyn, und verspreche Ihnen eine Unzahl der schönsten Komödien aus allen Fächern der Litteratur zu senden.

Ich nehme den Faden wieder auf: denn ich bin gesonnen Ihnen nichts zu schenken, sondern Ihren Behauptungen Schritt vor Schritt zu folgen.

Sie tabelten Jean Paul auch, mit einer fast wegs werfenden Art, daß er sentimental sey. 7

Wollten die Götter, er wäre es in dem Sinne wie ich das Wort nehme, und es seinem Ursprunge und seiner Natur nach glaube nehmen zu müssen. Denn nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch ist eben das romantisch, was uns einen sentimental Stoff in einer fantastischen Form darstellt. ||

Vergessen Sie auf einen Augenblick die gewöhnliche über berücksichtigte Bedeutung des Sentimentalen, wo man fast alles unter dieser Benennung versteht, was auf eine platte Weise rührend und thränenreich ist, und voll von jenen familiären Edelmutbsgefühlen, in deren Bewußtseyn Menschen ohne Charakter sich so unaussprechlich glücklich und groß fühlen.

Denken Sie dabei lieber an Petrarca oder an Tasso, dessen Gedicht gegen das mehr fantastische Rosmanzo des Ariost, wohl das sentimentale heißen könnte; und ich erinnere mich nicht gleich eines Beispiels, wo der Gegensatz so klar und das Uebergewicht so entschieden wäre wie hier. >

Tasso ist mehr musikalisch und das Pittoreske im Ariost ist gewiß nicht das schlechteste. Die Mahlerey ist nicht mehr so fantastisch, wie sie es bey vielen Meistern der venetianischen Schule, wenn ich meinem Gefühl trauen darf, auch im Correggio und viel

leicht nicht bloß in den Arabesken des Rapphael, ehebem in ihrer großen Zeit war. Die moderne Musik hingegen ist, was die in ihr herrschende Kraft des Rapphaels betrifft, ihrem Charakter im Ganzen so treu geblieben, daß ichs ohne Scheu wagen möchte, sie eine sentimentale Kunst zu nennen.

Was ist denn nun dieses Sentimentale? Das was uns anspricht, wo das Gefühl herrscht, und zwar nicht ein sinnliches, sondern das geistige. Die Quelle und Seele aller dieser Regungen ist die Liebe, und der Geist der Liebe muß in der romantischen Poesie überall unsichtbar sichtbar schweben; das soll jene Definition sagen. Die galanten Passionen, denen man in den Dichtungen der Modernen, wie Diderot im Fallisten so lustig klagt, von dem Epigramm bis zur Tragödie nirgends entgehn kann, sind dabey grade das wenigste, oder vielmehr sie sind nicht einmal der dritte Buchstabe jenes Getztes, nach Gelegenheit auch wohl gar nichts oder etwas sehr unliebliches und liebloses. Nein, es ist der heilige Hauch, der uns in den Tönen der Musik berührt. Er läßt sich nicht gewaltsam fassen und mechanisch greifen, aber er läßt sich freundlich locken von sterblicher Schönheit und in sie verhüllen; und auch die Zauberworte der Poesie können von seiner Kraft durchdrungen und beseelt werden. Aber in dem Gedicht, wo er nicht überall ist, oder überall seyn könnte, ist er gewiß gar nicht. Er ist ein unendliches Wesen und mit nichts haftet und klebt sein Interesse nur an den Personen, den Begebenheiten und Situationen und den individuellen

Neigungen: für den wahren Dichter ist alles dieses, so innig es auch seine Seele umschließen mag, nur Hindeutung auf das Höhere, Unendliche, Hieroglyphe der Einen ewigen Liebe und der heiligen Lebensfälle der bildenden Natur.

Nur die Fantasie kann das Räthsel dieser Liebe fassen und als Räthsel darstellen; und dieses Räthselhafte ist die Quelle von dem fantastischen in der Form aller poetischen Darstellung. Die Fantasie strebt aus allen Kräften sich zu äußern, aber das Göttliche kann sich in der Sphäre der Natur nur indirekt mittheilen und äußern. Daher bleibt von dem, was ursprünglich Fantasie war, in der Welt der Erscheinungen nur das zurück was wir Wig nennen.

Noch eines liegt in der Bedeutung des Sentimentalen, was grade das Eigenthümliche der Tendenz der romantischen Poesie im Gegensatz der antiken betrifft. Es ist darin gar keine Rücksicht genommen auf den Unterschied von Schein und Wahrheit, von Spiel und Ernst. Darin liegt der große Unterschied. Die alte Poesie schließt sich durchgängig an die Mythologie an, und vermeidet sogar den eigentlich historischen Stoff. Die alte Tragödie sogar ist ein Spiel, und der Dichter, der eine wahre Begebenheit, die das ganze Volk ernstlich anging, darstellte ward bestraft. Die romantische Poesie hingegen ruht ganz auf historischem Grunde, weit mehr als man es weiß und glaubt. Das erste beste Schauspiel, das Sie sehn, irgend eine Erzählung die Sie lesen; wenn eine geistreiche Intrigue darin ist, können Sie fast mit Gewißheit darauf rechnen,

daß wahre Geschichte zum Grunde liegt, wenn gleich vielfach umgebildet. Boccas; ist fast durchaus wahre Geschichte, eben so andre Quellen, aus denen alle romantische Erfindung hergeleitet ist.

Ich habe ein bestimmtes Merkmahl des Gegensatzes zwischen dem Antiken und dem Romantischen aufgestellt. Indessen bitte ich Sie doch, nun nicht so gleich anzunehmen, daß mir das Romantische und das Moderne völlig gleich gelte. Ich denke es ist etwa eben so verschieden, wie die Gemählde des Raphael und Correggio von den Kupferstichen die jetzt Mode sind. Wollen Sie sich den Unterschied völlig klar machen, so lesen Sie gefälligst etwa die Emilia Galotti, die so unaussprechlich modern und doch im geringsten nicht romantisch ist, und erinnern sich dann an Shakspeare, in den ich das eigentliche Centrum, den Kern der romantischen Fantasie setzen möchte. Da suche und finde ich das Romantische, bey den ältern Modernen, bey Shakspeare, Cervantes, in der italienischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Märchen, aus welchem die Sache und das Wort selbst herkommt. Dieses ist bis jetzt das einzige, was einen Gegensatz zu den classischen Dichtungen des Alterthums abgeben kann; nur diese ewig frischen Blüthen der Fantasie sind würdig die alten Götterbilder zu umkränzen. Und gewiß ist es, daß alles vorzüglichste der modernen Poesie dem Geist und selbst der Art nach dahin neigt; es müßte denn eine Rückkehr zum Antiken seyn sollen. Wie unsre Dichtkunst mit dem Roman, so sing

die der Griechen mit dem Epos an und löste sich wieder darin auf.

Nur mit dem Unterschiede, daß das Romantische nicht sowohl eine Gattung ist als ein Element der Poesie, das mehr oder minder herrschen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf. Es muß Ihnen nach meiner Ansicht einleuchtend seyn, daß und warum ich fordere, alle Poesie solle romantisch seyn; den Roman aber, in sofern er eine besondere Gattung seyn will, verabscheue.

Sie verlangten gestern, da der Streit eben am lebhaftesten wurde, eine Definition, was ein Roman sey; mit einer Art, als wüßten Sie schon, Sie würden keine befriedigende Antwort bekommen. Ich halte dieses Problem eben nicht für unauflöslich. Ein Roman ist ein romantisches Buch. — Sie werden das für eine nichtsagende Tautologie ausgehen. Aber ich will Sie zuerst nur darauf aufmerksam machen, daß man sich bei einem Buche schon ein Werk, ein für sich bestehendes Ganze denkt. Alsdann liegt ein sehr wichtiger Gegensatz gegen das Schauspiel darin, welches bestimmt ist angeschaut zu werden: der Roman hingegen war es von den ältesten Zeiten für die Lektüre, und daraus lassen sich fast alle Verschiedenheiten in der Manier der Darstellung beider Formen herleiten. Das Schauspiel soll auch romantisch seyn, wie alle Dichtkunst; aber ein Roman ist nur unter gewissen Einschränkungen, ein angewandter Roman. Der dramatische Zusammenhang der Geschichte macht den Roman im Gegentheil noch keineswegs zum Ganzen, zum

Werk, wenn er es nicht durch die Beziehung der ganzen Composition auf eine höhere Einheit, als jene Einheit des Buchstabens, über die er sich oft wegsetzt und wegsetzen darf, durch das Band der Ideen, durch einen geistigen Centralpunkt wird.

Dies abgerechnet, findet sonst so wenig ein Gegensatz zwischen dem Drama und dem Roman Statt, daß vielmehr das Drama so gründlich und historisch wie es Shakspeare z. B. nimmt und behandelt, die wahre Grundlage des Romans ist. Sie behaupteten zwar, der Roman habe am meisten Verwandtschaft mit der erzählenden ja mit der epischen Gattung. Dagegen erinnere ich nun erstlich, daß ein Lied eben so gut romantisch seyn kann als eine Geschichte. Ja ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und andern Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und selbst der sonst so profaische Boccaccio schmückt seine Sammlung mit einer Einfassung von Liedern. Gibt es einen Roman, in dem dieß nicht Statt findet und nicht Statt finden kann, so liegt es nur in der Individualität des Werks, nicht im Charakter der Gattung; sondern es ist schon eine Ausnahme von diesem. Doch das ist nur vorläufig. Mein eigentlicher Einwurf ist folgender. Es ist dem epischen Styl nichts entgegengesetzter als wenn die Einflüsse der eignen Stimmung im geringsten sichtbar werden; geschweige denn, daß er sich seinem Humor so überlassen, so mit ihm spielen dürfte, wie es in den vortrefflichsten Romanen geschieht.

Nachher vergaßen Sie Ihren Satz wieder oder gaben ihn auf und wollten behaupten: alle diese Einteilungen führten zu nichts; es gebe nur Eine Poesie, und es komme nur darauf an, ob etwas schön sey; nach der Rubrik könne nur ein Pedant fragen. — Sie wissen, was ich von den Classificationen, die so im Umlauf sind, halte. Aber doch sehe ich ein, daß es für jeden Virtuosen durchaus nothwendig ist, sich selbst auf einen durchaus bestimmten Zweck zu beschränken; und in der historischen Nachforschung komme ich auf mehrere ursprüngliche Formen, die sich nicht mehr in einander auflösen lassen. So scheinen mir im Umkreise der romantischen Poesie selbst Novellen und Märchen z. B., wenn ich so sagen darf, unendlich entgegengesetzt. Und ich wünsche nichts mehr, als daß ein Künstler jede dieser Arten verjüngen möge, indem er sie auf ihren ursprünglichen Charakter zurückführt.

Wenn solche Beispiele ans Licht träten, dann würde ich Muth bekommen zu einer Theorie des Romans, die im ursprünglichen Sinne des Wortes eine Theorie wäre: eine geistige Anschauung des Gegenstandes mit ruhigem, heitern ganzen Gemüth, wie es sich ziemt, das bedeutende Spiel göttlicher Bilder in festlicher Freude zu schauen. Eine solche Theorie des Romans würde selbst ein Roman seyn müssen, der jeden ewigen Ton der Fantasie fantastisch wiedergäbe, und das Chaos der Ritterwelt noch einmal verwirrte. Da würden die alten Wesen in neuen Gestalten leben; da würde der heilige Schatten des Dante sich aus seiner Unterwelt erheben, Laura himmlisch

vor uns wandeln, und Shakspeare mit Cervantes trauliche Gespräche wechseln; — und da würde Sancho von neuem mit dem Don Quixote scherzen.

Das wären wahre Arabesken und diese nebst Bekenntnissen, seyen, behauptete ich im Eingang meines Briefs, die einzigen romantischen Naturprodukte unsers Zeitalters.

Daß ich auch die Bekenntnisse dazu rechnete, wird Ihnen nicht mehr befremdend seyn, wenn Sie zugegeben haben, daß wahre Geschichte das Fundament aller romantischen Dichtung sey; und Sie werden sich, wenn Sie darüber reflektiren wollen, leicht erinnern und überzeugen, daß das Beste in den besten Romanen nichts anders ist als ein mehr oder minder verhülltes Selbstbekenntniß des Verfassers, der Ertrag seiner Erfahrung, die Quintessenz seiner Eigenthümlichkeit.

Alle sogenannten Romane, auf die meine Idee von romantischer Form freylich gar nicht anwendbar ist, schätze ich dennoch ganz genau nach der Masse von eigner Anschauung und dargestelltem Leben, die sie enthalten; und in dieser Hinsicht mögen denn selbst die Nachfolger des Richardson, so sehr sie auf der falschen Bahn wandeln, willkommen seyn. Wir lernen aus einer Cecilia Beverley wenigstens, wie man zu der Zeit, da das eben Mode war, sich in London ennuyirte, auch wie eine brittische Dame vor Delicassette endlich zu Boden stürzt und sich blutrünstig fällt; das Fluchen, die Squire's und dergleichen sind im Fielding wie aus dem Leben gestohlen, und der Wale-

selbst giebt uns einen tiefen Blick in die Weltansicht eines Landpredigers; ja dieser Roman wäre vielleicht, wenn Olivia ihre verlorne Unschuld am Ende wieder fände, der beste unter allen Engländischen Romanen. >

Aber wie sparsam und tropfenweise wird einem in allen diesen Büchern das wenige Reelle zugezählt! Und welche Reisebeschreibung, welche Briefsammlung, welche Selbstgeschichte wäre nicht für den, der sie in einem romantischen Sinne liest, ein besserer Roman als der beste von jenen? —

Besonders die Confessions gerathen meistens auf dem Wege des Naiven von selbst in die Arabeske, wozu sich jene Romane höchstens am Schluß erheben, wenn die bankerotten Kaufleute wieder Geld und Credit, alle armen Schlucker zu essen bekommen, die liebenswürdigen Spitzbuben ehrlich und die gefallnen Mädchen wieder tugendhaft werden.

Die Confessions von Rousseau sind in meinen Augen ein höchst vortrefflicher Roman; die Heloise nur ein sehr mittelmäßiger. //

Ich schicke Ihnen hier die Selbstgeschichte eines berühmten Mannes, die Sie, so viel ich weiß, noch nicht kennen: die Memoirs von Gibbon. Es ist ein unendlich gebildetes und ein unendlich brolliges Buch. Es wird Ihnen auf halbem Wege entgegenkommen, und wirklich ist der komische Roman, der darin liegt, fast ganz fertig. Sie werden den Engländer, den Gentleman, den Virtuosen, den Gelehrten, den Hagesstolzen, den Elegant vom guten Ton in seiner ganzen zierlichen Lächerlichkeit durch die Würde dieser histor-

schen Perioden so klar vor Augen sehn, wie Sie nur immer wünschen können. Gewiß man kann viel schlechte Bücher und viele unbedeutende Menschen durchsehn, ehe man so viel Lachstoff auf einem Hausen beysammen findet.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

V.

N o t i z e n.

Garbe's letzte noch von ihm selbst herausgegebene
Schriften.

Je weniger Jemand mit der Philosophie auf dem rechten Wege ist, desto leichter kann es freilich geschehen, daß er durch sein Leben sein System übertrifft, ohne eigentlich auch in jenem etwas ordentliches geleistet zu haben: es ist aber doch erfreulich wenn es auf die Art geschieht, wie bey Garbe, der weder niedergedrückt noch abgestumpft, noch den Einfluß auf die Welt früher aufgebend als das Leben selbst, die letzten beschwerlichen Stunden desselben so unermüdet genutzt, und so fleißig geeilt hat, was er noch konnte von den Früchten seines Nachdenkens zu sammeln und den zurückbleibenden Zeitgenossen als das beste Denkmal seines Daseyns zum Aufbewahren zu übergeben. Das beste sage ich: denn obgleich der Tod alle seine letzten Schriften auf eine oder die andre Art unterbrochen hat (ich rechne den dritten Theil der Versuche noch mit) so sind sie doch bey weitem das wichtigste, was wir von dem Verstorbenen besitzen. Was er früher philosophirt hat, geschah immer nur in Anmerkungen zu fremden Gedanken und in Reflexionen über einzelne

abgerißene Materien, und außer den Beobachtungen über die Kunst zu denken wußte ich unter seinen frühern Schriften keine, worin so große Gegenstände, und so im Zusammenhange behandelt würden wie in diesen letzten Werken. Wenn also die Frage entschieden werden soll, was Garbe im Gebiet der Philosophie oder vielmehr des Denkens überhaupt seyn und leisten konnte: so muß man sich vornehmlich an dasjenige halten, was er in dieser letzten Periode hervorgebracht hat; und es ist aus diesem Gesichtspunkt als eine Einzeigung des Schicksals anzusehn, daß er sich unter solchen Umständen noch zu so großen Anstrengungen gedrungen gefühlt hat. Auch hat er die Beantwortung dieser Frage auf eine sehr uneigennützige Art erleichtert, indem er uns nicht etwa behutsam nur bis dicht an die Grenzen seines Gebiets, sondern sehr zutraulich immer etwas darüber hinausgeführt hat. Nur allzu sehr verdeutlicht er das Bewußtseyn dieser eigenen Situation seinem Leser, so daß ein Gefühl von schmerzlicher Theilnahme denselben durch alle diese Schriften hindurch begleitet. Man würde Unrecht thun es auf die äußere Lage des Verfassers beziehen zu wollen; von dieser redet er mit so viel ruhiger Gleichmüthigkeit, daß nicht die eigenthümliche Art wie er seines herannahenden Schicksals erwähnt, sondern nur der Umstand, daß er überhaupt daran denkt, diejenige Sehnsucht nach Leben verrathen kann, die einem Manne wie dieser natürlich und nothwendig war. Dieses Gefühl bezieht sich vielmehr auf das Innere der Bücher und auf die Anschauung, welche sie uns von dem

eigenthümlichen Wesen des Verfassers geben, auf den Kampf eines redlichen Willens mit einem kleinen Gemüth, und eines kleinen Geistes mit großen Gegenständen, die er am liebsten zersplittern möchte, um sie nur umfassen zu können: ein Kampf der zwar kein festliches Schauspiel für die Götter, für einen Menschen aber bis zur wehmüthigen Theilnahme rührend ist. Was Garbe seyn wollte, nemlich ein liebenswürdiger Gesellschafter und ein feiner Beobachter, klingt freilich wie etwas Großes: wenn man aber näher betrachtet, was er sich darunter dachte, wenn man Acht giebt auf die immer und überall wiederkehrende Vergötterung des Vornehmen und der Bildung, welche unter den höhern Ständen jetzt wirklich anzutreffen ist; wenn man auf das offne und wiederholte Geständniß merkt, daß alles Bestreben nach Erkenntniß nur in dem nach Beifall, und alles Beobachten Selter Selbst nur in der eiteln Vergleichung mit Andern seinen Grund hat: so kann man sich nicht bergen, daß diese Tendenz seines Lebens nur etwas sehr geringes war. Aber mit diesem Wenigen nimmt er es denn so genau, verliert es so nie aus den Augen, und erzählt zur Warnung und Belehrung so offenherzig jeden Schritt vortwärts und zurück, daß man diesen redlichen Willen nothwendig achten, und die Verschwendung desselben beklagen muß; und daß man es nicht erst nöthig findet ein Urtheil über den Charakter auszusprechen, der sich selbst in einer so eigenthümlichen Mischung von Bescheidenheit und Eitelkeit dargestellt hat, worin nemlich die Bescheidenheit keinesweges eitel, sondern ächt und

ernstlich gemeint ist, und auch die Eitelkeit sich nicht etwa bescheiden verbirgt, sondern offen und ehrlich sich selbst ankündigt und mit Namen nennt. Diesem Charakter seines Lebens ist auch der seines Denkens und seiner Untersuchungen durchaus analogisch. Auch hier hat Alles eine auseinander fahrende Richtung; was auf den ersten Anblick etwas Großes zu sein scheint, verwandelt sich wie unter den Händen in ein Unendlich Kleines; auch hier fehlt es an einem Mittelpunkt und Anfang, er kommt nie zu etwas Ganzem oder Ursprünglichem, sondern muß sich immer nur im Kreise des Abgebildeten und Einzelnen herumdrehen, und nimmt alles auf guten Glauben so auf, wie es der gemeine Verstand aus der Hand gelegt hat; ja nicht nur mit der Wissenschaft, die ihm von Natur fremder ist, ergeht es ihm so, sondern auch wo es auf Untersuchungen über das Leben und die Menschen ankommt.

Um alles dies von Garve zu wissen, bedurfte es freilich nur für die, welche alles in großen Massen handgreiflich vor sich sehen müssen, der Anschauung dieser letzten Schriften; Andere hätten alles, was darin liegt aus einzelnen früheren Äußerungen diviniiren können, in denen Garve ganz gelegentlich und unbewußt sein Inneres so vollständig als möglich charakterisirt hat. In der Abhandlung von der Popularität im Vortrage sagt er einmal, „er glaube alle Wissenschaften, ein Wort welches bei ihm sehr weit-schichtig ist, eintheilen zu können in solche, worin über Erfahrungen reflectirt, und in solche in denen Ideen combinirt würden, und die Moral oder die Lehre vom

Menschen, so wie die ganze Philosophie gehöre zu der ersten Klasse“. In dieser einen Aeußerung liegt das ganze unerschöpfliche Chaos von Unphilosophie und Geistlosigkeit, wovon alle seine Schriften gleichsam nur Ausströmungen sind. Diese Art Erfahrungen und Ideen entgegenzusetzen, und das Gebiet der letztern am Ende auf die bloße Mathematik zu beschränken, ist der höchste Gipfel der Empirie, gleichsam der Realismus des Raisonnements, der das was durch das gemeine Denken gefunden ist, als absolut gegeben, als das schlechthin wahre und denkbare an sich ansieht. Und wenn man den Prozeß, der mit Erfahrungen und Ideen, sofern sie entgegengesetzt werden können, vorzunehmen ist, so gleichsam verwechselt: so wird nebst der eigenen und ursprünglichen Anschauung und dem philosophischen Denken überhaupt auch das Historische schlechthin unmöglich. Eben darum ist das Buch über die Gesellschaft so unendlich langweilig. Es sollte eine Schilderung der geselligen Natur in ihren Wirkungen und Rückwirkungen enthalten; aber dazu hätten die großen Erscheinungen derselben combinirt, und in einer bestimmten Beleuchtung unter gewisse Hauptpunkte zusammengestellt werden müssen. Dahin kann aber Garbe nicht kommen, sondern er nimmt nur die einzelnen Beobachtungen, wie sie aus dem gemeinsamen Standpunkte genommen werden, nach einander vor, und reflectirt eben über sie, und dieser einförmige Prozeß geht an dem Geländer trivialer Ideen von Verstand, Charakter, Bildung, Glückseligkeit, über welche auch nicht reflectirt worden ist, um sich ihrer

gehörig zu versichern, auf die uninteressanteste Weise fort. Aus denselben Gründen hat auch die Charakteristik eines bestimmten Individuums ein ganz verfehltes Werk werden müssen. Eine solche soll das Individuum chemisch zerlegen, die innerlich verschiedenen Bestandtheile desselben von einander sondern, und in ihrem quantitativen Verhältniß darstellen, dann das innere Princip ihrer Verbindung, das tiefste Geheimniß der Individualität auffuchen, und so das Individuum auf eine künstliche Weise nachconstruiren. Das kann aber freilich nur geschehen, wenn man die verschiedenen Erscheinungen desselben combinirt und vorher über die Idee, wie überhaupt Erscheinungen im Menschen combinirt werden müssen, einigermaßen reflectirt hat. Darauf versteht sich nun Garve nicht, weil so etwas gar nicht in der Sphäre seines Denkens liegt: daher nimmt er Handlungen nur einzeln, und so wie die gemeine Betrachtung sie auch findet und sondert, das heißt nach dem Object auf welches gehandelt wird. Durch diesen Proceß wird das Individuum natürlich nur mechanisch zerstückelt, die Einheiten sind noch an mehreren Orten zerstreut, und in allem, was für einfach gegeben wird, ist noch die ganze Mannigfaltigkeit welche eigentlich aufgelöst werden sollte. Dies ist eine schlechte Operation, und bewährt sich als solche unter andern auch dadurch, daß sie gar keine Form annehmen will. Sehr naiv klagt deshalb Garve darüber, daß das Mannigfaltige durch seine Menge ihn gedrückt habe, und freilich waren der Objecte auf welche der König gehandelt hat, und der Materien

seines Handelns sehr viele — sein Charakter aber durchaus höchst einfach. Dem Himmel sei Dank, daß Garve es so fern von sich fühlte, eine Geschichte Friedrich II. zu schreiben: denn fremder und widernatürlicher hätte ihm wohl nichts sein können als Historie. Aber auch in der Form oder Unform, welche die Fragmente jetzt haben, ist es nicht möglich gewesen, die schlechte Sache zu verbergen. Indem Garve über die einzelnen Handlungen nach seiner Art reflectirt, ist er doch bisweilen glücklich genug, eine richtige Idee zu treffen; und dann auch allemal ehrlich genug, sie nirgend unangedeutet zu lassen, wo, vielleicht unter einer ganz verschiedenen Rubrik, dieselbe Handelsweise wieder kommt. Diese häufigen Wiederholungen machen es dem Leser übermäßig klar, daß Garve sich sein Geschäft schlecht construiert hat, so daß gewiß ein Jeder sich wundert, wie nur er selbst dies nicht hat merken können. Daß Garve geglaubt hat mehr als den sittlichen Charakter Friedrichs geschildert zu haben, ist eben auch eine leere Einbildung, die daher entsteht, daß er sich die Handlungen nach den Objecten gesondert und bestimmt hat. Wenige und nur unbedeutende Ausnahmen abgerechnet, ist alles, was unter seinem Regierungs- und militairischen Charakter vorkommt, durchaus sittlich, und was unter diesem Titel selbst steht ist eben nur das, was sich mit Leichtigkeit unter die beliebten vier Haupttugenden zusammenfassen ließ, an welche sich Garve in allen moralischen Betrachtungen und Schilderungen so unerschütterlich fest hält. In dem großen Abschnitt vom literarischen Charakter

steht von diesem so gut als gar nichts, sondern hier ist der König recht Garbisch wie eine Stelle behandelt, über welche und aus Gelegenheit welcher er mancherlei Anmerkungen anbringt. Mit Unrecht sage ich hier, der König ist eigentlich überall so gebraucht, und wenn auch Garbe im Stande gewesen wäre, mit einem Charakter umzugehen, und eine Charakteristik zu machen: so hätte er doch vor dieser unüberwindlichen Sucht in einzelne Bemerkungen bei jeder Gelegenheit abzuschweifen, diese als die Hauptsache anzusehen, und alles soviel möglich zu sich herabzuholen, und auf seine Existenz, sein Bestreben und seine Forderungen zu beziehen, gewiß niemals dazu kommen können. Dies ist aber das Wesen der Anmerkungs-Philosophie, und man kann an Garbe, der seiner Reinheit wegen recht zu einem Exempel gemacht ist, am besten zeigen, worauf sie sich zu beschränken hat, daß sie keine andern Werke hervorbringen kann als einfache Reflexionen über einzelne Data, je klarer je besser, daß alles was etwas anders zu sein scheint, doch nur ein Aggregat von dergleichen Monaden sein kann, daß es ihr nichts hilft große oder ganze Gegenstände vor sich zu nehmen, weil sie sie doch nicht als solche zu behandeln versteht, und daß es unmöglich ist, auch nur nach der „beobachtenden Methode“ Gegenstände, wie sie auf dem Standpunkte des gemeinen Lebens wahrgenommen werden in irgend einem Zusammenhange darzustellen oder über sie zu denken, wenn man nicht höhere Principien hat, die irgendwoher aus der Wissenschaft genommen sind, und wozu also eine höhere Ansicht der Wissens-

schaft gehört, als diese. Wie man über einen eigentlich wissenschaftlichen Gegenstand in dieser Manier nicht reden, und auch nur mit viel Kunst und Mühe zu reden scheinen kann, ist in den Betrachtungen über die Sittenlehre zu sehen. Die Moral ist Garben eine Wissenschaft, worin über Erfahrungen reflectirt wird, die allgemein anerkannten moralischen Vorschriften sind diese Erfahrungen, und die Principien der Philosophen sind den Hypothesen der Physik ähnlich. Von einem System, welches auf einem andern, zum Beispiel dem entgegengesetzten Wege construirt würde, weiß er nichts, und das um so weniger, da ihm zu Folge die Philosophen nur Ideen ableiten, Ideen willkürlich zu combiniren aber ein Werk der Dichtkunst ist. Hier haben wir jenen Realismus des Raisonnements in seiner höchsten Vollkommenheit. Ohne sich durch den Sextus Empiricus irre machen zu lassen, setzt er die apodiktische Gewißheit in die gemein geltenden Aussprüche, und sucht eine allgemeine Erklärung dazu, nicht als Triebfeder, sondern als Formel.

Was er im Verstehen Anderer leisten konnte, hat er durch die Uebersetzung des Aristoteles und der verschiedenen Moralsysteme dargethan — denn die Darstellung derselben ist ebenfalls eine Uebersetzung in seine eigne Denkart. Die Systeme hat er als Erscheinungen angesehen, zerlegt und darüber reflectirt; aber sie zu combiniren hat er nicht verstanden; sie stehen neben einander auß Ohngefähr. Ueberhaupt ist auch hier das Einzelne die große Lösung; er will und kann nur das Einzelne verstehen und wiedergeben, und hält den Styl und den

Ton eben nicht für etwas großes, wie er selbst — und bescheiden genug auch mit Anwendung auf seine Werke — gesteht. Doch ist es mit den Systemen etwas besser gegangen als mit dem Aristoteles, wahrscheinlich weil die meisten nicht so viel von Styl und Ton haben, denn dies alles mußte in seinen Darstellungen eben so nothwendig verloren gehn, wie der Charakter eines Individuums in seiner Charakteristik. Aber hier vorzüglich leuchtet der redliche Wille hervor. Welche unsägliche Mühe hat er es sich nicht kosten lassen, besonders das Kantische System nach allen Seiten, die ihm als Seiten erscheinen, herumzudrehen, um überall etwas davon aufzufassen. Es ist nur eine gerechte Belohnung für diesen Eifer, daß er vorzüglich im Entdecken mancher Lücke Viele übertrifft, und daß der Verdruß über das Mißverstehen des Ganzen ihm nicht die Freude über das Verstehen manches Einzelnen ganz vergällt hat.

Manches wäre noch zu sagen über seine Begriffe vom Wiß, vom Anziehenden und mehrere Theorien, die mit seiner schriftstellerischen Praxis genau zusammenhängen; aber was man auch sagen möchte, es würde immer nur beweisen, daß man unmöglich etwas nachtheiliges von Garve sagen könnte, was er nicht auf irgend eine Art selbst gesagt hätte. Keinesweges aber immer unbewußt und unwillkürlich, sondern auch sehr gerade heraus. Und so bleibe es ungesagt, weil es ohnedies nicht mehr nöthig scheint, gegen eine übertriebene Meinung von Garve's Talenten oder Verdiensten als gegen ein herrschendes Uebel sich aufzulehnen; wohl aber wäre es nicht uneben,

wenn diejenigen, sich seine schöne Bescheidenheit und Selbsterkenntniß empfohlen sein ließen, die ohne etwas besseres zu seyn, oder gemacht zu haben, einen Ruhm darin suchen, ihm die Mittelmäßigkeit vorzuwerfen, die er selbst anerkennt, und von der sie nicht einmal rechtlichen Beweis zu führen im Stande sein dürften.

Von Matthiſſon ist kürzlich dreyerley erschienen: Basrelief am Sarkofage des Jahrhunderts, Alins Abenteuer, und ein Nachtrag zu seinen Gedichten. — Vielleicht giebt es auch für die Poesie einen Lapidarstyl, in welchem sich eine so große Masse, wie die wichtigsten Thaten und Begebenheiten eines denkwürdigen Jahrhunderts ausmachen, ohne Formlosigkeit und mit lichter Anordnung zur bündigen Kürze einer Inschrift zusammendrängen ließe. Aber wer von einem Jahrhunderte würdig reden will, muß die Uebersicht eines Jahrtausends dabey im Sinne haben. Von zufällig und individuell bestimmten Eindrücken des Moments dabey ausgehen, heißt, mit einer Sinnesart, die nicht über die Mauern einer kleinen Stadt hinauskann, die Geschichte eines Reiches schreiben, oder den Himmel aus einem engen Brunnen heraus übersehen wollen. Das Basrelief am Sarkofage des Jahrhunderts entspricht daher seinem Titel gar nicht, wenn es bloß von dem Unheile der politischen Faktionen und des gegenwärtigen Krieges, und von der dabey erlittenen Schmach Deutschlands redet. Machen diese parzialen Begebenheiten der letzten Jahre

das Jahrhundert aus? Und gesetzt, sie könnten es vertreten, so giebt es doch wohl für sie im Zusammenhang der Bildungsgeschichte des gesammten Menschengeschlechtes noch einen ganz andern Gesichtspunkt, und ein Geist, der sich zu diesem erheben kann, wird schwerlich bey dem einseitigen Jammern über physische Leiden stehen bleiben.

Es scheint überhaupt mislich, poetische Kunstnamen aus der Plastik zu entlehnen: soll aber der Name Basrelief für ein Gedicht gelten, so läßt er offenbar die klarste und ruhigste Darstellung eines Gegenstandes erwarten, am wenigsten lyrische oder lyrisch seyn sollende Ergießungen einer Stimmung darüber. Also auch hierin hat der Verfasser nur eine verworrene Vorstellung von seiner eignen Absicht gehabt. Sein Gedicht ist eine sogenannte Ode, und zwar nach Ramlerschem Zuschnitt. Die Ode an den Frieden hat ihm dabey am meisten vorgeschwebt, und da diese einer von den wenigen schönen jugendlichen Blicken von Ramlers nachher bis zur gänzlichen Austrocknung dürftigem Geiste ist, so wäre die Wahl des Vorbildes an sich nicht zu tadeln. Allein die Nachfolge geht bis zur Erinnerung an ein paar einzelne Strophen, und dann macht jenes Gedicht weniger Prätenzion, es hat mehr Einfach und Natürlichkeit, und ohne durch innige Herzlichkeit zu rühren, widerspricht es doch nicht aller Theilnahme durch Künsteley und Peinlichkeit. Hier lautet es gleich anfangs:

Von Afrika bis zu des Gotthards Wolkenpfaden
Raßst furchtbar der Zerstörung Wuth,

und nachher:

Des Krieges ehrner Fuß zertrat,
Von Irlands Riesendamm bis zu den Katafomben
Parthenope's die Saat.

Wie soll man an den Schmerz des Dichters glauben,
an welchem nicht nur die Geographie, sondern geographische curiosa, die er auch nicht ermangelt in
Noten zu erläutern, so großen Antheil haben? Mit
Recht kann es von dem Gedichte heißen, was dem
Jahrhundert Schuld gegeben wird:

Das Mitgefühl verdumpft: man hört mit kaltem Lächeln,
Was tief die Seele sonst bewegt;

aber nicht aus dem angeführten Grunde:

Seit jeder Zephyr, der uns küßt, ein Todesröcheln
Auf seinem Fittig trägt.

(als ob der Zephyr damit bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts gewartet hätte, und das Sterben nicht von jeher Sitte gewesen wäre!) sondern weil ein jeder Vers, der uns, statt zu erwärmen, abkühlt, irgend eine anmaßende Kostbarkeit oder Ziererey auf seinem schwerfälligen Fittig trägt. Eben so hohler Wortklang ist der patriotische Aufruf an die Deutschen, zu welchem schließlich noch die Geister der Helden bemüht werden, bey welcher Gelegenheit der Verfasser auch den Trumpf der altfränkischen Vorstellungen über das Verhältniß der Deutschen und Franzosen, die Schlacht bey Rossbach, glücklich ausspielt. Kurz vom Jahrhundert finden wir bloß unbestimmte Allgemeinheiten, von einem Sarkophage hat das Gedicht die Eigenschaft an sich, daß es todt und nicht lebens-

diges verwahrt, und zum Basrelief fehlen ihm nur Figuren und Styl, die Kälte und Härte des Steins hat es, aber nicht einmal einer edlen Steinart: das Velin, worauf es gedruckt ist, stellt geglätteten Marmor weit besser vor.

Mit eben solcher typographischen Pracht, und noch mit Bignetten verziert, erscheinen Alins Abenteuer. Daß der Dichter uns gleich auf dem Titelblatt das Haupt der Gorgo entgegenwirft, darf den Beurtheiler nicht schrecken: auswärts gewandt, wie es jetzt steht, muß es sich auf die unausbleibliche Verwunderung des Lesers beziehen; nach dem Gedichte zurückgekehrt hätte ihre versteinernde Kraft seine Beschaffenheit erklären können. Die Zueignung an den Lustgeist Ariel kündigt fälschlich eine recht leichte hingegaufelte Dichtung an, sie ist aber ehrlicher als sie selbst weiß, indem sie es durch ihre ungemeine Geschraubtheit deutlich wieder zurücknimmt. Das Gedicht soll, so viel wir haben entdecken können, ein spaßhaftes Märchen seyn: aber der Himmel weiß was für ein Märchen und was für Spaß! Ein Märchen ohne Verwicklung und Auflösung, überhaupt ohne Fortgang, ohne Erfindung, ohne Darstellung; und erzwungener, frostiger, feyerlich-ernsthafter, unlustiger Spaß ohne Geist und Gehalt. Spaßhaft wird demjenigen gewiß nicht zu Muth, der diese Lektüre mit der Vorstellung unternimmt, es müsse in einem angeblichen Kunstwerke doch irgend ein Sinn, ein Zusammenhang, eine Beziehung der Theile auf einander zu finden seyn. Alin, ein spanischer Ritter, verrichtet erst in Afrika eine Menge

gang ernsthafter Heldenthaten, und zeigt sich überall tugendhaft und als den Retter der Unterdrückten; hierauf erlegt er in Japan ein Ungeheuer, und als ihn der Wirbelwind einer blinden Willführ plötzlich nach Egypten führt, so geräth der Verfasser, bey Gelegenheit daß er sich mit den dortigen Alterthümern abgiebt, in eine Erzählung seiner litterarischen Laufbahn hinein, wobey Alin immer durch spitzfindige Gelehrsamkeit oder verkehrten Geschmack lächerlich erscheinen soll. Dann wird der Faden seiner handgreiflichen Thaten wieder aufgenommen, Alin bringt auf dem Brocken den Teufel um, und der alte Wis von einer Lücke im Manuscript endigt das vom Erzähler selbst eingestandne Einerley der Geschichte, die eigentlich keine ist. Doch ist es unmöglich, durch den bloßen Abriß einen Begriff von den vorkommenden Disparaten zu geben, und der Unglaublichkeit wegen müssen wir ein paar Proben hersehen. Der Anfang lautet so:

Früh, bey des Morgensterns Erbleichen,
Verließ Alin der Väter Schloß;
Laut rieferte, zu gutem Zeichen,
Dreyimal sein Andalusisch Roß.

Gleich den Alciden und Ainalden,
Grüßt er, mit seinem Schildkumpan
Hans Degenhaupt von Unterwalden,
Der Helden lorbervolle Bahn.

Zuerst erschien er in Marokko,
Wo ihm ein abgefelmter Skies,
Des Gauflers Urbild im Tarokko,
Der Kaiserstadt Armiden pries.

Taub wie Ulyß, der Vielgereiste,
Dem Schmelzenden Sirenenton,
Eilt' er gewarnt vom bessern Geiste,
In saufendem Galopp davon.

Den Dey, der Mörderhorden schirmte,
Durchrannt' er mit demantnem Speiß,
Und malmt' seine stolzberthürmte
Granitne Felsenburg zu Kies.

Entferkerte gefangner Weiber
Ein ganzes Türkenparadies,
Indeß der Schildknapp ihre Räuber
In siedend Vergöhl tauchen hieß.

Zwölf Ritter durch Cytherens Gnade
Mit Rosen Amathunts bekränzt,
Höht' er zurück zum stillen Pfade,
Wo hehr des Nachruhms Tempel glänzt.

Hält' einen Fant, der, haß verschärfert,
Oft mit Sonnet und Madrigal
Des Hains Dryaden eingeschläfert,
Zu besserem Zeitvertreib in Stahl.

— — — — —
Den Vizekönig, noch verwundet
Durch edler Frau gerechte Wehr,
Sandt', in ein Stachelsaß gespundet,
Er auf dem nächsten Strom' ins Meer. u. s. w.

Folgendes sind Stücke aus dem litterarischen Theile
der Biographie:

Er zählt' im zarten Lebenskeime
Die Sippschaft bis zum jüngsten Tag,
Und jede Million der Bäume,
Die deutlich in der Wallnuß lag.

Welch

Welch Staunen! als, vom Erstlingspiegen
Der Brut im Ey, sein Preistraktat
Verherrlicht durch Bodoni's Typen
Ans Licht in Salamanca trat.

Des Paradoxen großer Priester,
Sprach er dem Anerkannten Hohn;
Merkurs germanischen Tornister
Warf er im Zorn vom Helikon.

Wie blühst du, rief er, hier so spärlich,
O Zauberblume des Genies?
In Fülle zog dich, Selme, jährlich
Vordem das Treibhaus zu Paris.

Noch immer in Apolls Revieren,
Klarisse, Tristram, Agathon?
Nach Rußland euch zu deportiren
Bemannt sich die Fregatte schon.

Hier dulden wir nur Mönchsgesichter,
Der Humpen Klang, des Turney's Kampf,
Gespensterklub, verummte Richter,
Banditengräul und Höllendampf.

A l'ordre! brüllte er ungezogen,
Als, bey der Musen Welthgesang,
Sich königlich zum Sternenhogen,
Ein Riesenadler, Götze, schwang.

Wer schnöder Gleichner Mystik haßte,
Wer Garve, Mendelssohn, und Kant
In Kopf und Herz lebendig faßte,
Hieß Frömmeler ihm und Obskurant.

Er lästerte der Vornwelt Schätze
Im Vatikan und Kapitol, u. s. w.

— — — — —

Ihm lag Athen in gleicher Ferne
Mit Grönland und Botanybay:
Drum zeigt' er klar: Wie das Moderne
Des Bildners ächter Kanon sey.

Die Lust am Nackten zu verwürzen,
Modernisirte, sehr galant,
Alin durch Pantalons und Schürzen
Des Paradieses Urgewand;

Bergoldete die Zwickelbärte
Den Heiligen des Laterans;
Pflanzte einen Cherub mit dem Schwerte
Fromm auf das Grabmal Hadrians;

— — — — —

Sprach zu des Koliseums Mauern:
Zerfleischer Christen Todesruhm,
Verwegne! wollt ihr überdauern?
Und stürzte sie zu Baustoff um;

Löst' am Gebälke die Verkröpfung,
Durch ein Dekret, vom Künstlerbann,
Und predigte, bis zur Erschöpfung,
Im Volkston gegen Winkelmann;

Kam oft gespornt, recht sanskulottisch,
Zu Ball, Konzert und Pikenik,
Den deutschen Dreher walzte er schottisch,
Und gähnte frech bey Glucks Musik;

Pries auf Euteziens Theater
Den Gang des griechischen Kothurns,

Und schaute voll entbrannter Krater,
Den Mond? O nein! den Ring Saturns. u. s. w.

Die Art, wie in der zuletzt angeführten Strophe Alins Geschmack am französischen Trauerspiel mit seinen astronomischen Träumereien durch ein und verknüpft ist, kann ein Bild vom Zusammenhange des Ganzen abgeben. Wie stimmt es zusammen, daß der Bewunderer der ehemaligen französischen Litteratur, der Goethe unregelmäßig findet, die deutschen Ritterromane vorzieht? daß der, welcher Garbe und Mensdelsohn Frömmeler nennt, aus abergläubischem Eifer die Denkmäler des Alterthums schändet? Haben nur eine Menge Verkehrtheiten des Zeitalters auf Eine Person zusammengehäuft werden sollen, so ist auch das gänzlich verfehlt: wer setzt heutiges Tages Vernunft über die Antike? Eben so sind die gelehrten Anspielungen zum Theil veraltet: wo ist z. B. noch von der Einschachtelungs-Theorie die Rede? Dazwischen stehen nun ganz erlaubte und ehrbare Untersuchungen, die Alinen allerdings Ehre gemacht haben würden, wenn er etwas taugliches darüber geschrieben hätte. Man steht also von keiner Seite, wo es hinaus will, und wenn man damit die ersten Abenteuer zusammenhält, die ohne weitere Beziehung doch gar zu ungesalzen wären, so wird man fast versucht zu glauben, das Ganze sey nicht buchstäblich zu nehmen, es stecke irgend eine allegorische Bedeutung dahinter. Aber, nicht gerechnet, daß es eine unchristliche Zumuthung wäre, sich an einer solchen Einkleidung derselben den Kopf zu zerbrechen, so mußte doch irgendwo ein Endchen

vom Faden der Ariadne hervorgucken. Ungeachtet es also scheint, als wollte die voranstehende Sphinx so etwas glauben machen, bleiben wir dabey, daß das Geheimniß des Märchens wie mancher Orden darin besteht, gar keines zu haben. — Was rein und wahrhaft fantastisch ist, wird freylich eben dadurch wieder symbolisch: es entsteht dann ein beständiges, aber unbestimmtes Anspielen, das eben mit der Auflöslichkeit in einen Begriff den größten Theil seines Reizes verlieren würde. Das ist der Fall bey Goethe's Märchen, wo der Wechsel der heitersten vorüberziehenden Erscheinungen von geistigen Anklängen wie von einer unsichtbaren Musik begleitet wird. Hat der Verfasser etwas ähnliches im Sinne gehabt, so wäre er auf den schlimmsten Abweg gerathen. Die Anspielungen sind derb genug ausgeschrieben, nur die Bilder erscheinen nicht. Statt daß dort die Fantasie auf ihren eigenen Flügeln getragen wird, geht hier die Künsteley unbeholfen auf den Stelzen harter Verse und seltsamer Reime einher. Was endlich den Scherz und die Anspielungen auf Satyre betrifft, so machen die Noten, in welchen noch die abgenutzte Form eines Kommentars mit erdichteten Namen wiederkömmt, es bis zum Ueberflusse klar, daß es dem Verfasser niemals eingefallen ist, der Witz müsse auf etwas gehen. Diese zum Theil obendrein erborgten Einfälle stehen hier als nichts, aus nichts und zu nichts.

Merkwürdig bleibt bey allem dem die Verirrung gewiß von einem Dichter, den man immer unter den Korrekten gepriesen hat, und wer ein poetisches Natu-

ralienkabinet hält, mag sogleich diesem Petrefaktum von Fragen ohne Fantasie, von nüchternen Fieberträumen, von ungenialischer Tollheit einen ausgezeichneten Platz darin anweisen. Den etwanigen Nachahmern dient zur Nachricht, daß sie sich Fehler wie diese nicht ohne große Mühseligkeit erwerben werden. Denn ohne Zweifel hat es der Erzähler noch saurer gehabt als der Leser und selbst als der Vorleser, dem doch manchmal von „des Wortschwall's Katarakte“ die Zähne knacken möchten, und dieß Mährchen ist wohl eben so wenig als Rom in Einem Tage gebauet oder gedreht.

Wenn man sich nun unter Matthiſſons früheren Arbeiten nach etwas umsieht, das als Uebergang ein solches Extrem einigermaßen begreiflich machen könnte, so bietet sich in dem Nachtrage, der größtentheils in den Schillerschen Almanachen abgedruckte Gedichte enthält, gleich zuvörderst die Sehnsucht nach Rom dar. Eine auffallende Ähnlichkeit in der ganzen Manier, dieselbe überladne Eleganz und leere Gebrängtheit des Ausdrucks, dasselbe Haschen nach ungewohnten Reimen, die mit fleißiger Künstlichkeit zusammengebracht sind, sogar bey der großen Verschiedenheit der Gattung und des Gegenstandes dasselbe Sylbenmaß. Aber die Hauptähnlichkeit liegt in der Struktur und dem Gange oder vielmehr Nichtgange des Ganzen. Eben so wie man die Abenteuerer Alins beständig durch einander würfeln und auf den Kopf stellen könnte, ist auch die Sehnsucht nach Rom ein bloßes *coro* von Erinnerungen, wo man gar nicht steht,

wie eine die andre anregt, und die sich eben so gut ganz anders hätten stellen lassen. Indessen weil die geschilderten Gegenstände doch alle in Rom befindlich sind oder waren, und von selbst unter gewisse Rubriken fallen, so tritt hier noch eine Art von Ordnung und Einheit ein, wiewohl gar keine poetische. Hingegen im Alin, wo sich der Dichter ohne einen solchen fremden Halt ins weite gewagt, hat er völlig die *Tramontane* verloren, und man kann ohne Bedenken sagen, daß, wer einmal so etwas macht, niemals ein Ganzes muß haben machen können. Dieß ist nun die andre Beziehung, worin das eben genannte Gedicht mit den früheren steht: als psychologisches Phänomen muß es aus diesen erklärt werden, kritisch betrachtet kann es Licht über sie verbreiten. Zwar soll und kann eine mißlungne Hervorbringung dem Verdienste besserer nichts abziehen, wohl aber kann eine manierirte Ausartung, wenn sie aufs äußerste gediehen ist, die Spuren und Keime derselben Manier da entdecken lassen, wo vorhin andre Vorzüge darüber verblendeten.

Die Gedichte, welche *Matthiſſons* Ruhm hauptsächlich gegründet, sind von der landschaftlichen Gattung. Sie schildern theils ausgezeichnet schöne Gegenden, oder wo dieß nicht der Fall ist, leihet ihnen doch die Bekanntschaft des Verfassers mit der großen und anmuthigen Natur in der Schweiz, dem südlichen Frankreich und Italien, einen glänzenden Widerschein. Außerdem ist das Neue, was sie günstig von der meisten bisherigen *descriptive poetry* unterscheidet, der Gebrauch lyrischer in Strophen abgetheilter Sylben-

maße. Zwar hatte schon Haller die Alpen in einer Art von Strophen geschildert, aber diese waren bey ihrem großen Umfange mehr auf das rhetorisch Didaktische und Sentenziöse eingerichtet. Die fortgehenden Versarten begünstigten bey Thompson und Kleist die ursprüngliche Formlosigkeit der Gattung, und trieben sie in zufällig durch Zeit und Ort an einander gereihten Naturerscheinungen herum. Die engere metrische Begrenzung ladet von selbst dazu ein, ein landschaftliches Gemählde zu isoliren und musikalische Einheit hineinzubringen. Hierin hat ein philosophischer Beurtheiler die Praxis des Dichters mit seiner Theorie von der Möglichkeit der ganzen Gattung übereinstimmend zu finden geglaubt: aber es könnte leicht ein tieferes Nachdenken bey der Betrachtung als bey der Hervorbringung aufgewandt worden seyn. Wenigstens verräth, es keine bis zur Klarheit gebliebene Absicht des Dichters, wenn er die Sylbenmaße so willkürlich und unpassend wählt, z. B. eine Alpenreise in dreisüßigen Jamben beschreibt. In andern Stücken ist die Bilderreihe gar nicht hinlänglich lyrisirt, um zu dem Gebrauch selbst einer leichten Lieberstrophe zu berechtigen. Das Gedicht auf den Genfersee, das nur in einer ähnlichen Epoche des korrekt sentimentalen Geschmacks eben so berühmt werden konnte als Gray's Elegie auf einem Kirchhofe, ist durchaus kein Ganzes, und nachdem beträchtliche Stücke vorn und hinten dazu gekommen, und in die Mitte hineingeschoben sind, noch weniger als anfangs. Wie passen, um nur eins anzuführen, die Erinnerungen an Rousseau's Heloise

zu dem unmittelbar vorhergehenden Stücke aus der Urgeschichte des Erdbodens? Die empfindsame Richtigkeit des Schlusses hat man schon öfter gerügt, aber so viel ich mich erinnere, ist es noch nirgends bemerkt worden, daß der Gedanke, die uralte Wüsteney in jenen Gegenden mit ihrem jetzigen so lachenden Anblick zu kontrastiren, und die Hauptzüge dieser Schilderung aus Johannes Müllers Geschichte der Schweiz (1 B. S. 3 u. 4) entlehnt scheinen: nur daß die Prosa des Geschichtschreibers viel größer und bedeutender darstellt. — Allerdings hat das Gedicht einzelne gelungne Stellen und schöne Zeilen. Diese haben sein Glück gemacht, und mußten es machen, da die meisten Leser sich nie dazu erheben, irgend eine geistige Hervorbringung als ein Ganzes zu betrachten. Wie hätte es sonst der Bemerkung entgehen können, daß Mathisson selbst in den kleinsten Kompositionen nicht Ton und Kolorit zu halten weiß. In dem Liede die neue Heilige (Nachtrag S. 31.) finden sich folgende Erwähnungen unmittelbar nacheinander: Pygmalion, eine Göttin, Anspielung auf Orpheus oder Amphion, der Tanz der Elfenkönigin, Geistergruß, ein Zerlicht das nachher zum Heiligenscheine wird, wiederum Oberon, und endlich Raphaels Madonnenbilder. Ist es wohl möglich in sieben kurzen Strophen die Fantasie ärger aus einem fremdbartigen Gebiete ins andre zu hegen? So hebt der letzte Trost (Nachtrag S. 40.) mit der Schilderung einer düstern Nacht, von allen nordischen Schauern begleitet, an, die dem Dichter, schon wunderbarlich genug, die Schmerzen der

Sehnsucht lindert. Hierauf blinken ihm die Sterne (da es noch zwey Strophen vorher, in dem — wohl zu merken! — nicht beweglichen sondern stillstehenden Gemälde so neblig und stockfinster war) Hoffnung in die Seele, und mit der vierten Strophe ist er auf einmal glücklich von der Unsterblichkeit derselben überzeugt. Welche Psychologie soll dieß erklären? Und wenn so etwas nicht inkorrekt zu heißen verdient, was soll denn den Namen führen?

Eine Bemerkung über Matthissons Diction und besonders seinen Gebrauch des Reines wird sich mit dem verbinden lassen, was uns der

Musen Almanach für 1800 von Boff, der letzte,

über diesen Punkt bey Boff und J. W. A. Schmidt zu sagen veranlaßt.

Der Herausgeber hat ihn außer ein paar Uebersetzungen aus den Alten mit etwa dreßsig Liedern in der schon bekannten Weise ausgestattet. Von einer neuen Seite lernt man ihn eben nicht kennen: aber grade dieß unverrückte Stehenbleiben, oder Herumbrehen im Kreise giebt einen Aufschluß, denn es ist ein Kennzeichen der schon in Verhärtung übergegangnen Manier. Einige Stücke ernsteren Inhalts nähern sich dem, was aufgeklärte Kirchenlieder leisten sollen, (denn es freylich mit aller ächten Mystik auch an Schwung und Innigkeit zu fehlen pflegt;) die Gesinnung darin ist löblich, der Gedanke aber und die ganze Ansicht des Lebens und seiner Verhältnisse geht nicht über den Horizont des gemeinen Menschenverstandes hinaus. Andre sind in einer fremden Person gebichtet: irgend

ein Knabe oder eine junge Näherin erzählen Schallheiten, womit sich eine unschuldige Liebschaft anspinnst, ein Bauerbursch sagt einer wassertragenden Magd allerley artiges, und dergleichen mehr. — Das Lied ist zu eigentlicher Mimik nicht die geschickteste Form, wenigstens muß alsdann der musikalische Ausdruck den Abgang an der Unmittelbarkeit des mimischen ersetzen, und dieß kann durch keine Behandlung erlangt werden, wenn sich der Stoff nicht dazu eignet. So verdienstlich das Ergreifen der gemeinsten Naturen in ihrer ganzen Beschränktheit im Zusammenhange eines Romans oder Schauspiels seyn kann, so wenig sagt er uns zu, wo sie für sich allein etwas bedeuten sollen; in einem lyrischen Gedicht erwarten wir schöne oder wenigstens anziehende Individualität. Allein wenn jenes recht gelungen seyn sollte, so müßte man nicht, sowohl in der Klarheit der eingeführten Personen über sich und ihre Empfindungen, als in Eigenheiten der Sprache, den Dichter immer hindurch hören.

Die größte Zahl der Lieder bezieht sich auf Familiensitte, und würde, mit den bisherigen derselben Art zusammengetragen, ein ziemlich vollständig ökonomisch-poetisches, nicht grade Noth- und Hülf-, aber doch Lust- und Arbeits-Büchlein ausmachen. Zufolge dem: Introite, nam et heic di sunt! soll zwar die Poesie überall und also auch in die Haushaltung eingeführt werden; hier möchte aber grade umgekehrt nur die Haushaltung in die Poesie eingeführt seyn. Versifikation und Sprache müssen das beste thun, um das, was bey einer gewissen Gelegen-

heit nach Zeit und Ort vorkommt, und die darüber angestellten Betrachtungen zu einem Gedicht zu stem-
peln. Und welchen Ton geselliger Lustigkeit soll man
sich denken, wenn der Ehemann vor einem Schmause
seine Bitten vorträgt:

Frau, du bist so gut!
Bleib mir meinen Hut,
Heute mir zum Feste; u. s. w.

oder wenn es in der Merzfeier heißt:

Klingt! und stecke Wein den Drilling;
Unsre Frau verzeiht ja willig!

oder wenn in der bunten Reihe die Bildung der
Männer durch den Umgang der Frauen in recht züch-
tigem Ernst mit dem Lecken der jungen Bären verglich-
en wird? Der Enthusiasmus des Essens bricht in
der Kartoffelernte in ganz eigne fromme Ergies-
sungen aus:

Kindlein, sammelt mit Gesang
Der Kartoffeln Uberschwang!
Oh wir voll bis oben schütten
Alle Mulden, Körb' und Bälten;
Noch ist immer kein Vergang.

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die schön geferbten Knollen,
Weiß und roth und dick geschwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt:

Nur ein Aindlichen eingesteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott sein Wesen!

Raum find Hände gnug zum Lesen,
Wie es unten wühlt und hecht!

Was ist nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelschmaus für alle!
Unsre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Die Milchkuh wird vermuthlich auch mitbrummen wollen, wenn das Lied gefungen wird, und man sieht nicht was sich gegen ein so schwermüthlich angebotenes Accompaniment einwenden ließe, da sie solche Vorstellungen von Gott, daß er „da unten sein Wesen treibt,“ ebenfalls auch noch erschwingen mag.

Wo die Darstellung ihren Fleiß nicht an gemeine Wirklichkeit verschwendet, sondern sich einem idealischen Bilde nähert, wie in dem Rosenkranz und der Schlaferin, fehlt doch ein gewisses Etwas, jener zauberische Duft, der alles lieblich verschmelzt, und jedes Wort, jeden Satz in klarer Verblendung zu etwas höherem und Bedeutenderem macht. Die Arbeit der Hand, wie leicht und sicher sie sey, ist immer noch zu sichtbar. Gäbe es, außer der Kunst, noch ein Handwerk der Poesie, so würde Vossens Liedern der erste Rang nicht abzustreiten seyn. Hierin verhalten sie sich zu den Schmidtschen, bey aller Aehnlichkeit der Gegenstände und zum Theil auch der Sinnesart, wie ächte Englische-Manufakturwaaren zu schlecht nachgemachten. Für jemanden, der genau in diese Studien ein-
geht, kann Vossens Behandlung der Sprache (deren Eigenthümlichkeit ein Gemisch aus Erneuerung alt-

deutscher Wörter und Wendungen, aus Niedersächsischem Provinzialismus und gelehrter Ummodelung ist) und der Sylbenmaße immer lehrreich seyn. So hat er in der Schläferin die gleitenden Reime, die überhaupt im Deutschen selten, und seit den ältern Dichtern, z. B. Weckherlin u. a. sehr aus der Acht gelassen sind, mit Glück durchgeführt: nur würde es noch anmutziger seyn, wenn sie mit weiblichen, nicht mit männlichen abwechselten. Die versuchten Kombinationen des Reimes mit klassischer Rhythmik, zu denen hier überdies nichts neues hinzugekommen ist, setzen zu ihrer Beurtheilung eine gründliche Erörterung über die oft verkannte ganz entgegengesetzte Tendenz der antiken Sylbenmaße und der gereimten Versarten voraus, wovon jene die genaueste Bestimmung der Quantität fordern, diese ihrem Wesen nach sie mehr schwebend erhalten, und den Akzent und die Sylbenzahl herrschend machen.

Die Verwandtschaft zwischen den Boffischen und Schmidtschen Liedern ist einleuchtend genug: bey manchen gehört schon ein geübtes Ohr und Urtheil dazu, beym ersten Vorlesen zu entscheiden von wem sie sind. Ich glaube es würde sich niemand verwundern, wenn man unter dem Windmüller den Namen Boff, und unter der Reise Schmidt läse. Der Unterschied liegt mehr in Aeußerlichkeiten: so wird z. B. bey den Boffischen Festen meistens jubilirt, daß es etwas so gutes zu essen und zu trinken giebt; der Prediger von Werneuchen freut sich hingegen, daß er nichts besseres hat, ihm hat das Schicksal ein uneigennütziges Wohl-

gefallen an der Armseligkeit beschrieben. — Paradoxer könnte es scheinen, wenn Matthiſſon mit beyden zusammengeſtellt wird. Von Schmidt ſteht er durch die Gegenſtände am weitesten ab, und doch kann man Spuren genug aufweiſen, daß bey einer Vertauſchung des ganzen Kreiſes der Anſchauungen, wenn ſich dieß Experiment machen ließe, ungefähr daſſelbe herausgekommen wäre. In Matthiſſons Kinderjahren (Gedichte S. 13) ſind viele Züge ganz im Schmidtſchen Geſchmack:

Den Hag, wo Nachbars Lotte
Zur Beilchenleſe kam,
Den Teich, wo meine Flotte
Von Tannenborke ſchwamm;
Die alten Eichenſtumpfe
Am ſchilfumrauſchten Moor,
Die blaue Waſſernymfe
Gewiegt am ſchlanken Rohr;

— — — — —
Die Schule, dumpf und düſter,
Umrankt von Wintergrün,
Wo uns der ernſte Küſter

Ein Weltgebieter ſahen. u. ſ. w.

Wenn hingegen Schmidt (Alm. S. 169) anhebt:

Dicht über Eis und Glimmerfloken wiegt
Sich Nebelgrau, umflorend das Gebüſch.

ſo iſt hierin ſo viel Matthiſſon als möglicher Weiſe
in zwey Zeilen ſeyn kann. Ja in folgendem Sonett:

In der Nachtvolle Grau verſchmelzen
Allgemach des Abends Roſengluten,
Schwebend im Gewäſſer, deſſen Gluten
Sanfter ſich ans Muſchelufer wälzen.

Müde von dem Gartenfels: vom Pelzen
Junger Aepfelstamm' und Kirschenruthen,
Rast' ich hier zur Seite meiner Guten
Im Gebüsch von Haselnußgehölzen.

Nun, mein Liebchen, wider Dürst und Hunger
Hol' uns keinen Cyper, keinen Unger,
Aber Milch in meinem Deckelgase.

Klapp' ein Tischchen auf in diesem Grase.
Daß wir fröhlich unsre Heidelbeeren
Mit den lieben Kindern hier verzehren.

hat er im ersten Quartett Matthiissons überladne Eleganz und fleißige Landschaftspinselery, im zweyten Bockens häußliche Behaglichkeit, und in den beyden Terzettts seine selbsteigne Lobpreisung des Dürstigen vorzuführen gewußt. Eines solchen Mangels an Haltung wäre wohl Matthiisson aber gewiß nicht Bock fähig gewesen; und Mißgriffe, wie das Geschlepp der fünfßfüßigen Trochäen bey lauter weiblichen Reimen (nur Einmal hat Bürger diese unselige Wahl getroffen) und die Zwängung eines solchen Stoffes in die gebundne Form eines Sonettts, wo das letzte Terzett, welches der konzentrirende Gipfel des Ganzen seyn soll, mit Heidelbeeren kümmerlich abgespeist wird: das sind Unglücksfälle die dem Märkischen Dichter allein begegnen.

Die allen dreyen gemeinschaftliche Jagd nach selten und schwierigen Reimen ist eine hervorstechende Ecke, wobey man die Analogie der Manieren auf der That ertappen, und das scheinbar Abweichende

auf innre Uebereinstimmung zurückführen kann. Unstreitig können dergleichen Reime selbst im edlen Styl von sehr guter Wirkung seyn, wenn sie selbst edel und wohlklingend sind, wie lichte Punkte die Hauptmomente des Gedankens oder Bildes hervorheben, und mit Nothwendigkeit an ihrer Stelle stehen. Wiederum wirkt der scherzende Dichter den Reim mit Fleiß auf barocke und niedrige Wörter, und läßt sich zum Scheine von ihm beherrschen, weil die poetische Form auf diese Art sich selbst drollig ironirt. Führt aber der Reim in einem ernsthaften Gedichte ganz ernstlich das Regiment, brücket er sich mit seiner Seltenheit, und mit nichts als seiner Seltenheit, wie bey Matthiſſon, Voß und Schmidt so häufig der Fall ist; so fürchte ich, dieß Verfahren würde, offenherzig in Grundsätzen ausgesprochen, eine umgekehrte Poetik geben, worin es hieße: das Dichten ist ein Mittel zum Versemachen; das Versemachen zum Reimen; das Reimen hilft wieder allerley wunderliche Wörter und Redensarten an den Mann bringen, welches der letzte und endliche Zweck von allem ist. Eben so mit den Spracherweiterungen: sie sind dem ächten Dichter nur Mittel zur Bezeichnung einer ihm vorschwebenden Nuance. Wo sie an sich Zweck werden, da fallen so verschiedenartige Dinge wie die Provinzialismen und Kunstwörter der Landwirthschaft bey Voß und Schmidt, und die klassischen und artistischen Namen, die gesuchten Zusammensetzungen bey Matthiſſon, in poetischer Hinsicht in Eine Klasse.

Um das obige über die Verwandtschaft und
Ab-

Abweichung der Manieren anschaulicher zu machen, als sie es durch die umständlichste Entwicklung werden könnte, sey mir die Fikzion eines Wettgesanges zwischen den drey Dichtern erlaubt, wo jeder, im Medium gemeinschaftlicher Reime, aber in einem ihm besonders angemessenen Sylbenmaße, dem Inhalte nach seine Eigenthümlichkeit behaupten soll.

W e t t g e s a n g.

Voß. Poesie wie die schwarze Suppe

Schmeckt euch allen noch einst: Gott gebe!

Matthiſſon. Stolz prangt mein Lied als Marmorgruppe,

Und täuscht fern den Blick, als lebe.

Schmidt. Rothbedeckt wie ein gekochter Krebs,

Grüßt die Muse mich in schmutz'ger Suppe.

Voß. Keinen Sommer macht Eine Schwalbe:

Lieder fertig' ich Dugendweis.

Matthiſſon. Wie Morgenduft die Flur entfalte,

Das rusch' ich hin mit sauberem Fleiß.

Schmidt. Wer Vogelstrung recht zu sparen weiß,

Braucht die ganze nie, und kaum die halbe.

Voß. Wie geschaukelte Mädchen wippen

Jambus oft mir und Anapäst.

Matthiſſon. In labyrinthischen Bücher-Krypten

Such' ich mir Reime von Asbest.

Schmidt. Seht die Versbptanik eingepreßt,

Die gezackten hier, dort die gerippten.

Voß. Mag der muckende Krittler mucken,

Fort doch walzet die Melodie.

Matthiſſon. Umſouſt beſtürmt, gleich Mamelucken,
Der Wißling meine Poeſie.

Schmidt. Mich auch trifft der Pfeil des Tadels nie,
Von der Ente lern ich unterducken.

Boß. Stets, als wär' er ein Wams von Büffel,
Hat mich ruhiger Sinn gewärmt.

Matthiſſon. Ach, meiner Bruſt entſinkt der Griffel,
Wenn Mordgler zur Entmenſchung ſchwärmt.

Schmidt. Hier im Dörfchen ſind wir ungehärmt
Von des Stadtvolls läſterndem Geſchniffel.

Boß. Wer Eßgäſten ſein Haus verrammelt,
Nie ſey leckeres dem beſcheert.

Matthiſſon. Wo des Gefühles Lippe ſtammelt,
Iſt ſchön die Sterblichkeit verklärt.

Schmidt. Ja, ein Wiederherz wird hoch geehrt,
Wenn zuletzt der Schelm am Galgen bammelt.

Boß. Daß doch auf, o Geſell! und dreh um,
Denn der Braten verbrennt noch ſonſt.

Matthiſſon. Dich grüß' ich, Rieſen-Koliſeum
Daß du des Zeitſtroms Sturz entronnſt.

Schmidt. Weil du heut ganz leer den Wocken ſponnſt,
Giefchen, komm und ſing mir ein te deum.

Boß. Wie ſo luſtig die Ferkel quieken!
Gütig iſt doch und weiſe Gott.

Matthiſſon. Zur Kunſtbeſchauung der Antiken
Ward meines Geiſtes Auge flott.

Schmidt. Nicht beneid' ich den Baron von Tott
Pfeif ich auf dem Blatt bey Friederiken.

Boß. Bey des winternden Heerds Geflacker
Lob' ich Schmauchen und Plaudern, wißt!

Matthiſſon. Umeiſt Natur auch Thal und Acker,
Ihr Liebſting fühlt daß ſie es iſt.

Schmidt. Und im Winter kommt der hell'ge Christ,
Da giebt's Puppen und Dukatenfacker.

Boß. Doch wenn Bohnen nun blühn und Gurken,
Frisch spaziert in das Feld hinaus!

Matthiſſon. Die Gotthard, Schreckhorn, Jungfrau,
Gurken,
Erklim' ich dann mit kühnem Graus.

Schmidt. Uns lockt Frühling auch aus engem Haus,
Der Gelehrte mag am Pulte murken.

Boß. So genieß' ich mein Loos gar friedlich,
Bin von Laune nicht wetterwend'sch.

Matthiſſon. Er wohne nördlich oder südlich,
Sein Schicksal schafft sich selbst der Mensch.

Schmidt. Ich bin nie dem Himmel widerspänn'sch;
Schiert er mich, es ist mir doch gemüthlich.

Boß. Laßt einander uns denn verbrüdern!
Wir vollenden, geschaart, das Glück.

Matthiſſon. Der Freundschaft Lächeln zu erwidern
Strahlt sympathetisch euch mein Blick.

Schmidt. Und für mich ist's kein geringes Stück,
Liebe Herren, euch mich anzubiedern.

Boß.

Matthiſſon, deine Naturabschildrung,
Saß wie Honig und fest wie Wachs,
Wird gefallen bis zur Verwilderung
Des Teutonischen Udgeschmacks.

Matthiſſon.

Verpflanzend mit Kartoffelknollen,
Wühlst du, o Boß! den Pindus um.
Gesotten, wird die Frucht Apollen
Entzaubern in Elysium.

Boß.

Schmidt, wenn sinnig du Reim' erfindest,
Wird das Hausgeräth schön benahmt.
Wenn du etwas nur Griech'sch verstündest!
Da gebrechts, daß dein Vers so lahmt.

Schmidt.

Boß, wie sollt' ich mich erkühnen, hies
Nachzuthun in stolzen Hexametern.
Aber was ich singe, glaube mirs,
Klingt harmonisch Micheln so wie Petern.

Matthisson.

Schmidt, deine Kunst ist sicher tröstig,
Doch weißt du in der sand'gen Mark.
Schwing deinen Stab zum Wandern lustig,
Und nähre dich mit Alpenmark.

Schmidt.

Dich bewundr' ich, wo ich dich versteh,
Matthisson! Doch deine Basrelieffer,
Die am Garge sprießen in die Höh:
Ist das eine Art von Mauerpfeffer?

Alle.

Nun so schürzen wir uns zur Dichtung,
Hämmern Vers' im Cyklopentakt;
Hochklassisch wird durch weise Sichtung
Die Sprache, sonst so rauh und nackt.
Es gelingt uns, wie man Kuchen backt,
Diese löblich nützliche Verrichtung.

A t h e n a e u m.

Dritten Bandes Zweites Stück.

Inhalt.

- I. An die Deutschen v. F. . Seite 165 — 168
- II. Gespräch über die Poesie. (Fortsetzung v. F. 169 — 187
- III. Hymnen an die Nacht v. Kobalitz. 188 — 204
- IV. Lebensansicht v. Sophie B. . . 205 — 215
- V. Idyllen aus dem Griechischen v. W. u. F. 216 — 232
- VI. Sonette v. W. u. F. 233 — 237
- VII. Notizen,
Rambohrs moralische Erzählungen v. D.
Engels Philosoph für die Welt. III Th.
v. S — r.
Parny guerre des Dieux v. W.
Herbers Metakritik v. B.
Fichte Bestimmung des Menschen v. S — r.
Eoltau Uebersetzung des Don Quixote
v. W.
Bellettristische Zeitung v. W. . . 238 — 334
- VIII. Ueber die Unverständlichkeit v. F. 335 — 352
-

D r u c k f e h l e r.

Im ersten Stück des dritten Bandes.

- S. 113. 1. verdammend l. verkennend.
 — 118 — 17. Mattheit l. Platttheit.
 — 139 — 9 u. 24 Vasrelif l. Vasrelief.
 — 142 — 1. Vasrelif l. Vasrelief.
 — 161 — 13. Rothbedeckt l. Rothbebackt.
-

Im zweyten Stück des dritten Bandes.

- S. 175. 3. 18. Pedant l. Pendant.
 — 196 — 12. Des l. Des.
 — — — 20. Ohnmächtiges l. Ohnmächt'ges.
 — — — 3. v. u. Erinnerung l. Erinnerung.
 — 204 — 17. erinnern sie l. erinnern sie sich.
 — 207 — 5. v. u. möchte ich l. ich möchte.
 — 210 — 2. v. u. zeugen. l. zeugen.
 — 216 — 7. v. u. Eoriamben l. Ehoriamben.
 — 247 — 16. Philosophie l. Philosophie.
 — 256 — 12. Gedankenbegriff l. Gedanken begriff.
 — 264 — 10. superrogatorium l. supererogatorium.
 — — — 14. Satyren l. Satyrn.
 — 271 — 18. angefahrenen l. angefochtenen.
 — — — 17. altes l. alt.
 — — — 5. v. u. kräftigen l. kräftigeren.
 — 297 — 9. der l. des.
 — 304 — 1. Beltenbros l. Beltenebros.
 — 305 — 2. v. u. contento l. contento.
 — 406 — 5. v. u. sind die Worte: „freilich nicht bedeutet,
 konnte“ zu löschen.
-

I.

An die Deutschen.

Vergaßt auf ewig ihr der hohen Ahnen?

Ihr uneins all', an Stumpfheit alle gleich,
Gelehrte, Layen, Herrn und Unterthanen!

Ach schmolz der Väter Tugendkraft so weich,
Die ernst wie Rom so Schwerdt als Griffel führten,
Bald welterobernd, bald von Kunstfinn bleich,

Das Ritterthum durch Cäsars Würde zierten,
Der neuen Dichtkunst vollsten Strom ergossen,
Europa, als die Kirche brach, regierten?

In Deutschland war der heilige Krieg entsprossen,
Als Deutschland sich im Frieden ganz zerstörte,
Da war das letzte deutsche Blut geflossen.

Noch da gabs Stimmen, einen kaum der hörte.
Von Fürsten Recht, bey Bürgern edle Sitte
War Wenger Ziel, seit sich das Reich verkehrte.

Was mögen Einzle, fehlt die große Mitte?

In Thaten hat uns Gottes Will' umschränkt,
Die Kraft der Kunst gewährt er sonder Bitte.

Schon früh hat uns Gelehrsamkeit getränkt

Mit alter Völker Mark. Zur Geistessonne
Wird Kraft und Kunst durch stillen Bund gelenkt.

M

Aus süßer Poesie quillt ewige Wonne,
Durch Religion entzündt sich lichte Güte,
Im schönen Tempel ist Natur Madonne.
Was Hellas schlau ersann, was Indien blühte,
Germanischer Männer Lied wirds neu entfalten
Wie zornig blinder Pöbel gegenwüthe.
Ich sagte zweymal Uns. Die Worte galten
Den Heldenkünstlern die sich selber nennen;
Denn nimmer kann solch Feuer wie dieß erkalten.
Die Nachwelt wird sie glorreich anerkennen.
Wer will, sey mit im Uns. Die sind verstoßen
Die nach dem Nichts von Gott verlassen rennen,
An Religion und Dichtkunst sich erboßen,
Von der Natur Mystereien nichts nicht wissen,
Zu sich in Roth das Heilige niederstoßen.
Solch Sündenvolk, die leicht schier von Gewissen,
Im Herzen schlaff, von Einnien stumpf, nicht merken,
Daß sich der Nacht ein Weltall neu entrisßen,
Mag ewig Gott im Todtenschlaf bestärken,
Bis Kraft des jüngsten Tags zulezt sie wachen,
Eh sie zergehn samt ihren nichtigen Werken.
Wer Feuer, Wasser, Luft, die ersten Sachen
Aus tiefer Seele liebt, kanns nie mehr lassen —
Schwömm auch allein auf weitem Meer sein Nachen. —
Er muß im Mittelpunkt den Erdgeist fassen,
Metalle, Menschen, Pflanz' und Thier begreifen,
Wo Licht und Sonne fern, das Träge fassen.
Was Stoff, der Formen Sinn, wie Sterne schweifsen,
Dreyein'ger Kräfte Wechselspiel: die Frucht
Muß golden ihm am Baum der Weisheit reifen.
Zu Gott zurückfliehn will des Lebens Flucht,
Geweiht bleibt ewig, wer Gott einmal schaut;
Nie füllt sein Thun die bodenlose Sucht.

Dieß, Nibel, ist das Feuer vor dem dir graut.
Die lang verschlossene Kraft ist aufgelodert;
Kein Wasser kann sie still'n, sie brennt zu laut.
In sich hat sich der Geist von sich gefodert,
Des Wissens Tief' entsteigt neugrün die Erde;
Der alte Schutt bleib' immerhin vermodert.
Der Meister kennt schon freudig von Geberde,
Sein Haupt als Priester der Natur umkrönend,
Und spricht zur schönen Hierarchie sein Wörde.
Vom Himmel floß dieß Zauberlicht, und tönend
Begleitet der das Schöpferwort, deß Kraft
Zur Mitte dringt, den alten Krieg versöhnend.
Auch ich sprach's aus und sah, wo keiner gafft
In jenem Licht der Bildung Weltenbau,
Sah lebend, was zum Schein der Tod gerafft.
Am Boden fankelt hell der Liebe Thau,
Der Rünste Saft durchströmt die Wunderpflanze,
Zum Dach wölbt Fantasie ihr liches Blau.
Es wächst und blüht der Säulen Chor im Glanze;
Des mystischen Tempels Sinn einst zu enthüllen,
Welhn am Altar sich die mit mystischem Tanze,
Aus deren Blick schon Hieroglyphen quillen,
Und schwebren alle bey den ewigen Rosen:
(Auch mir seys höchstes Ziel, den Eid erfüllen!)
Mit Flammen soll der Jüngling fröhlich kosen,
Des Mannes Fuß ersteigt des Weltalls Stufen,
Dem Stab des Meisters schweigt der Meere Tosen.
Wohl seyd ihr taub, sonst hört ihr jetzt mein Rufen!
Der Tempel grünt in euch; in euch noch leben
Die Kräfte so das Alterthum erschufen.
Dringt Jüngling' ein! Erkennt durch tapfres Streben
Euch selbst zu Herrn und Fürsten jeder Kunst;

So wird die Kirche sichtbar sich erheben.
Ihr habt der Liebe Muth, der Götter Günst,
Ihr schautet die Natur im Heiligthume;
Entflammt die ganze Welt zu Einer Brunst!
Eur Tempel wachse groß zu Deutschlands Ruhme.
Der Grund ist fest, und hoch im Centrum springt
In königlicher Pracht der Dichtkunst Blume.
Europa's Geist erlösch; in Deutschland fließt
Der Quell der neuen Zeit. Die aus ihm tranken
Sind wahrhaft deutsch; die Heldenschaar ergießt
Sich überall, erhebt den raschen Franken,
Den Italiäner zur Natur, und Rom
Wird wach und Hellas, dessen Götter sanken.
Bleibt jung, gedenkt der Ahnen; das Fantom
Der trägen, todten Meng' ist nur ein Splitter,
So dämmen will der Zeiten Riesenstrom.
Des Völkers heiligen Krieg kämpft treu wie Ritter.

II.

Gespräch über die Poesie.

(Fortsetzung.)

Nachdem Antonio diese Epistel vorgelesen hatte, fing Camilla an die Güte und Nachsicht der Frauen zu rühmen: daß Amalia ein solches Maas von Belehrung anzunehmen nicht für zu gering geachtet; und überhaupt wären sie ein Muster von Bescheidenheit, indem sie bey dem Ernst der Männer immer geduldig, und, was noch mehr sagen wolle, ernsthaft blieben, ja sogar einen gewissen Glauben an ihre Kunstwesen hätten. — Wenn Sie, unter der Bescheidenheit diesen Glauben verstehen, setzte Lotheria hinzu, diese Voraussetzung einer Vortrefflichkeit, die wir noch nicht selbst besitzen, deren Daseyn und Würde wir aber zu vermuthen anfangen: so dürfte sie wohl die sicherste Grundlage aller edlen Bildung für vorzügliche Frauen sehn. — Camilla fragte, ob es für die Männer etwa der Stolz und die Selbstzufriedenheit sey; indem sich jeder meistens um so mehr für einzig hielte, je un-

fähiger er sey zu verstehen, was der andre wolle. — Antonio unterbrach sie mit der Bemerkung, er hoffe zum Besten der Menschheit, jener Glaube sey nicht so nothwendig als Lothario meyne; denn er sey wohl sehr selten. Meistens halten die Frauen, sagte er, so viel ich habe bemerken können, die Kunst, das Alterthum, die Philosophie und dergleichen für ungegründete Traditionen, für Vorurtheile, die sich die Männer unter einander weiß machen, um sich die Zeit zu vertreiben.

Marcus kündigte einige Bemerkungen über Goethe an, „Also schon wieder Charakteristik eines lebenden Dichters?“ fragte Antonio. Sie werden die Antwort auf Ihren Tadel in dem Aufsatze selbst finden, erwiderte Marcus, und fing an zu lesen.

Versuch über den verschiedenen Styl in Goethe's früheren und späteren Werken.

Goethe's Universalität ist mir oft von neuem einkleuchtend geworden, wenn ich die mannichfaltige Art bemerkte, wie seine Werke auf Dichter und Freunde der Dichtkunst wirken. Der eine strebt dem Idealischen der Iphigenia oder des Tasso nach, der andre macht sich die leichte und doch einzige Maxime der kunstlosen Lieder und reizenden Dramolets zu eigen; dieser ergötzt sich an der schönen und naiven Form des Hermann, jener wird ganz entzündet von der Begeisterung des Faust. Mir selbst bleibt der Meister der faßlichsten

Inbegriff, um den ganzen Umfang seiner Vielseitigkeit, wie in einem Mittelpunkte vereinigt, einigermaßen zu überschauen.

Der Dichter mag seinem eigenthümlichen Geschmacke folgen, und selbst für den Liebhaber kann das eine Zeitlang hingehn: der Kenner aber, und wer zur Erkenntniß gelangen will, muß das Bestreben fühlen, den Dichter selbst zu verstehen, d. h. die Geschichte seines Geistes, so weit dieß möglich ist, zu ergründen. Es kann dieses freylich nur ein Versuch bleiben, weil in der Kunstgeschichte nur eine Masse die andre mehr erklärt und aufhellt. Es ist nicht möglich, einen Theil für sich zu verstehen; d. h. es ist unverständlich, ihn nur im Einzelnen betrachten zu wollen. Das Ganze aber ist noch nicht abgeschlossen; und also bleibt alle Kenntniß dieser Art nur Annäherung und Stückwerk. Aber ganz aufgeben dürfen und können wir das Bestreben nach ihr dennoch nicht, wenn diese Annäherung, dieses Stückwerk ein wesentlicher Bestandtheil zur Ausbildung des Künstlers ist.

Es muß diese nothwendige Unvollständigkeit um so mehr eintreten bey der Betrachtung eines Dichters, dessen Laufbahn noch nicht geendigt ist. Doch ist das keineswegs ein Grund gegen das ganze Unternehmen. Wir sollen auch den mitlebenden Künstler als Künstler zu verstehen streben, und dieß kann nur auf jene Weise geschehn; und wenn wir es wollen, so müssen wir ihn eben so beurtheilen, als ob er ein Alter wäre; ja er muß es für uns im Augenblick der Beurtheilung gewissermaßen werden. Unwürdig aber wäre es, den

Ertrag unsers redlichen Forschens etwa deswegen nicht mittheilen zu wollen, weil wir wissen, daß der Unverstand des Pöbels diese Mittheilung nach seiner alten Art auf mannichfache Weise misdeuten wird. Wir sollen vielmehr voraussetzen, daß es mehrer Einzelne giebt, die mit dem gleichen Ernst wie wir nach gründlicher Erkenntniß dessen streben, von dem sie wissen, daß es das rechte sey.

Ihr werdet nicht leicht einen andern Autor finden, dessen früheste und spätere Werke so auffallend verschieden wären, wie es hier der Fall ist. Es ist der ganze Ungestüm der jugendlichen Begeisterung und die Reife der vollendeten Ausbildung im schärfsten Gegensatz. Diese Verschiedenheit zeigt sich aber nicht bloß in den Ansichten und Gesinnungen, sondern auch in der Art der Darstellung und in den Formen, und hat durch diesen künstlerischen Charakter eine Aehnlichkeit theils mit dem was man in der Mahlerey unter den verschiedenen Manieren eines Meisters versteht, theils mit dem Stufengang der durch Umbildungen und Verwandlungen fortschreitenden Entwicklung, welchen wir in der Geschichte der alten Kunst und Poesie wahrnehmen.

Wer mit den Werken des Dichters einigermaßen vertraut ist, und sie mit Aufmerksamkeit auf jene beyden auffallenden Extreme überdenkt, wird leicht noch eine mittlere Periode zwischen jenen beyden bemerken können. Statt diese drey Epochen im allgemeinen zu charakterisiren, welches doch nur ein unbestimmtes Bild geben würde, will ich lieber die Werke nennen,

die mir nach reiflichem Ueberlegen diejenigen zu seyn scheinen, deren jedes den Charakter seiner Periode am besten repräsentirt.

Für die erste Periode nenne ich den Götz von Berlichingen; Tasso ist es für die zweite und für die dritte Herrmann und Dorothea. Alles dreyes Werke im vollsten Sinne des Worts, mehr und mit einem höhern Maaß von Objectivität, als viele andre aus derselben Epoche.

Ich werde sie mit Rücksicht auf den verschiedenen Styl des Künstlers kurz durchgehn, und einige Erläuterungen aus den übrigen Werken für denselben Zweck hinzufügen.

Im Werther verkündigt die reine Absonderung von allem Zufälligen in der Darstellung, die gerade und sicher auf ihr Ziel und auf das Wesentliche geht, den künftigen Künstler. Er hat bewundernswürdige Details; aber das Ganze scheint mir tief unter der Kraft, mit der im Götz die wackern Ritter der altdeutschen Zeit uns vor Augen gerückt, und mit der auch die Formlosigkeit, die denn doch zum Theil eben dadurch wieder Form wird, bis zum Uebermuth durchgesetzt ist. Dadurch bekommt selbst das Manierirte in der Darstellung einen gewissen Reiz, und das Ganze ist ungleich weniger veraltet als der Werther. Doch eines ist ewig jung auch in diesem, und ragt einzeln aus seiner Umgebung hervor. Dieses ist die große Ansicht der Natur, nicht bloß in den ruhigen sondern in den leidenschaftlichen Stellen. Es sind Andeutungen auf den Faust, und es hätte möglich seyn müssen,

aus diesen Ergießungen des Dichters den Ernst des Naturforschers vorauszusagen.

Es war nicht meine Absicht, alle Produkte des Dichters zu classificiren, sondern nur die bedeutendsten Momente im Stufengange seiner Kunst anzugeben. Ich überlasse es daher Euren eignen Urtheil, ob Ihr etwa den Faust wegen der altdeutschen Form, welche der naiven Kraft und dem nachdrücklichen Wiß einer männlichen Poesie so günstig ist, wegen des Hanges zum Tragischen, und wegen andrer Spuren und Verwandtschaften zu jener ersten Manier zählen wollt. Gewiß aber ist es, daß dieses große Bruchstück nicht bloß wie die benannten drey Werke den Charakter einer Stufe repräsentirt, sondern den ganzen Geist des Dichters offenbart, wie seitdem nicht wieder; außer auf andre Weise im Meister, dessen Gegensatz in dieser Hinsicht der Faust ist, von dem hier nichts weiter gesagt werden kann, als daß er zu dem Größten gehört, was die Kraft des Menschen je gedichtet hat.

An Elvigo und andern minder wichtigen Produkten der ersten Manier ist mir das am merkwürdigsten, daß der Dichter so früh schon einem bestimmten Zwecke, einem einmal gewählten Gegenstande zu gefallen, sich genau und eng zu beschränken wußte.

Die Iphigenia möchte ich mir als Uebergang von der ersten Manier zur zweyten denken.

Das Charakterische im Tasso ist der Geist der Reflexion und der Harmonie; nämlich daß alles auf ein Ideal von harmonischem Leben und harmonischer Bildung bezogen und selbst die Disharmonie in har-

monischem Ton gehalten wird. Die tiefe Weichlichkeit einer durchaus musikalischen Natur ist noch nie im Modernen mit dieser sinnreichen Gründlichkeit dargestellt. Alles ist hier Antithese und Musik, und das zarteste Lächeln der feinsten Geselligkeit schwebt über dem stillen Gemälde, das sich am Anfange und Ende in seiner eignen Schönheit zu spiegeln scheint. Es mußten und sollten Unarten eines verzärtelten Virtuosen zum Vorschein kommen: aber sie zeigen sich im schönsten Blumenschmuck der Poesie beynah liebenswürdig. Das Ganze schwebt in der Atmosphäre künstlicher Verhältnisse und Mißverhältnisse vornehmer Stände, und das Räthselhafte der Auflösung ist nur auf den Standpunkt berechnet, wo Verstand und Willkühr allein herrschen, und das Gefühl beinahe schweigt. In allen diesen Eigenschaften finde ich den Egmont jenem Werk ähnlich oder auf eine so symmetrische Art unähnlich, daß er auch dadurch ein Pedant desselben wird. Auch Egmonts Geist ist ein Spiegel des Weltalls; die andern nur ein Widerschein dieses Lichts. Auch hier unterliegt eine schöne Natur der ewigen Macht des Verstandes. Nur ist der Verstand im Egmont mehr ins Gehäßige nüancirt, der Egoismus des Helden hingegen ist weit edler und liebenswürdiger als der des Tasso. Das Mißverhältniß liegt schon ursprünglich in diesem selbst, in seiner Empfindungsweise; die andern sind mit sich selbst Eins und werden nur durch den Fremdling aus höhern Sphären gestört. Im Egmont hingegen wird alles, was Mislaut ist, in die Nebenpersonen gelegt.

Eläarchens Schicksal zerreiβt uns, und von Brakenburgs Jammer — dem matten Nachhall einer Dissonanz — möchte man sich beynah wegwenden. Er vergeht wenigstens, Eläarchen lebt im Egmont, die andern repräsentiren nur. Egmont allein lebt ein höheres Leben in sich selbst, und in seiner Seele ist alles harmonisch. Selbst der Schmerz verschmilzt in Mitleid, und die tragische Katastrophe glebt einen milden Eindruck.

Aus den leichtesten, frischesten Blumengestalten hervor athmet derselbe schöne Geist jener beyden Stücke in Claudine von Villabella. Durch die merkwürdigste Umbildung ist darin der sinnliche Reiz des Erugantino, in dem der Dichter schon früh das romantische Leben eines lustigen Vagabunden mit Liebe dargestellt hatte, in die geistigste Anmuth verklärt, und aus der gröberen Atmosphäre in den reinsten Aether emporgehoben.

In diese Epoche fallen die meisten der Skizzen und Studien für die Bühne. Eine lehrreiche Folge von dramaturgischen Experimenten, wo die Methode und die Maxime des künstlerischen Verfahrens oft wichtiger ist, als das einzelne Resultat. Auch der Egmont ist nach des Dichters Ideen von Shakespeares Römischen Stücken gebildet. Und selbst beym Tasso konnte er vielleicht zuerst an das einzige deutsche Drama gedacht haben, welches durchaus ein Werk des Verstandes ist (obgleich eben nicht des dramatischen), an Lessings Nathan. Es wäre dieß nicht wunderbarer als daß der Meister, an dem alle Künstler

ewig zu studiren haben werden, in gewissem Sinne, der materiellen Entstehung nach ein Studium nach Romanen ist, die wohl vor einer strengen Prüfung weder, einzeln als Werke, noch zusammen als eine Gattung gelten dürften.

Dies ist der Charakter der wahren Nachbildung, ohne die ein Werk kaum ein Kunstwerk seyn kann! Das Vorbild ist dem Künstler nur Reiz und Mittel, den Gedanken von dem was er bilden will, indisciplinirter zu gestalten. So wie Goethe dichtet, das heißt nach Ideen dichten; in demselben Sinne, wie Plato fordert, daß man nach Ideen leben soll.

Auch der Triumph der Empfindsamkeit geht sehr weit ab vom Goggi, und in Rücksicht der Ironie weit über ihn hinaus.

Wohin Ihr Meisters Lehrjahre stellen wollt, überlasse ich Euch. Bey der künstlichen Geselligkeit, bey der Ausbildung des Verstandes, die in der zweiten Manier den Ton angiebt, fehlt es nicht an Reminiscenzen aus der ersten, und im Hintergrunde regt sich überall der classische Geist, der die dritte Periode charakterisirt.

Dieser classische Geist liegt nicht bloß im Außersichlichen: denn wo ich nicht irre, so ist sogar im Reinecke Fuchs das Eigenthümliche des Tons, was der Künstler an das Alte angebildet hat, von derselben Tendenz wie die Form.

Metrum, Sprache, Form, Aehnlichkeit der Wendungen und Gleichheit der Ansichten, ferner das meistens südliche Colorit und Costüm, der ruhige weiche

Son, der antike Styl, die Ironie der Reflexion, bilden die Elegien, Epigramme, Episteln, Idyllen zu einem Kreise, gleichsam zu einer Familie von Gedichten. Man würde wohl thun, sie als ein Ganzes und in gewissem Sinne wie ein Werk zu nehmen und zu betrachten.

Vieles von dem Zauber und Reiz dieser Gedichte liegt in der schönen Individualität, die sich darin ankert und zur Mittheilung gleichsam gehn läßt. Sie wird durch die classische Form nur noch pikanter.

1 In den Erzeugnissen der ersten Manier ist das Subjektive und das Objektive durchaus vermischt. In den Werken der zweiten Epoche ist die Ausführung im höchsten Grade objektiv. Aber das eigentlich Interessante derselben, der Geist der Harmonie und der Reflexion verräth seine Beziehung auf eine bestimmte Individualität. In der dritten Epoche ist beides rein geschieden, und Herrmann und Dorothea durchaus objektiv. Durch das Wahre, Innige könnte es eine Rückkehr zur geistigen Jugend scheinen, eine Wiedervereinigung der letzten Stufe mit der Kraft und Wärme der ersten. Aber die Natürlichkeit ist hier nicht selbst eine natürliche Ergießung, sondern absichtliche Popularität für die Wirkung nach Außen. In diesem Gedicht finde ich ganz die idealische Haltung, die andre nur in der Iphigenia suchen.

Es konnte nicht meine Absicht seyn, in einem Schema seines Stufenganges alle Werke des Künstlers zu ordnen. Um dieß durch ein Beispiel anschaulicher zu machen, erwähne ich nur, daß Prometheus

z. B. und die Zueignung mir würdig scheinen, neben den größten Werken desselben Meisters zu stehn. In den vermischten Gedichten überhaupt liebt jeder leicht das Interessante. Aber für die würdigen Gesinnungen die hier ausgesprochen sind, lassen sich kaum glücklichere Formen wünschen, und der wahre Kenner müßte im Stande seyn, allein aus einem solchen Stück die Höhe auf der alle stehn, zu errathen.

Nur vom Meister muß ich noch einige Worte sagen. Drey Eigenschaften scheinen mir daran die wunderbarsten und die größten. Erstlich, daß die Individualität, welche darin erscheint, in verschiedne Strahlen gebrochen, unter mehrere Personen vertheilt ist. Dann der antike Geist, den man bey näherer Bekanntschaft unter der modernen Hülle überall wiedererkennt. Diese große Combination eröffnet eine ganz neue endlose Aussicht auf das, was die höchste Aufgabe aller Dichtkunst zu seyn scheint, die Harmonie des Classischen und des Romantischen. Das dritte ist, daß das eine untheilbare Werk in gewissem Sinn doch zugleich ein zweifaches, doppeltes ist. Ich drücke vielleicht, was ich meyne, am deutlichsten aus, wenn ich sage: das Werk ist zweymal gemacht, in zwey schöpferischen Momenten, aus zwey Ideen. Die erste war bloß die eines Künstlerromans; nun aber ward das Werk, überrascht von der Tendenz seiner Gattung, plötzlich viel größer als seine erste Absicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunst hinzu, und ward der Genius des Ganzen. Eine eben so auffallende Duplicität ist sichtbar in den beyden künstlichsten und

verstandvollsten Kunstwerken im ganzen Gebiet der romantischen Kunst, im Hamlet und im Don Quixote. Aber Cervantes und Shakespeare hatten Jeder ihren Gipfel, von dem sie zuletzt in der That ein wenig sanken. Dadurch zwar, daß jedes ihrer Werke ein neues Individuum ist, eine Gattung für sich bildet, sind sie die einzigen, mit denen Goethe's Universalität eine Vergleichung zuläßt. Die Art, wie Shakespeare den Stoff umbildet, ist dem Verfahren nicht unähnlich, wie Goethe das Ideal einer Form behandelt. Cervantes nahm auch individuelle Formen zum Vorbilde. Nur ist Goethe's Kunst durchaus progressiv, und wenn auch sonst ihr Zeitalter jenen günstiger, und es ihrer Größe nicht nachtheilig war, daß sie von niemanden erkannt, allein blieb: so ist doch das jetzige wenigstens in dieser Hinsicht nicht ohne Mittel und Grundlagen.

Goethe hat sich in seiner langen Laufbahn von solchen Ergießungen des ersten Feuers, wie sie in einer theils noch rohen theils schon verbildeten Zeit, überall von Prosa und von falschen Tendenzen umgeben, nur immer möglich waren, zu einer Höhe der Kunst herausgearbeitet, welche zum erstenmal die ganze Poesie der Alten und der Modernen umfaßt, und den Keim eines ewigen Fortschreitens enthält.

Der Geist, der jetzt rege ist, muß auch diese Richtung nehmen, und so wird es, dürfen wir hoffen, nicht an Naturen fehlen, die fähig seyn werden zu dichten, nach Ideen zu dichten. Wenn sie nach Goethe's Vorbilde in Versuchen und Werken jeder Art unermüdet
nach

nach dem Bessern trachten; wenn sie sich die universelle Tendenz, die progressiven Maximen dieses Künstlers zu eigen machen, die noch der mannigfaltigsten Anwendung fähig sind; wenn sie wie er das Glücke des Verstandes dem Schimmer des Geistreichen vorziehen: so wird jener Reim nicht verloren gehn, so wird Goethe nicht das Schicksal des Cervantes und des Shakspeare haben können; sondern der Stifter und das Haupt einer neuen Poesie seyn, für uns und die Nachwelt, was Dante auf andre Weise im Mittelalter.

Andrea. Es freut mich, daß in dem mitgetheilten Versuch endlich das zur Sprache gekommen ist, was mir gerade die höchste aller Fragen über die Kunst der Poesie zu seyn scheint. Nämlich die von der Vereinigung des Antiken und des Modernen; unter welchen Bedingungen sie möglich, in wie fern sie rathsam sey. Laßt uns versuchen, diesem Problem auf den Grund zu kommen!

Ludoviko. Ich würde gegen die Einschränkungen protestiren, und für die unbedingte Vereinigung stimmen. Der Geist der Poesie ist nur einer und überall derselbe.

Lothario. Allerdings der Geist! Ich möchte hier die Einteilung in Geist und Buchstaben anwenden. Was Sie in Ihrer Rede über die Mythologie dargestellt oder doch angedeutet haben, ist, wenn Sie

wollen, der Geist der Poesie. Und Sie werden gewiß nichts dagegen haben können, wenn ich Metrum und dergleichen ja sogar Charaktere, Handlung, und was dem anhängt, nur für den Buchstaben halte. Im Geist mag Ihre unbedingte Verbindung des Antiken und Modernen Statt finden; und nur auf eine solche machte unser Freund uns aufmerksam. Nicht so im Buchstaben der Poesie. Der alte Rhythmus z. B. und die gereimten Sylbenmaasse bleiben ewig entgegengesetzt. Ein drittes Mittleres zwischen beyden giebt's nicht.

Andrea. So habe ich oft wahrgenommen, daß die Behandlung der Charaktere und Leidenschaften bey den Alten und den Modernen schlechtthin verschieden ist. Bey jenen sind sie idealisch gedacht, und plastisch ausgeführt. Bey diesen ist der Charakter entweder wirklich historisch, oder doch so construiert als ob er es wäre; die Ausführung hingegen mehr pittoresk und nach Art des Porträts.

Antonio. So müßt Ihr die Diction, die doch eigentlich wohl das Centrum alles Buchstabens seyn sollte, wunderbarlich genug zum Geist der Poesie rechnen. Denn obwohl auch hier in den Extremen jener allgemeine Dualismus sich offenbart, und im Ganzen der Charakter der alten sinnlichen Sprache und unsrer abstracten entschieden entgegengesetzt ist: so finden sich doch gar viele Uebergänge aus einem Gebiete in das andre; und ich sehe nicht ein, warum es deren nicht weit mehr geben könnte, wenn gleich keine völlige Vermischung möglich wäre.

Eudoviko. Und ich sehe nicht ein, warum wir uns nur an das Wort, nur an den Buchstaben des Buchstabens halten, und ihm zu gefallen nicht anerkennen sollten, daß die Sprache dem Geist der Poesie näher steht, als andre Mittel derselben. Die Sprache, die, ursprünglich gedacht, identisch mit der Allegorie ist, das erste unmittelbare Werkzeug der Magie.

Lothario. Man wird beym Dante, bey Shakspeare und andern Großen Stellen, Ausdrücke finden, die an sich betrachtet schon das ganze Gepräge der höchsten Einzigkeit an sich tragen; sie sind dem Geist des Urhebers näher als andre Organe der Poesie es seyn können.

Antonio. Ich habe nur das an dem Versuch über Goethe auszusagen, daß die Urtheile darin etwas zu imperatorisch ausgedrückt sind. Es könnte doch seyn, daß noch Leute hinter dem Berge wohnten, die von einem und dem andern eine durchaus andre Ansicht hätten.

Marcus. Ich bekenne es gern, daß ich nur gesagt habe, wie es mir vorkommt. Nämlich wie es mir vorkommt, nachdem ich aufs redlichste geforscht habe, mit Hinsicht auf jene Maximen der Kunst und der Bildung, über die wir im Ganzen einig sind.

Antonio. Diese Einigkeit mag wohl nur sehr relativ seyn.

Marcus. Es sey damit wie es sey. Ein wahres Kunsturtheil, werden Sie mir eingestehen, eine

R A

ausgebildete, durchaus fertige Ansicht eines Werks ist immer ein kritisches Factum, wenn ich so sagen darf. Aber auch nur ein Factum, und eben darum ist leere Arbeit, es motiviren zu wollen, es müßte denn das Motiv selbst ein neues Factum oder eine nähere Bestimmung des ersten enthalten. Oder auch für die Wirkung nach Außen, wo eben nichts übrig bleibt, als zu zeigen, daß wir die Wissenschaft besitzen, ohne welche das Kunsturtheil nicht möglich wäre, die es aber so wenig schon selbst ist, daß wir sie nur gar zu oft mit dem absoluten Gegentheil aller Kunst und alles Urtheils aufs vortrefflichste zusammen bestehn sehn. Unter Freunden bleibt die Probezeigung der Geschicklichkeit besser weg, und es kann doch am Ende in jeder auch noch so künstlich zubereiteten Mittheilung eines Kunsturtheils kein anderer Anspruch liegen, als die Einladung, daß jeder seinen eignen Eindruck eben so rein zu fassen und streng zu bestimmen suche, und dann den mitgetheilten der Mühe werth achte, darüber zu reflectiren, ob er damit übereinstimmen könne, um ihn in diesem Falle frey- und bereitwillig anzuerkennen.

Antonio. Und wenn wir nun nicht übereinstimmen, so heißt es am Ende: Ich liebe das Süße. Nein, sagt der andre, ganz im Gegentheil, mir schmeckt das Bittere besser.

Lothario. Es darf über manches Einzelne so heißer und dennoch bleibt ein Wissen in Dingen der Kunst sehr möglich. Und ich denke, wenn jene histo-

rische Ansicht vollendeter ausgeführt würde, und wenn es gelänge, die Principien der Poesie auf dem Wege, den unser philosophischer Freund versucht hat, aufzustellen: so würde die Dichtkunst ein Fundament haben, dem es weder an Festigkeit noch an Umfang fehlte.

Marcus. Vergessen Sie nicht das Vorbild, welches so wesentlich ist, uns in der Gegenwart zu orientiren, und uns zugleich beständig erinnert uns zur Vergangenheit zu erheben, und der bessern Zukunft entgegen zu arbeiten. Laßt wenigstens uns an jener Grundlage halten und dem Vorbilde treu bleiben.

Lothario. Ein würdiger Entschluß, gegen den sich nichts einwenden läßt. Und gewiß werden wir auf diesem Wege immer mehr lernen, uns über das Wesentliche einander zu verstehen.

Antonio. Wir dürfen also nun nichts mehr wünschen, als daß wir Ideen zu Gedichten in uns finden mögen, und dann das gerühmte Vermögen, nach Ideen zu dichten.

Ludoviko. Halten Sie es etwa für unmöglich, zukünftige Gedichte a priori zu construiren?

Antonio. Geben Sie mir Ideen zu Gedichten, und ich getraue mir, Ihnen jenes Vermögen zu geben.

Lothario. Sie mögen in Ihrem Sinne Recht haben, das für unmöglich zu halten, was Sie meinen. — Doch weiß ich selbst aus eigener Erfahrung das Gegentheil. Ich darf sagen, daß einigemal der

Erfolg meinen Erwartungen von einem bestimmten Gedicht entsprochen hat, was auf diesem oder jenem Felde der Kunst nun eben zunächst nothwendig oder doch möglich seyn möchte.

Andrea. Wenn Sie dieses Talent besitzen, so werden Sie mir also auch sagen können, ob wir hoffen dürfen, jemals wieder antike Tragödien zu bekommen.

Lothario. Es ist mir im Scherz und auch im Ernst willkommen, daß Sie diese Aufforderung an mich richten, damit ich doch nicht bloß über die Meinung der andern meyne, sondern wenigstens Eins aus eigener Ansicht zum Gastmahl bebringe. — Wenn erst die Mysterien und die Mythologie durch den Geist der Physik verjüngt seyn werden, so kann es möglich seyn, Tragödien zu dichten, in denen alles antik, und die dennoch gewiß wären durch die Bedeutung den Sinn des Zeitalters zu fesseln. Es wäre dabey ein größerer Umfang und eine größere Mannichfaltigkeit der äußern Formen erlaubt ja sogar rathsam, ungeschäfer so wie sie in manchen Nebenarten und Abarten der alten Tragödie wirklich Statt gefunden hat.

Marcus. Trimeter lassen sich in unsrer Sprache so vortreflich bilden wie Hexameter. Aber die chorischn Sylbenmaße sind, fürchte ich, eine unauslöslliche Schwierigkeit.

Camilla. Warum sollte der Inhalt durchaus mythologisch und nicht auch historisch seyn?

Lothario. Weil wir bey einem historischen Sujet nun einmal die moderne Behandlungsart der Charaktere verlangen, welche dem Geist des Alterthums schlechthin widerspricht. Der Künstler würde da auf eine oder die andre Art gegen die antike Tragödie oder gegen die romantische den kürzern ziehen müssen.

Camilla. So hoffe ich, daß Sie die Liebe zu den mythologischen Sujets rechnen werden.

Marcus. Ich möchte noch lieber um einen Prometheus bitten.

Antonio. Und ich würde unmaßgeblich die alte Fabel vom Apollo und Marshas vorschlagen. Sie scheint mir sehr an der Zeit zu seyn. Oder eigentlicher zu reden ist sie wohl immer an der Zeit in jeder wohl verfaßten Litteratur.

III.

Hymnen an die Nacht.

1.

Welcher Lebendige, Sinnbegabte, liebt nicht vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raums um ihn, das allerfreulichste Licht — mit seinen Farben, seinen Stralen und Bogen; seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag. Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenwelt, und schwimmt tanzend in seiner blauen Flut — athmet es der funkelnde, ewigrühende Stein, die sinnige, saugende Pflanze, und das wilde, brennende, vielgestaltete Thier — vor allen aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange, und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft es jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. — Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Reiche der Welt.

Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnißvollen Nacht. Fernab liegt die Welt — in eine tiefe Gruft versenkt — wüst und einsam ist ihre Stelle. In den Saiten der Brust weht tiefe Wehmuth. In Thautropfen will ich hinuntersinken und mit der Asche mich vermischen. — Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Eräume, des ganzen langen Lebens kurze Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern, wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. In andern Räumen schlug die lustigen Gezelte das Licht auf. Sollte es nie zu seinen Kindern wiederkommen, die mit der Unschuld Glauben seiner harren?

Was quillt auf einmal so ahndungsvoll unterm Herzen, und verschluckt der Wehmuth weiche Luft? Hast auch du ein Gefallen an uns, dunkle Nacht? Was hältst du unter deinem Mantel, das mir unsichtbar kräftig an die Seele geht? Köstlicher Balsam träuft aus keiner Hand, aus dem Bündel Mohn. Die schweren Flügel des Gemüths hebst du empor. Dunkel und unaussprechlich fühlen wir uns bewegt — ein ernstes Antlitz seh ich froh erschrocken, das sanft und andachtsvoll sich zu mir neigt, und unter unendlich verschlungenen Locken der Mutter liebe Jugend zeigt. Wie arm und kindisch dünkt mir das Licht nun — wie erfreulich und gesegnet des Tages Abschied — Also nur darum, weil die Nacht dir abwenzig macht die Dienenden, sätest du in des Raumes Weiten die leuchtenden Kugeln, zu verkünden deine Allmacht — deine Wiederkehr — in den Zeiten deiner Entfer-

nung. Himmlischer, als jene blizenden Sterne, bünzen uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Weiter sehn sie, als die bläffesten jener zahllosen Heere — unbedürftig des Lichts durchschaun sie die Tiefen eines liebenden Gemüths — was einen höhern Raum mit unsäglichem Wollust füllt. Weis der Weltkönigin, der hohen Verkündigerin heiliger Welten, der Pflegerin seliger Liebe — sie sendet mir dich — zarte Geliebte — liebliche Sonne der Nacht, — nun wach ich — denn ich bin Dein und Meint — du hast die Nacht mir zum Leben verkündet — mich zum Menschen gemacht — zehre mit Geisterglut meinen Leib, daß ich lustig mit dir inniger mich mische und dann ewig die Brautnacht währt.

2.

Muß immer der Morgen wiederkommen? Endet nie des Irdischen Gewalt? unselige Geschäftigkeit verzehrt den himmlischen Anflug der Nacht. Wird nie der Liebe geheimes Opfer ewig brennen? Zugesessen ward dem Lichte seine Zeit; aber zeitlos und raumlos ist der Nacht Herrschaft. — Ewig ist die Dauer des Schlags. Heiliger Schlaf — beglücke zu selten nicht der Nacht Geweihte in diesem irdischen Tagewerk. Nur die Thoren verkennen dich und wissen von keinem Schlafe, als den Schatten, den du in jener Dämmerung der wahrhaften Nacht mitleidig auf uns wirfst. Sie fühlen dich nicht in der goldnen Flut der Trauben — in des Mandelbaums Wunderöl, und dem braunen Saft des Mohns. Sie wissen

nicht, daß du es bist der des zarten Mädchens Busen umschwebt und zum Himmel den Schoos macht — ahndest nicht, daß aus alten Geschichten du himmelöffnend entgegentrittst und den Schlüssel trägst zu den Wohnungen der Seligen, unendlicher Geheimnisse schweigender Vöte.

3.

Einst da ich bittere Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg — einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben — kraftlos, nur ein Gedanken des Elends noch. — Wie ich da nach Hülfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht, und am fliehenden, verlöschten Leben mit unendlicher Sehnsucht hing: — da kam aus blauen Fernen — von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer — und mit einemmale riß das Band der Geburt — des Lichtes Fessel. Hin floh die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr — zusammen floß die Wehmuth in eine neue, unergründliche Welt — du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels kamst über mich — die Gegend hob sich sacht empor; über der Gegend schwebte mein entbundner, neugeborner Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel — durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit — ich faßte ihre Hände, und die Thränen wurden ein funkelndes, unzerreißliches Band. Jahrtausende

zogen abwärts in die Ferne, wie Ungewitter. An Ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. — Es war der erste, einzige Traum — und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und sein Licht, die Geliebte.

4.

Nun weiß ich, wenn der letzte Morgen seyn wird — wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht — wenn der Schlummer ewig und nur Ein unerschöpflicher Traum seyn wird. Himmlische Würdigkeit fühl ich in mir. — Weit und ermüdend ward mir die Wallfahrt zum heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die kristallene Woge, die gemeinen Sinnen unvernünftig, in des Hügels dunkeln Schooß quillt, an dessen Fuß die irdische Flut bricht, wer sie gekostet, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt, und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz — warlich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset.

Doben baut er sich Hütten, Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht — das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Däfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt.

Noch weckst du, muntres Licht den Mäden zur Arbeit
— flößest fröhliches Leben mir ein — aber du lockst
mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht.
Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall um-
schaun, wo du mich brauchst — rühmen deines Glanzes
volle Pracht — unverdroßen verfolgen deines künstli-
chen Werks schönen Zusammenhang — gern betrach-
ten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang —
ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des
Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten.
Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz,
und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du
mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne
freundliche Augen, die mich erkennen? Fassen deine
Sterne meine verlangende Hand? Geben mir wieder
den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast
du mit Farben und leichtem Umriß Sie geziert — oder
war Sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Be-
deutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet
dein Leben, die aufwogen des Todes Entzückungen?
Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der
Nacht? Sie trägt dich mütterlich und ihr verdankst
du all deine Herrlichkeit. Du verfloßst in dir selbst
— in endlosen Raum zergingst du, wenn sie dich nicht
hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest und
flammend die Welt zeugtest. Warlich ich war, eh du
warst — die Mutter schickte mit meinen Geschwistern
mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit
Liebe, daß sie ein ewig angeschauts Denkmal werde —
zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch

reisten sie nicht diese göttlichen Gedanken — Noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig — Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unser einer, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl ich deiner Geschäftigkeit Ende — himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn ich deine Entfernung von unsrer Heymath, deinen Widerstand gegen den alten, herrlichen Himmel. Deine Wuth und dein Toben ist vergebens. Unvertheilich steht das Kreuz — eine Siegesfahne unsers Geschlechts.

Hinüber walt ich,
Und jede Pein
Wird eint ein Stachel
Der Wollust seyn.
Noch wenig Zeltten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Lieb' im Schooß.
Unendliches Leben
Wagt mächtig in mit
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Berlucht dein Glanz —
Ein Schatten bringet
Den fühlenden Kranz.
O! lauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich eneschlummern
Und lieben kann.

Ich fühle des Todes
Verjüngende Glut,
Zu Balsam und Aether
Verwandelt mein Blut —
Ich lebe beg Tage
Voll Glauben und Muth
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

5.

Ueber der Menschen weitverbreitete Stämme herrschte vor Zeiten ein eisernes Schicksal mit stummer Gewalt. Eine dunkle, schwere Binde lag um ihre bange Seele — Unendlich war die Erde — der Götter Aufenthalt, und ihre Heymath. Seit Ewigkeiten stand ihr geheimnißvoller Bau. Ueber des Morgens rothen Bergen, in des Meeres heiligem Schooß wohnte die Sonne, das allzündende, lebendige Licht. Ein alter Riese trug die selige Welt. Fest unter Bergen lagen die Ursöhne der Mutter Erde. Dhytmächtig in ihrer zerstörenden Wuth gegen das neue herrliche Göttergeschlecht und dessen Verwandten, die fröhlichen Menschen. Des Meers dunkle, grüne Tiefe war einer Göttin Schooß. In den krystallinen Grotten schwelgte ein üppiges Volk. Flüsse, Bäume, Blumen und Thiere hatten menschlichen Sinn. Süßer schmeckte der Wein von sichtbarer Jugendfülle geschenkt — ein Gott in den Trauben — eine liebende, mütterliche Göttin, empor wachsend in vollen goldenen Garben — der Liebe heiliger Rausch ein süßer Dienst der schönsten Götterfrau —

ein ewig buntes Fest der Himmelskinder und der Erdbewohner rauschte das Leben, wie ein Frühling, durch die Jahrhunderte hin — Alle Geschlechter verehrten kindlich die zarte, tausendfältige Flamme, als das höchste der Welt. Ein Gedanke nur war es, Ein entsagliches Traumbild,

Das furchtbar zu den frohen Tischen trat
Und das Gemüth in wilde Schrecken hüllte.
Hier wußten selbst die Götter keinen Rath
Der die beklommne Brust mit Trost erfüllte.
Geheimnißvoll war dieses Unhold's Pfad
Des Wuth kein Flehn und keine Gabe stillte;
Es war der Tod; der dieses Lustgetrag
Mit Angst und Schmerz und Thränen unterbrach.

Auf ewig nun von allem abgeschieden,
Was hler das Herz in süßer Wollust regt,
Getrennt von den Geliebten, die hienieden
Vergebne Sehnsucht, langes Weh bewegt,
Schlen matter Traum dem Todten nur beschieden,
Ohnmächtiges Ringen nur ihm auferlegt.
Zerbrochen war die Woge des Genusses
Am Felsen des unendlichen Verdrusses.

Mit kühnem Geist und hoher Sinnenglut
Verschönte sich der Mensch die grause Larve,
Ein sanfter Jüngling löscht das Licht und ruht —
Sanft wird das Ende, wie ein Wehn der Harfe.
Erklinerung schmilzt in kühler Schattenstut,
So sang das Lied dem traurigen Bedarfe.
Doch unenträufelt blieb die ewige Nacht,
Das ernste Zeichen einer fernern Nacht.

Zu Ende neigte die alte Welt sich. Des jungen Geschlechts Lustgarten verwelkte — hinauf in den freieren, wüsten Raum strebten die unkinblichen, wachsenden Menschen. Die Götter verschwanden mit ihrem Gefolge — Einsam und leblos stand die Natur. Mit eiserner Kette band sie die bärre Zahl und das strenge Maas. Wie in Staub und Asche zerfiel in dunkle Worte die unermessliche Blüthe des Lebens. Entflohen war der beschwörende Glaube, und die allverwandelnde, allverschwirrende Himmelsgenossin, die Fantasie. Unfreundlich blies ein kalter Nordwind über die erstarrte Flur, und die erstarrte Wunderheimath versog in den Aether. Des Himmels Fernen füllten mit leuchtenden Welten sich. Ins tiefre Helligthum, in des Gemüths höhern Raum zog mit ihren Mächten die Seele der Welt — zu walten dort bis zum Anbruch der tagenden Weltherrlichkeit. Nicht mehr war das Licht der Götter Aufenthalt und himmlisches Zeichen — den Schleyer der Nacht warfen sie über sich. Die Nacht ward der Offenbarungen mächtiger Schoos — in ihn kehrten die Götter zurück — schlummerten ein, um in neuen herrlichern Gestalten auszugehn über die veränderte Welt. Im Volk, das vor allen verachtet zu früh reif und der seligen Unschuld der Jugend trozig fremd geworden war, erschien mit niegesehenem Angeficht die neue Welt — In der Armuth dichterischer Hütte — Ein Sohn der ersten Jungfrau und Mutter — Geheimnißvoller Umarmung unendliche Frucht. Des Morgenlands ahnende, blüthenreiche Weisheit erkannte zuerst der neuen Zeit Beginn — In des Königs demüthiger Wiege

wies ihr ein Stern den Weg. In der weiten Zukunft
Namen huldigten sie ihm mit Glanz und Duft, den
höchsten Wundern der Natur. Einsam entfaltete das
himmlische Herz sich zu einem Blüthenkelch allmächtiger
Liebe — des Vaters hohem Antlitz zugewandt und
ruhend an dem ahnungsfulgen Busen der lieblich ernstesten
Mutter. Mit vergötternder Inbrunst schaute das
weissagende Auge des blühenden Kindes auf die Tage
der Zukunft, nach seinen Geliebten, den Sprossen seines
Götterstammes, unbekümmert über seiner Tage
irdisches Schicksal. Bald sammelten die kindlichsten
Gemüther von inniger Liebe wundersam ergriffen sich
um ihn her. Wie Blumen keimte ein neues fremdes
Leben in seiner Nähe. Uner schöpfliche Worte und
der Botschaften fröhlichste fielen wie Funken eines
göttlichen Geistes von seinen freundlichen Lippen. Von
ferner Küste, unter Hellas heiterm Himmel geboren,
kam ein Sänger nach Palästina und ergab sein ganzes
Herz dem Wunderkinde:

Der Jüngling bist du, der seit langer Zeit
Auf unsern Gräbern steht in tiefen Sinnen;
Ein tröstlich Zeichen in der Dunkelheit —
Der höhern Menschheit freudiges Beginnen.
Was uns gesenkt in tiefe Traurigkeit
Zieht uns mit süßer Sehnsucht nun von hinnen.
Im Tode ward das ewige Leben kund,
Du bist der Tod und machst uns erst gesund.

Der Sänger zog voll Freudigkeit nach Indostan
— das Herz von süßer Liebe trunken; und schüttete

in feurigen Gesängen es unter jenem milden Himmel aus, daß tausend Herzen sich zu ihm neigten, und die fröhliche Botschaft tausendzweigig emporwuchs. Bald nach des Sängers Abschied ward das köstliche Leben ein Opfer des menschlichen tiefen Verfalls — Er starb in jungen Jahren, weggerissen von der geliebten Welt, von der weinenden Mutter und seinen jagenden Freunden. Der unsäglichen Leiden dunkeln Kelch leerte der liebe Mund — In entsetzlicher Angst nahte die Stunde der Geburt der neuen Welt. Hart rang er mit des alten Todes Schrecken — Schwer lag der Druck der alten Welt auf ihm. Noch einmal sah er freundlich nach der Mutter — da kam der ewigen Liebe lösende Hand — und er entschlief. Nur wenig Tage hing ein tiefer Schleier über das brausende Meer, über das bebende Land — unzählige Thränen weinten die Geliebten — Entsegelt ward das Geheimniß — himmlische Geister hoben den uralten Stein vom dunkeln Grabe. Engel saßen bey dem Schlummernden — aus seinen Träumen zartgebildet — Erwacht in neuer Götterherrlichkeit erstieg er die Höhe der neugeborenen Welt — begrub mit eigener Hand der Alten Leichnam in die verlassne Höhle, und legte mit allmächtiger Hand den Stein, den keine Macht erhebt, darauf.

Noch weinen deine Lieben Thränen der Freude, Thränen der Nüßrung und des unendlichen Danks an deinem Grabe — sehn dich noch immer, freudig erschreckt, auferstehn — und sich mit dir; sehn dich weinen mit süßer Inbrunst an der Mutter seligem

Busen, ernst mit den Freunden wandeln, Worte sagen,
wie vom Baum des Lebens gebrochen; sehen dich
eilen mit voller Sehnsucht in des Vaters Arm, brin-
gend die junge Menschheit, und der goldnen Zukunft
unverfälglichen Becher. Die Mutter eilte bald dir
nach — in himmlischem Triumpf — Sie war die
Erste in der neuen Heymath bey dir. Lange Zeiten
entfloßen seitdem, und in immer höherm Glanze regte
deine neue Schöpfung sich — und tausende zogen aus
Schmerzen und Qualen, voll Glauben und Sehnsucht
und Treue dir nach — wafften mit dir und der himm-
lischen Jungfrau im Reiche der Liebe — dienen im
Tempel des himmlischen Todes und stah in Ewigkeit
dein.

Gehoben ist der Stein —
Die Menschheit ist erstanden —
Wir alle bleiben dein
Und fühlen keine Banden.
Der herbste Kummer fleucht
Vor deiner goldnen Schaale,
Wenn Erd und Leben weicht,
Im letzten Abendmahle.

Zur Hochzeit ruft der Tod —
Die Lampen brennen helle —
Die Jungfrauen sind zur Stelle
Um Oel ist keine Noth —
Erklänge doch die Ferne
Von deinem Zuge schon,
Und ruften uns die Sterne
Mit Menschenzungen und Ton.

Nach dir, Maria, heben
Schon tausend Herzen sich.
In diesem Schattenleben
Verlangten sie nur dich.
Sie hoffen zu genesen
Mit ahnungsvoller Lust —
Drückst du sie, heiliges Wesen,
An deine treue Brust.

So manche, die sich glühend
In bitterer Qual verzehrt,
Und dieser Welt entfliehend
Nach dir sich hingekehrt;
Die hülfreich uns erschienen
In mancher Noth und Pein —
Wir kommen nun zu ihnen
Um ewig da zu seyn.

Nun weint an keinem Grabe,
Für Schmerz, wer liebend glaubt.
Der Liebe süße Habe
Wird keinem nicht geraubt —
Die Sehnsucht ihm zu lindern,
Begelstert ihn die Nacht —
Von treuen Himmelskindern
Wird ihm sein Herz bewacht.

Getrost, das Leben schreitet
Zum ewgen Leben hin;
Von innerer Glut geweitet
Verklärt sich unser Sinn.
Die Sternwelt wird zerfließen
Zum goldnen Lebenswein,
Wir werden sie genießen
Und lichte Sterne seyn.

Die Lieb' ist frey gegeben,
Und keine Trennung mehr.
Es wogt das volle Leben
Wie ein unendlich Meer.
Nur Eine Nacht der Wonne —
Ein ewiges Gedicht —
Und unser aller Sonne
Ist Gottes Angesicht.

6.

Sehnsucht nach dem Tode.

Hinunter in der Erde Schooß,
Weg aus des Lichtes Reichen,
Der Schmerzen Wuth und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an,

Gelobt sey uns die ewge Nacht,
Gelobt der ewge Schlummer.
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.

Was sollen wir auf dieser Welt
Mit unsrer Lieb' und Treue.
Das Alte wird hintangestellt,
Was soll uns dann das Neue.
O! einsam steht und tiefbetrübt,
Wer heiß und fromm die Vorzeit liebt.

Die Vorzeit wo die Sinne lichte
In hohen Flammen brannten,
Des Vaters Hand und Angesicht
Die Menschen noch erkannten.
Und hohen Sinns, einfältiglich
Noch mancher seinem Urbild gleich.

Die Vorzeit, wo noch blüthenreich
Uralte Stämme prangten,
Und Kinder für das Himmelreich
Nach Quaal und Tod verlangten.
Und wenn auch Lust und Leben sprach
Doch manches Herz für Liebe brach.

Die Vorzeit, wo in Jugendglut
Gott selbst sich kundgegeben
Und frühem Tod in Liebesmuth
Geweiht sein süßes Leben,
Und Angst und Schmerz nicht von sich trieb,
Damit er uns nur theuer blieb.

Mit banger Sehnsucht sehn wir sie
In dunkle Nacht gehüllet,
In dieser Zeitlichkeit wird nie
Der heiße Durst gestillet.
Wir müssen nach der Heymath gehn,
Um diese heilige Zeit zu sehn.

Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsern Lebenslauf,
Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr —
Das Herz ist satt — die Welt ist leer.

Unendlich und geheimnißvoll
Durchströmt uns süßer Schauer —
Mir dünkt, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch
Und sandten uns der Sehnsucht Hauch.

Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten —
Getroßt, die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Beträbten.
Ein Traum bricht unsre Banden los
Und senkt uns in des Vaters Schoß.

IV.

L e b e n s a n s i c h t.

Es ist tröstlich, daß ich mir einbilde, als schrieb' ich an einen theuren Freund, der mich durchaus versteht, an dessen Herz ich diese Blätter niederlege, da ich doch nur für mich schreibe, weil es mir wohl thut, manche Gefühle und Gedanken meiner Seele auszusprechen! Und ist es nicht seltsam, daß der Mensch eine so eigene Dekonomie und einen so lächerlichen Stolz besitzt, daß es ihm unmöglich ist zu denken, er könne etwas ohne Zweck und Absicht thun? der edlere Mensch kann nichts für sich thun, es wird ihm alles nur etwas in Beziehung auf andere, und selbst bei jedem kleinen Aufsatz liegt im Hintergrunde der Seele der Gedanken an einen etwanigen Leser, und wenn wir es selbst so weit bis nach unserm Tode hinaus schieben sollten. Es ist eine so kindliche liebenswürdige Eitelkeit, zu glauben, daß, wenn selbst die Hand, die diese Worte schrieb, schon in Staub zerfallen ist, daß sie dann noch belehren und nützen.

Der Mensch lebt in einer ewigen Furcht vor seinem Glück. Es tritt ihm schon als Kind entgegen,

und er entzieht sich der liebenden Gewalt, er möchte gern sich selbst versuchen, und durch eigene Kraft das erringen, was ihm ein freundliches Geschick früh mit auf die Welt gab.

Nur ein höheres Wesen oder ein schlechteres als der Mensch kann für sich glücklich seyn, und darum thut man den armen Menschen Unrecht, wenn man sie Egoisten schilt. Ist's denn nicht ihr einziges Bestreben sich mitzutheilen, und giebt es ein anderes Unglück als den verfehlten Gegenstand?

Liebe, die mit warmem Sonnenschein das arme Leben umgiebt, o warum ist dein Name niemals ausgesprochen, warum lebst du in Liedern, und wohnst nicht als allgemeine Poesie in jedes Menschen Busen? Warum springt der Mensch gewaltsam und eigenmächtig aus der Zeit heraus, die ihn umfängt? Stoßen zwei Menschen auf einander, so erinnern sie oft dessen, was man von der Liebe sagt, und meinen, das könnte für sie gelten; der Jüngling erzwingt dann eine Sehnsucht in seinen Busen, und theilt sie dem Mädchen mit; der Beschluß ist, liebst du mich? Ja, sagt sie, und er fühlt sich berauscht, und überseelig glücklich schwärmen sie eine Zeit ihres Lebens dahin, der Rausch verfliegt, sie bewundern ihre Thorheit, verspotten im Herzen, wenn sie es auch nicht aussprechen, Liebe und alle Empfindungen, und fühlen doch in sich die Leere, die etwas dem ähnliches bedarf; sie suchen in der Welt herum, sie warten nun wieder nicht bis die Zeit die Lücke in ihnen ausfüllt, sondern überreden

sich Geld oder Ehre oder irgend etwas anderes sey das Gut, das sie sich wünschen.

Wollte der Mensch nicht der Zeit voran eilen, wäre er mit dem Worte Liebe nicht bekannt, so würde einen jeden die Empfindung rühren und keine einzige Stelle keines einzigen Dichters würde auf seine Empfindung anwendbar seyn; denn es würde für jeden eine eigene Liebe entstehen, und es würde vielleicht jeder als ein eigener Dichter auftreten. Das Beispiel der bisherigen Dichter rechtfertigt mich. Ist nicht jedes Liebe so verschieden, daß auch nicht eine Strophe von dem Liebe des einen in das des andern hineingetragen werden könnte. Von den Dichtern, die Liebe, Wein und Braten besingen, ist nicht die Rede; ihnen schmeckt keins auf die wahre, das heißt auf die ihnen natürliche Art, und darum sprechen sie so schlecht von allen.

So wie keine Blume ohne Farbe gedacht werden kann, so ist kein Mensch ohne Poesie und sie mangelt nur denen, die sie durch die Poesie verbreiten, oder vielmehr sie mangelt ihnen doch nicht, sondern es ist nur, als wenn man den Blumen die Farbe durch Scheidewasser auszieht. Sehr viele Blumen stehn nun geruchlos und in unscheinbaren Farben da, und dies ist die grössere Anzahl unter den Menschen, möchte ich sie diejenigen nennen, die ihre innere Poesie nicht mittheilen können; allen ist es nicht gegeben, durch einen süßen Duft die vorübergehenden zu erfreuen.

Ein wahrer Dichter muß mich jedes Wesen, das

er mir aufstellt, ganz verstehen lassen, ich muß die kleinsten Eigenheiten der Seele kennen, und als wahrer Mensch werde ich mir nicht wünschen können, ein einziger, selbst der Edelste zu seyn; auch muß es mich als Mensch nicht hinreißen, der Nachahmer einer aufgestellten Person zu seyn; der nachahmende Mensch ist weniger als ein Mensch, und darum giebt es kein zur Besserung dienendes Beispiel.

Wohl aber kann ein Kunstwerk es hervorbringen, daß ich in mir selber vollendeter werde. Sobald mir aber der Gedanke bei einem Kunstwerk einfällt, ist es nur mein Wunsch, und der Einfluß, den es auf mich hat, nur scheinbar, ja glaube ich gar den wohlthätigen Einfluß zu bemerken, so habe ich das Kunstwerk nicht verstanden, ja nicht einmal genossen.

Es schämt sich der Mensch nur seiner Empfindungen, weil er in der heftigsten Leidenschaft fühlt, daß sie vorübergeht, und weil es oft ist, als ob ein Wesen in uns uns zuriefe: laß das Händeringen und die Verzweiflung! du wirst dich bald mit nichtswürdigen Kleinigkeiten wieder beschäftigen, ja gar dich daran erfreuen!

Die Menschen, die auf dem untersten Grad der Bildung stehen (die natürlichen Menschen nehme ich aus, sie stehen über und unter den gebildeten zugleich; sie stehen der Stelle die für sie seyn sollte, noch am nächsten, und darum stehen sie über den andern, — sie haben aber nie um sich geblickt, und die Bemerkung gemacht, daß außer dem Raum, den sie einnehmen, es noch irgend einen Weg geben könnte, wo sich der

menschliche Geist hinwagen dürfte, und darum steht sie unter jenen) die Menschen also die auf dem untersten Grad der Bildung stehen, sind durch etwas einmal angerührt worden, wodurch sie auf die Vermuthung gerathen sind, daß der Mensch innerlich schöne Gefühle haben könne, und alles was sie nun empfinden, stellen sie als das Höchste auf, was das menschliche Herz erreichen kann. — Diese sprechen immer von dem Herzen, dies wollen sie auch einzig bilden, — sie geben auf den Geist nicht viel. Ueber ihnen stehen die, welche es eingesehen haben, daß es mit den Empfindungen so gar viel nicht ist. Sie sind die, welche sich ihrer Thränen schämen, weil sie sie doch wieder abtrocknen müssen, sie können sich nicht zufrieden geben, daß sie in sich nicht einen Gott verehren können, — und betteln sich einige Sentenzen zusammen, die sie Vernunft nennen, und die so lange glänzen und scheinen bis eine Gelegenheit kommt, wo sie anwendbar wären; in diesem Fall muß man sich dann mit der menschlichen Schwachheit trösten.

Der dritte Grad der Bildung scheint mir der zu seyn, wo sich ein Mensch allen menschlichen Empfindungen überläßt; wo er in einem Tage weint und sich erfreut; es genießt wenn alle Leidenschaften seine Seele in heftigen Stürmen bewegen und in ruhigen Augenblicken sich nicht dieser Ruhe überhebt, sich in keinem Moment klüger sondern nur anders als in den vorigen erkennt, dessen Herz sich den edelsten Empfindungen öfnet, und der nicht sein Schicksal verwünscht, wenn in demselben Augenblick die Nothwendigkeit auf

ihn zutritt, durch eine trockene mechanische Beschäftigung sich die Mittel zu erwerben, um den andern Tag zu leben und zu genießen.

Vergeblich ist es, zu wünschen, daß der Freund, den wir lieben, uns ganz in unserer eigensten Eigenthümlichkeit verstehen möchte; wir wünschen es auch im Grunde nicht, sondern immer möchten wir nur die Falten unsers Herzens vor ihm auseinander schlagen, wo wir die Verwandtschaft zu ihm fühlen. Das was unsere Scheidung von allen andern Wesen ausmacht, wodurch wir auch von dem geliebtesten Freunde abgesondert und einzeln stehen, suchen wir sorgfältig zu verhüllen, damit er sich nicht vor dem fremden Wesen entfesen möge — und wäre es einem Menschen möglich, die innerste Eigenthümlichkeit seines geliebtesten Freundes aufzufassen und auszusprechen, so würde den Freund ein Schauer wie vor einem Zauberer ergreifen, der die Gewalt hätte, den Geist aus unsern Körpern zu ziehen und ihn uns selbst anschaulich hinzustellen, und wir würden auf immer entfremdet von ihm zurücktreten. Es fühlt dies auch ein jeder in sich, darum ist es uns durchaus unmöglich, manche Bemerkungen über Menschen auszusprechen; eine solche Bemerkung ist ein zufälliges Errathen der Eigenthümlichkeit des andern. — Die höchste Schönheit, die der Mensch erreichen kann, ist, daß er alle Leidenschaften in sich zu einem Kunstwerk verarbeitet, daß er wie ein Gott über allen steht und sie regiert, so daß sie nur immer von der Kraft der Seele zeigen, aber nie in widrige Verzerrung ausarten, und die höchste, ja ich

möchte sagen, die einzige Tugend, die der Mensch besitzen kann, ist die Wahrheit gegen sich und andre. Zu bedauern ist es aber, wenn die Menschen hier auf einen Irrthum gerathen, und meinen, sie bearbeiten ihre Leidenschaften und Empfindungen zu einem Kunstwerk, wenn sie bloß bemüht sind, einen Roman aus ihrem Leben zu machen, in den sie oft Empfindungen und Leidenschaften hineinzwängen müssen, um sich mit ihrem Werk nur nicht nüchtern und gewöhnlich vorzukommen. Wenn sie dann dieses Spiels am Ende überdrüssig werden, und die Kraft zu erfinden ihnen ausgeht: so glauben sie, daß sie wahrhaft mit sich umgehen, wenn sie dies zusammengebettelte Werk wieder zerstören. Ein solcher Roman kann gewöhnlich nicht ohne Liebe seyn; gewöhnlich sind dann vorher alle Verhältnisse zertreten und niedergerissen, um dieser Liebe wohlgefällige Opfer zu bringen, und weil es ja auch in allen Gedichten steht, daß, wenn diese Empfindung das Herz rührt, sie denn das ganze Heer der andern Neigungen eriegt — und nun wird der geliebte Gegenstand selbst der Wahrheit geopfert, und der, welcher alle diese Rollen vor sich selbst abspielt, steht dann gewöhnlich und steht mit Ehrfurcht vor sich selber in den Himmel. Denn nie glaubt der Mensch so sehr die Verwandtschaft mit Gott zu fühlen, als wenn er sich so kleinlich betrügt, daß er der Verwandtschaft mit den unschuldigsten Bewohnern der Erde unwürdig ist.

Wenn ich höre, daß jemand seine Meinung geändert hat, und diese Aenderung dadurch rechtfertigen

will, daß er sagt: damals übertrieb ich in allen meinen Empfindungen, ich bin jetzt zu einer grössern Aufrichtigkeit mit mir selber gekommen, so bin ich geneigt, seine erste Meinung anzunehmen, wenigstens lieber, als die er jetzt hat, und die sich so vornehm vor jener brüstet. Denn ich glaube immer noch mehr an die Wahrheit der frühern Empfindung als an die der spätern Betrachtung. Ueberhaupt sollten nur die Menschen einsehen, daß sie sich nie herzhafter betrügen, als wenn sie sich ihre ehemalige Lügen vorrücken.

Wie viel Schaden thun die Menschen, welche die Moral lehren, der höhern Moral. Ist es nicht betrübt und verächtlich, der ganzen Welt zu sagen: es ist etwas großes und edles eine Summe Geld wegzuschleusen? oder sich seiner Eltern nicht zu schämen, oder wenn sie alt und schwach sind, für sie zu sorgen, oder wenn sich eine bequeme Gelegenheit darbietet, und man auch noch so sicher ist, doch nicht zu stehlen? — und doch ist dies beinah alles, was von einem modernen Edelmüthigen gefordert wird; lauter Dinge, die sich von selbst verstehen, so daß gar kein einziger Mensch darauf kommen sollte, sie zu verlegen. Und doch wird es nicht nur gewagt diese Dinge als bewundernswürdige Tugenden aufzustellen, sondern was noch schlimmer ist, wer diese Lehren verbreitet, wird von dem allergrößten Haufen als ein grosser Mann, oder wenn er ihnen eine poetische Form giebt, als ein großer Dichter verehrt. Und was nun den Menschen am allermeltesten betrüben sollte, die Wenigen, denen die Erkenntniß gekommen ist, überheben sich ihrer bessern Mei-

Meinung, daß sie nemlich an diesen Edelmann nicht glauben, ihnen erscheint diese Einsicht, die ihnen nur natürlich vorkommen sollte, so wichtig, sie messen sich ewig nach dem, was leider die Menschen sind, nie nach dem, was sie seyn sollen, so daß durch diese Eitelkeit auch die bessern Gemüther in sich verderben. Sie werden so schwach, sich von der Verehrung derer, die sie verachten, emporgehoben zu fühlen und stoßen sich nicht einmal an die Lächerlichkeit des Widerspruchs, daß sie die Achtung, die sie zu erkaufen wünschen, nach ihrer eigenen Einsicht verachten müssen.

Es ist zu beklagen, daß wir den Menschen immer nur in Beziehung auf andere, nie in Beziehung auf uns verstehen können. Selten wird uns sein Betragen gegen andere so ungerecht, so zweideutig vorkommen, als die kleinen Verletzungen gegen uns, nicht aus dem gemeinen Egoismus, wie es oft erklärt ist, dem jeder unterworfen seyn soll, sondern weil wir den Menschen in Beziehung auf uns nicht wie ein Kunstwerk betrachten können, da wir, indem er sich durch diese Beziehung erklärt, selbst ein Rad der Maschine sind, und also den Gang derselben nicht beobachten können.

Es giebt keine durchaus wahre Wahrheit und keinen durchaus falschen Irrthum, man sollte überhaupt keine Sache mit einem von beiden Rahmen stempeln; denn beide werden es nur durch die Anwendung, und so ist es sehr möglich, daß das was in der Seele des einen der abgeschmackteste Irrthum ist, in eines andern Gemüth eine ehrwürdige Wahrheit wird.

Es ist nichts großes das Feld zu bauen, und in

einer glücklichen Beschränktheit einen Tag wie den andern zu leben, nichts wunderbares in sich und in der Welt zu ahnden, und am Ende von der Welt zu scheiden, wie tausende vorher und wie tausende in der Zukunft. Aber etwas großes ist es, wenn einer das Drängen des Herzens nach allem Großen und Erhabenen empfunden hat, wenn er den Kreis aller Gedanken, Empfindungen und Handlungen durchlaufen ist, dem Glücke, das sein Herz beständig fordert, und doch nicht nennen kann, rastlos nachgesagt ist, wenn dieser dann einsteht, er kann nur in einem Kreise umherirren, freiwillig dann stehen bleibt, wo er zuerst auslief, und mit Lächeln bemerkt, daß der größte Held doch im Grunde nichts wichtigeres thut, als wenn er sein Feld baut, damit es ihn ernährt, und in seinen kleinen Gärten Blumen pflanzt, damit sie ihn erfreuen, und Unkraut hinauswirft, das ihn ärgert. Der Mensch ist wie ein Kind im Besitze einer schönen nackten Statue, womit es spielt und mit Mühe beständig Blumen und bunte und goldene Zierrathen zusammenträgt, um sie zu schmücken; leider bleiben nun die meisten Menschen immer Kinder, denen ihr Spielwerk ewig mißfällt, sie reißen es von dem schönen Bilde oft herunter, sie mögen es aber nackt nicht sehen, sondern tragen von ihrer Armuth immer neue Lumpen zusammen, um es zu bekleiden; sie meinen sie verschönern durch Poesie ihr Leben. Glücklich ist, der die Blumen und Glittern, womit er es behängt, bald herabwirft, über sein kindisches Thun lächelt, höchstens einige Blumen herumhängt, und die edle einfache Schönheit fähig ist zu genießen.

Vieles liegt noch in mir was ich sagen möchte, und wenn ich es alles niederschreiben könnte, so würde es manchen alles das, was ich gesagt habe, aufzuheben scheinen, und doch ist es nicht so; alle Widersprüche im Leben und im Menschen sind nur scheinbar, und könnten wir wie ein Gott auf alle herunters sehen und sie alle verstehen, so würden wir unsere Augen von keinem mit Widertwillen wenden.

Lebe wohl, mein theurer Freund, möcht' ich sagen, und kann nicht einmal über diese Thorheit lächeln, in Gedanken habe ich doch alles an ein Wesen gerichtet, das mich versteht und mich liebt, und darum reiche ich diese Blätter öffentlich in die Welt, und wer meine Worte mit Liebe liest, für den sind sie geschrieben.

V.

Idyllen aus dem Griechischen.

Die Spindel.

Anmerkung. Dieses Epithenmaß wird vom Hephaestion zu den antispastischen gerechnet, und nach vier Takten von einem Epitrit, zwey Antispasten und einem Dijambus gemessen. Spätere betrachten es als Choriambisch, und lassen es dem gemäß aus einem Spondeen, drey Choriamben und einem Jamben bestehen. Die Art wie Horaz es zweymal gebraucht hat, kann hiezu veranlaßt haben, denn die Worte theilen sich bey ihm immer Choriambisch ab. Die griechischen Dichter hingegen beobachteten diesen Abschnitt gar nicht oder vermeiden ihn vielmehr, und die deutsche Sprache, die eine Menge antispastischer und parlimbacchischer Wörter hat, darf sich hierin dem griechischen Vorbilde ungescheut nähern. Es entsteht dadurch ein reizender Gegensatz zwischen den antispastischen Wortfüßen und der Schwungbewegung des Rhythmus, die zum Choriamben hingieht, welches einem beständigen Auflösen von Dissonanzen gleicht. Wenn dieß dem ungeübten Leser schwer zu lesen fällt, so hat er sich eben so wenig zu verwundern oder zu beklagen, als ein Anfänger in der Musik, wenn er eine Bachsche Sonate nicht so gleich fertig spielen kann. — Voss hat dieß Stück im Musenalmanach von 1798 in Hexameter übersezt.

- Spindel, hold dem Gespinnst, Gabe der blauräugigen
Pallas du,
Arbeit schaffend dem hauswirthlichen Weib, welche
dich lenken kann:
Sey zur glänzenden Stadt Nileus getrost meine Begleiterin,
Wo der Kypris, mit Schilfrohre bedeckt, grünet das
Heiligthum.
5 Dorthin über die See bitt' ich um leichtwallende
Fahrt den Zeus,
Daß ich fröhlich dem Gastfreunde mich nah', wieder-
geliebt von ihm,
Meinem Nikias, Lustgarten der süßstimmigen Cha-
riten.
Und dich, welche geschnitten wurde vom mühseligen
Elfenbein,
Reich' ich dann in die Hand, als ein Geschenk, Ni-
kias Gattin dar,
10 Mit der mancherley Werk enden du wirst: Männer-
gewande bald,
Wald, dergleichen die Fraun tragen, der durchsichtigen
Hüllen Stoff.
Denn wohl zweymal im Jahr möchte man Scha-
f müttern ihr weiches Fell
Scheeren, nimmer zur Last fiel' es der schlankfüß'gen
Theogenis;
So viel fördert ihr Fleiß: aber sie liebt, was die Ver-
ständigen.
15 Wahrlich möchte' ich auch nicht wissen noch unflüßi-
gen Häusern dich
Geben, weil dich zur Welt brachte mit mir einerley
Vaterland.

- Helmath ist dir, die einst Ephyra's Held, Archios
gründete,
Vom Trinakrischen Eilande das Mark, rühmlicher
Männer Stadt.
Nun gehegt in des Manns Hause, der Heilmittel mit
weiser Kunst
20 Viel erfand, so die trübselige Qual wenden den
Sterblichen,
Wirft du wohnen im lustreichen Milet bey, den Jo-
niern,
Daß Theogenis sey, Spindelgeziert unter den Frauen
dort,
Ihn Gedächtniß ihr stets du den Gesangliebenden
Fremdling bringst.
Jemand saget, dich anschauend wohl dieß: Wahrlich,
in großer Gunst
25 Steht das kleine Geschenk; alles ist werth, was von
den Lieben kommt.

L i e b e s g e s p r ä c h .

M ä d c h e n .

Raubte ja Helena selbst, die verständige, Paris der
Hirte.

D a p h n i s .

Mehr ist Helena diese, die mich, den Hirten, geküßt
hat.

M ä d c h e n .

Nähme dich nicht, Satyriske, denn eitel nennt man
den Kuß ja.

Daphnis.

Ist doch auch in den Küssen, den eiteln, süßes Ergößen.

Mädchen.

5 Sieh, ich wasche den Mund, und reinigend spey' ich den Kuß weg.

Daphnis.

Wäschst du die Lippen dir ab? Sieh wieder sie, daß ich sie küsse.

Mädchen.

Kälter zu küssen, das stehet dir an; kein jungferlich Mädchen.

Daphnis.

Nähme dich nicht; wie ein Traum geht flüchtige Jugend vorüber.

Mädchen.

Wird doch die Traube Rosin', und die trockene Rose noch duftet.

Daphnis.

10 Komm in den Oelwald hier, damit ich ein Wörtchen dir sage.

Mädchen.

Nein, ich will nicht; auch erst betrogst du mit schmelzelndem Wort mich.

Daphnis.

Komm dort unter die Ulmen, und höre da meine Sprünge.

Mädchen.

Laß dein eignes Gemüth, des Kläglischen freuet sich niemand.

Daphnis.

Ey! ey! fürchte den Zorn der Daphila, Mädchen, doch endlich.

Mädchen.

17 Daphne lebe mir wohl, nur Artemis bleibe gewogen.

Daphnis.

Rebe nicht, daß sie nicht trifft und ein unauslöschliches
Reiz wirkt.

Mädchen.

Treffe sie, wie sie nur will: denn Artemis schirmt
uns wieder.

Daphnis.

Nicht entfliehst du dem Eros, dem nie noch ein Mäd-
chen entflohn ist.

Mädchen.

Ja, ich entfliehe, beim Pan! Du trage sein Joch
nur beständig.

Daphnis.

20 Stieh, ich besorg', er möchte dem schlechteren Manne
dich geben.

Mädchen.

Viele schon freyten um mich, doch keiner gewann
mein Gemüth noch.

Daphnis.

Ich lauch, einer von vielen, bin her, dein Freyer, ge-
kommen.

Mädchen.

Sage mir, Lieber, was thu' ich? Die Eh' ist voll
der Beschwerde.

Daphnis.

Weder Kummer noch Leid hat die Eh', nein, fröhliche
Kelgen.

Mädchen.

25 Sagen sie doch, daß die Weiber vor ihren Genossen
erschittern.

Daphnis.

Nicht, sie herrschen beständig: vor wem wohl zittern
die Weiber?

Mädchen.

Vor den Wehen zitter' ich, denn streng ist der Pfeil
Eilichyiens.

Daphnis.

Kreisenden hülfreich ist ja Artemis, deine Gebletrin.
Mädchen.

Und zu gebähren zitter' ich, es möchte den Leib mir
entstehen.

Daphnis.

20 Wenn du Kinder gebierst, scheint neu dir ein Licht in
den Söhnen.

Mädchen.

Bringst du ein Brautgeschenk, ein würdiges, wenn
ich bejahe?

Daphnis.

Als das Vieh, das Gehölz, die Weiden auch, will
ich dir geben.

Mädchen.

Schwöre, du wollest nach dem Lager mir nicht, der
betrübten, davon gehn.

Daphnis.

Nein, beim mächtigen Pan! und wolltest du selbst
mich verjagen.

Mädchen.

35 Kaufst du dann mir Gemächer, und Haus und um-
gebende Höfe?

Daphnis.

Dann dir will ich Gemächer, und hüten die herrlichen
Heerden.

Mädchen.

Aber dem ältlichen Vater, was soll, was soll ich ihm
sagen?

Daphnis.

Loben wird er dein Lager, wenn meinen Namen er
höret.

Mädchen.

Sage den Namen, mir dann, oftmals erfreut auch
ein Name.

Daphnis.

40. Daphnis heiß' ich, mein Vater ist Lykidas, Nome die
Mutter.

Mädchen.

Rühmliche Eltern! allein auch ich bin geringer als
du nicht.

Daphnis.

Angesehn und in Ehren, dein Vater ist ja Menalkas.

Mädchen.

Zeige mir doch dein Gehölz, und wo der Hof dir um-
hersteht.

Daphnis.

Komm und sieh, wie sie blühen, dort meine geschlan-
gen Cypressen.

Mädchen.

45. Grasest, ihr Ziegen! ich gehe, des Hirten Gewerk zu
beschauen.

Daphnis.

Kinder, weidet! ich zeig' indeß die Gehölze dem Mäd-
chen.

Mädchen.

Was, Satyriske, beginnst du? was greiffst du hinein
an die Brüste?

Daphnis.

Diese Früchte vor allen, die duftigen, will ich mir
pflücken.

Mädchen.

Mein, bey'm Pan! ich erstarre, du mußt die Hand da
hervorziehn.

Daphnis.

so Fasse doch Muth, du Liebe! was behest du? Wie du
so scheu bist!

Mädchen.

Wirfst in den Graben mich hin, und beschmuckst die
schönen Gewänder.

Daphnis.

Aber ein welches Fell, sieh! breit' ich dir unter das
Kleid hin.

Mädchen.

Ach! ach! selber den Gürtel entreifst du! Sage
was soll das?

Daphnis.

Welchen will ich vor allen der Paphia diesen zur
Gabe.

Mädchen.

ss Frevelnder, halt! Leicht nahet sich wer, ich höre was
rauschen.

Daphnis.

Unter einander beflüstern dein Brautbett jene Cy-
pressen.

Mädchen.

Sieh, du machtest den Mantel zur Lumpen mir, daß
ich entblößt bin.

Daphnis.

Einen anderen Mantel und besseren will ich dir
geben.

Mädchen.

Alles verheißest du jetzt, bald giebst du mir nicht das geringste.

Daphnis.

60 Wollten die Götter, ich könnte die eigene Seele hinzuthun.

Mädchen.

Artemis, zürne mir nicht! Die einsame Freundin verließ dich.

Daphnis.

Eros opfr' ich ein Kalb, die Kuh dann selbst Aphroditen.

Mädchen.

Jungfrau kam ich hieher, als Weib nun wandr' ich nach Hause.

Daphnis.

Weib und Mutter, von Kindern die Pflegerin, länger nicht Mädchen.

65 Also die beyden, sich dort an den blühenden Gittern erquickend,

Roseten saß mit einander: das heimliche Lager erhob sich.

Ste, da sie wieder erwacht, schlüch hin, die Schafe zu hüten,

Scham in den Augen, das Herz war innerlich aber erquickt ihr;

Während er zu den Kindern sich wendete, froh der Umarmung.

Achilleus und Deïdamia.

Bruchstück eines Idylls von Bion.

Myrson.

Spiele mir, Lykidas, doch Sikelische liebliche Weise,
Schmeichelnd, süß dem Gemüth und buhlerisch wie der
Kyklope,
Dort am Gestade des Meers, Polyphemos, sang Sa-
lateen.

Lykidas.

Myrson, wie dich ergötzt die Syringe nicht: aber
was sing' ich?

Myrson.

† Genes Sphyrische Lied, o Lykidas, lieblicher Liebe,
Von des Peliden geheimen Umarmungen, heimlichen
Küssen;
Wie der Knabe verkleidet im Faltengewand die Ge-
stalt barg,
Und wie unter den Mädchen vom Stamm Lyskomedes
ihn pflegte,
Den von keinem errathnen Achilleus, Deïdamia.

Lykidas.

10 Raubend entführte der Hirt einst Helena, hin zu dem
Ida,
Bittern Gram für Oenone; es zürnete nun Lakedä-
mon,

Und sie berief das Volk, das Achaeische: keiner aus
Hellas,
Von den Mykenern auch, von Elis, von den Lakonen,
Blieb dahelm; sie brachten Vergeltungen, schreckliche
Kriegswuth.

- 15 Bey Lykomedes Töchtern versteckte sich einzig Achilleus.
Statt der Waffen erlernt' er die Bollen nur, übte mit
weißer
Hand jungfräulichen Fleiß, und völlig als Mädchen
erschien er.

Denn er war gleich jenen verweiblichtet, eben die
Blüthe

Hatt' ihm die schneeleichten Wangen beparpurt; auch
mit der Jungfrau

- 20 Triften ging er einher, und umgab mit dem Neze
die Locken:

Ares Muth doch hatt' er, und hatte die Liebe des
Mannes.

Von der Fröhe zur Nacht nun saß er bey Deidamia,
mia,

Rüßte bald ihr die Hand, oft hob er wiederum ihren
Schönen Leib in die Hdh, es entfloßen ihm zärtliche
Thränen.

- 25 Nimmer aß er mit andern Gespielinnen; alles ersann
er,

Endend gemeinsamen Schlaf; so redet' er dieses zu
ihr auch:

Alle die übrigen Schwestern, sie schlummern neben
einander,

Ich nur muß allein, allein du, Nymphe, nur schlafen.
Beyde Gespielinnen wir, jungfräuliche, beyde die Schö-
nen,

30 Schlafen doch auf dem Lager allein wir: jene ver-
haßte
Und arglistige Wand, sie scheidet bösslich von dir mich.
Denn ich könnte ja nicht

Nachdem die großen Formen der alten Poesie
aufgehört hatten, zeigte sich die neue sterbliche Kunst
gelehrter Dichter in mancherley geistreichen Versuchen
neu erfundener oder neu gewendeter Dichtungsarten,
unter denen die Idylle noch früher blühte oder doch
gleich früh mit der spätern Elegie, der Hellenen, von
welcher einige der merkwürdigsten und berühmtesten
Ueberbleibsel im ersten Stücke des Athenaeums mit-
getheilt worden sind.

Idyllen sind in der ursprünglichsten Bedeutung,
was wir vermischte Gedichte, Darstellungen nach dem
Leben nennen würden; der Name Bildchen ist un-
bestimmt und allgemein genug für solchen Inhalt, und
erinnert zugleich an die Form und das Maas dersel-
ben. Jede Sammlung solcher Werkchen wird mehr
oder minder zur lyrischen Gattung gehören, welche
die erzählende, dialogische und selbst die lehrende Form
in einem gewissen Grade annehmen darf, ohne darum
ihr Wesen zu verlieren. Denn die Einheit einer sol-
chen Sammlung liegt nicht in den einzelnen Gedichten,
sondern in ihrem geselligen Zusammenhange, im Gan-
zen, im Dichter selbst und in dem Eigenthümlichen

seiner Ansicht; und diese subjektive Einheit, ist ja der objektiven des Epos und des Drama gerade entgegengesetzt, und eben das unterscheidende Merkmal der lyrischen Gattung.

Die Seele alles bloß Eigenthümlichen in der Darstellung ist die Liebe und die eigne Gestalt, die sie in jedem annimmt. Daher der ursprünglich erotische Geist der Idylle, und da diese nicht bloß Selbstbetrachtungen oder gefällige Ergießungen enthält, wie andre Unterarten der lyrischen Gattung, sondern kleine liebliche Darstellungen, so ist ihr die ländliche Natur und ländliche Dichtung mäßiger Hirten ganz angemessen und beynah wesentlich; so daß sogar Helden und Götter, die sie auch etwa zur Abwechslung wählt, unter ihrem zierlichen Pinsel nun auch einen bukolischen Anstrich bekommen.

Der älteste unter den noch vorhandenen und nach meinem Urtheil der beste Meister der Idylle war Kion. Von ihm ist das unvergleichliche Bruchstück aus der Liebesgeschichte des Achilles und der Deïdamia; es wäre allein hinreichend meine Vorliebe zu rechtfertigen. Das Liebesgespräch dürfte gleichfalls von ihm seyn. Es steht mit seiner Naivität und Schalkheit in der schönsten Mitte zwischen der unverschönetten und oft wildrigen Naturwahrheit, die man beym Theokritos findet, und der faden Idealsität mancher modernen Schäfergedichte, und bewegt sich in dem gemessenen wechselnden Dialog mit anmutig

thiger Leichtigkeit. Aber auch die wenigen andern Ueberbleibsel, die glaubwürdig mit Bions' Namen auf uns gekommen sind, athmen eine süße Innigkeit, sind überaus lieblich und liebevoll. Derselbe Geist lebte allem Anschein nach in seinen andern Gedichten, die nun verloren sind. Sie gehören zu denen, die mit den Gesängen der Sappho auf Anstiften der Geistlichen, in Constantinopel vertilgt wurden.

Sein und des Philetas Schüler, Theokritos, ist nicht selten pikant genug in kräftiger Darstellung spitziger Hirten, aber zärtliches Gefühl kannte er nicht. Er suchte weit mehr das Lokale, wobey ihn Sophrons Mimen begünstigten, deren Nachahmung für seine Manier entscheidend gewesen seyn mag.

Wegen der gerühmten Simplicität, die jedoch eigentlich nur in der genauen Nachahmung der rohen aber nichts weniger als unschuldigen Natur, die er darstellt, liegt, nicht in der Art, wie er darstellt, könnte es bey dem ersten unreifen Nachdenken scheinen, Theokritos sey der ältere, hie und da noch harte und herbe Künstler seiner Gattung. Forscht man weiter, so wird das allgemeine Gesetz der natürlichen Ausbildung für die künstliche der gelehrten Epoche hellenischer Poesie näher bestimmt, und wir wundern uns nicht den roheren Theokritos auf den zierlich vollendeten Bion folgen zu sehn, da ja auch in der Elegie dieses Zeitalters Hermesianax, dessen feine Ausbildung wohl von keinem der andern erreicht wurde, älter war als

Kallimachos, dem freylich die oft bis zum Uberglauben geglaubte Entscheidung der Kritiker den classischen Gipfel seiner Sattung zusprach.

Daß Theokritos ein Schüler des Bion war, nehme ich aus dem Gedichte auf Bions Tod, welches in den Ausgaben unter denen des Moschos steht, in zwey Handschriften aber und von der Eudotia dem Theokritos beygelegt wird, woraus folgt, daß der 100te Vers ehemals ohne Punkt gelesen worden. Der Scholiast meldet in der Notiz vom Theokritos, nach einigen sey Moschos sein Name gewesen, Theokritos (der Gottgewählte) sein Beyname. So dürfte also wohl der bukolische Moschos mit dem Theokritos Eine Person, und er von diesem nur durch ein Mißverständnis abgesondert worden seyn, welchem die Existenz eines andern nicht sehr viel spätern Moschos nachhalf, der nach Euibdas, wo die Verwechslung schon Statt findet, ein Schüler des Aristarchos war, und also doch nicht Zeitgenosse des Philetas und Verfasser des Gedichts auf Bion seyn konnte. In den Lebensumständen spricht nichts dagegen, und es begreift sich, warum auch Moschos ein Syrakuser war. Auch in den dem Moschos beygelegten Gedichten und Bruchstücken ist nichts, was die eingebildete Verschledenheit des Charakters begründen könnte. Man müßte denn den Begriff von der Manier des Theokritos viel zu eng gefaßt haben. Wir wissen, daß er sich in manchen andern Arten versucht hat, und die Spindel, ohne Zweifel von ihm, liegt schon ziemlich fern von seiner

bukolischen Darstellungsart. Der kleine Gegenstand ist darin mit zarter Liebe behandelt und auf das Wechselverhältniß der verschiedenen Götter bezogen; es läßt uns einen Blick in das heitere ruhige Familienleben der Hellenen thun.

Man wird wie von selbst zu Vermuthungen der Art geführt, bey einer Sammlung von Werken und Bruchstücken, in die offenbar so viel fremdartiges eingestossen ist, wie in die bukolische.

Warum ich der Meynung beystimme, welche die drey in ihr befindliche Bruchstücke aus der Sage des Herkules dem Pisandros zuspricht, habe ich in der Geschichte der alten Poesie gemeldet. Ich wage es bey der gegenwärtigen Gelegenheit den Freunden und Kennern der Kunstgeschichte einige ähnliche Bemerkungen mitzutheilen. Die Europa kann, wie ich dasir halte, von keinem der Bukoliker seyn; es ist ein Bruchstück aus Metamorphosen irgend eines gelehrten Dichters dieser Zeit; welches etwa, behalte ich mir vor, weiter nachzuforschen. Ein Bruchstück wie dieses, zusammengenommen mit der allgemeinen Thatsache, daß Diodorus Metamorphosen Alexandrinischer Dichter vor Augen hatte, kann uns ein Bild geben, wie viel ihm vorgearbeitet war. So könnten auch die Βαχαι Bruchstück eines epischen Gedichts seyn. In dem unzusammenhängenden Gesang an Hieron ist der 76te — 100te Vers ein vortreffliches Siegeslied, so schön man es nur irgend aus dieser Zeit erwarten darf, weit über

Theokritos. Das letzte gilt auch von den Gedichten, die *Ἄντρον* und *Παιδιά* überschrieben sind; doch geben mir diese zu keiner so bestimmten Vermuthung Raum wie die Europa.

Da die Sammlung so beschaffen ist, darf es nicht überflüssig und muß sehr erlaubt scheinen, manche Stücke derselben von neuem zu prüfen, ob sie auch dem Theokritos angehören, und ob sich nicht eins oder das andre vom Bion darunter verloren hat, wobey der erotische Geist des letzten und der mimische des ersten, die festen Punkte sind, welche die Untersuchung leiten müssen.

VL

S o n e t t e.

Von

A. W. Schlegel.

An

L u d w i g L i e d.

Einst war die heil'ge Schrift samt den Legenden
Der Thespis, Karrn der rohen neuern Bühnen;
Dem Volk und Spielern, gleich an Einsalt, schienen
Die Poffen nicht das heiligste zu schänden.

Doch als die Kunst entwuchs den frommen Händen,
Da wollt' im Schauspiel niemand Gott mehr dienen,
Und stolze Geister mochten sich erühnen
Spott über jene Wunder auszusenden.

Du, in der Dichterbildung reichsten Blüthe,
Bringst uns verwandelt wieder jene Zeiten,
Wo Adam auf der Bühn' erschien und Eva.

Ja, Dank sey deinem liebenden Gemüthe,
Heiligst die Kunst, verschönerst Heiligkeiten,
Und machst zum Lied das Leid der Genoveva.

Von Friedrich Schlegel.

I.

Die Reden über die Religion.

Es steht der Musen Freund die offne Pforte
Des großen Tempels sich auf Säulen heben,
Und wo Pilaster ruhn und Kuppeln streben,
Nacht er getrost dem Kunstgeweihten Orte.

Drin tönt Musik dem Frager Zauberworte,
Daß er geheiligt fühlt unendlich Leben,
Und muß im schönen Kreise ewig schweben,
Vergißt der Fragen leicht und armer Worte.

Doch plötzlich scheint's, als wollten Geister gerne
Den schon Geweihten höhre Weihe zeigen,
Getauscht die Fremden lassen in der Wölfe;

Der Vorhang reißt und die Musik muß schweigen,
Der Tempel auch verschwand und in der Ferne
Zeigt sich die alte Sphinx in Riesengröße.

2.

Schellings Weltseele.

Vom trüben Schlaf erwache zu lichtem Denken,
Hat sich der Mensch zum Himmel aufgerichtet,
Kann nun, wo träge Furcht ihn sonst vernichtet,
Die Wunder des Bewußtseyns schaffend denken.

Zum ersten Lohn, den ihm die Götter schenken,
Daß innre Kraft den innern Streit geschlichtet,
Vernimmt er was vom Aether sie gedichtet,
Und will mit Liebe sich ins Lichtmeer senken.

Wie dennoch Eins die Kraft in allen Schranken,
Und leichter Aether mächtiger als die Waffe;
Das lebt und brennt in deinem kühnen Streben!

Es sinnt der Geist, wie er die Dinge fasse;
In todter Bildung leht er Täuschung schwanken,
Das innre Wesen blüht im freien Leben.

3.

Das Athenaeum.

Der Bildung Strahlen all' in Eins zu fassen,
Vom Kranken ganz zu scheiden das Gesunde,
Bestreben wir uns treu in freyem Bunde,
Und wollten uns auf uns allein verlassen:

Nach alter Weise konnt' ich nie es lassen,
Es sicher ich auch war der rechten Kunde,
Mir neu zu reizen stets des Zweifels Wunde,
Und was an mir beschränkt mir schon, zu lassen.

Stun schetst und schreibe in Obacht sehr geschäftig,
Als wärs im tiefften Herzen tief beleidigt,
Der Platten Volk von Hamburg bis nach Schwaben.

Ob unsern guten Zweck erreicht wir haben,
Zweifel! ich nicht mehr; es hats die That beleidigt,
Daß unsre Ansicht allgemein und kräftig.

4.

3 e r b i n o.

Gemahlen und gewalzt mit munterm Spiele
Schau hier des Volkes negative Dichter;
Versteh nur erst den tiefen Sinn der Mühle,
So fühlst Du Leser! bald im Haupt dich lichter.

Dem Garten gleicht dieß Buch im Festgewähle:
Maskirt erscheinen neu die armen Wichter
Warm haucht die Luft, Fontänen plätschern kühle,
Und ferne schimmern künstlich bunte Lichter.

Verkehrt ist alles in den süßen Dossen,
Statt Ja sagt das Eslein selber Ay;
Ergötzlich spielen drein mit Narvenschwänzen
Theater, Aufklärung und Nikolai.
So mahl denn Tied! mahl ferner unverdrossen
der Schriftsteller alberne Tendenzen.

VII.

N o t i z e n.

Moralische Erzählungen von Rambohr.

In der ersten der zahlreichen Vorreden, die diese Erzählungen wie eine Brustwehr gegen üble Nachreden schützen sollen, wird uns ausführlich dargelegt, warum sie für moralisch sollen gehalten werden. Sie machen nemlich: nicht den mindesten Anspruch auf poetischen Werth: ganz prosaisch und mit sorgfältiger Vermeidung aller blühenden oder gar glühenden Fantasie, gegen welche Jugendsünde der Verfasser nicht genug zu warnen weiß, begnügen sie sich „gebildeten Menschen in verwickelten und seltenen Lagen eindringenden Rath zu ertheilen“ und „einen anschaulichen und sehr speciellen Unterricht zur bessern Einrichtung der Denk- und Handlungsweise im gemeinen Leben zu geben.“ Neben der Belehrung sollen sie auch beglänzt unterhalten, so wie „die Poesie beglänzt zur Veredlung der Sitten mitwirkt.“ — Ob sie nun am Unterhalten durch das Belehrende, oder am Belehren durch das Unterhaltende verhindert werden, kann man

so eigentlich nicht wissen: gewiß ist es aber, sie thun weder das eine noch das andere. Uns kommt diese Zwittergattung wohl eigentlich von den Franzosen, die sie *Moral* nennen, weil sie es überhaupt nicht sehr genau mit den philosophischen Benennungen nehmen; denn dies Zergliedern der Charakters, und dies haarscharfe Ausspinnen und bedrückende widersprechende Ferren der unergründlichen Motive gehört ja eher zu dem, was man Psychologie nennt, wofür aber die Franzosen keine Benennung haben; ihre Contes nennen sie *moraux*, weil sie nicht *physiques* sind. Aus demselben Grunde sind denn auch diese Erzählungen wohl moralisch zu nennen, oder auch *per antiphrasin*, weil alle darin handelnde Personen eben nichts von Moralität wissen.

Eitelkeit und Untreue in der Liebe ist gewöhnlich die Sünde dieser Helden und Heldinnen; Langeweile, Leere des Herzens und oft der bittere Tod ihre Bestrafung: gehen sie aber nach zur rechten Zeit in sich und bessern sich, so führen sie zur irdischen Belohnung ein zufriednes Leben. Eheleute besuchen sich friedlich einander; der Mann sagt der Dame einige Worte sehr delikate ins Ohr, und nickt sie ihm dann freundlich zu, so geht er sehr delikate nicht mit dem Gassack nach Hause, welche Maßregel nicht wenig beiträgt, das gute Vernehmen zu erhalten. Sie gehen auch zusammen ins Theater; dies ist gemeinhin der Ort, wo die sympathetisch fühlenden Seelen sich begegnen, und die beste Gelegenheit für Liebende oder für Eheleute tiefe Blicke in ihre Herzen zu thun. Was kann

man gegen so mäßige Menschen und eine so vernünftige Lebensart einwenden? — In der einen Erzählung, Signora avveduta genannt, kommt eine Dame sehr zur rechten Zeit dem Erzähler zu Hilfe, wie er eben auf einer Reise den Wagen gebrochen hat, und in Gefahr ist, sich mit einem sehr schlechten Nachlassger behelfen zu müssen. Die Dame bietet ihm sogleich äußerst gefällig einen Platz in ihrem Wagen an, und erzählt ihm, indem sie fahren, etwas unbesonnen und lebhaft ihre Geschichte, die eben so unbesonnen und lebhaft ist. Sie ist aber recht artig diese Geschichte; man weiß es der guten Dame vielen Dank, daß sie nicht langweilig ist, und man glaubt gewiß, der Aufgenommene werde sich nicht weniger dankbar zeigen. Statt dessen giebt er ihr aber im Ton der den Fabeln angehängten Ruhanwendung eine recht berbe Lektion, und endigt so die niedliche Erzählung. Wundern könnte es einen nicht, wenn die Dame den Schlag geöfnet, den Moralisten eben so artig aus dem Wagen gewiesen, und ihn auf freiem Felde hätte stehen lassen. Wer wird auf Kosten der Höflichkeit moralisiren wollen?

Herr von Rambohr besitzt nicht allein tiefe Menschenkenntniß; sondern auch eben so tiefe Götterkenntniß. In Daphne und Apollo hat dieser Kenner und Zergliederer der Leidenschaften die alten Götter haarscharf charakterisirt, und ihr gewaltiges Wollen richtig motivirt. Apollo's Hirtenleben und seine Liebe zur Daphne ist zu einer sehr delikaten Hofintrigue ausgebildet, worin Apollo die Rolle eines ziemlich

lockern Pagen, Jupiter die eines Erziehers nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen spielt, und worin die Anekdote mit der Elytie dreißt mit verwebt ist. Wie in aller Welt können Personen, die sich so bürgerlich ausnehmen, auf einmal ganz genialisch sich in Sonnenblume und Lorbeer verwandeln? Diese Erzählung schließt mit dem Ausruf, „o Rousseau! o Petrarca!“ — O Apollo! o Rambohr! möchte man rufen. — So sehr der moralische Erzähler auch bemüht ist, die Auswüchse seiner jugendlichen Fantasie, als ungeziemend für Dichtungen dieser Art zu unterdrücken, und so oft er auch gegen eine lebhafteste Einbildungskraft als die Quelle vieles menschlichen Elends warnt, so kann er ihrer doch nicht immer Meister bleiben. Der Aufenthalt am Garigliano war ursprünglich wohl nur zum Bekanntwerden mit den vier Damen bestimmt, welche zum Gegenstück für Humes vier Philosophenselten, als Repräsentantinnen der vier weiblichen Glückseligkeitsysteme auftreten: dennoch trifft man hier ein Paar unartige überlästige Passagiere, die zwar dem Erzähler damals viel Langeweile machten, aber mit dem Zweck in gar keiner Verbindung stehen, bloß als unaufhaltbare Regung der Fantasie bei der Erinnerung an jene Langeweile. So werden die schrecklichen Folgen der Fantasie bestätigt; und was darf man nicht von ihr fürchten, wenn sie noch an den Grenzen der Lüneburger Heide solche Unordnungen anrichtet? Sie war auch einigermaßen, und gewiß gegen die redliche Absicht des Verfassers in den Biographien der Damen mit im Spiele! Aber

troph ihr gehören diese vier Erzählungen zu den besten in der ganzen Sammlung. Nur muß man zu berücksichtigen suchen, daß sie mehr als artige Erzählungen seyn, daß sie philosophische Gegensätze vorstellen sollen.

Als Anhang, und gesondert von den moralischen Erzählungen getrennt, erscheint: Osarbo und seine Tochter. Es wäre viel besser gewesen ihn nicht von jenen zu trennen; er ist ganz und gar nicht davon verschieden, und man hätte denn doch besser gewußt, was man von ihm denken soll. Den handelnden Personen hätten nur andere Rahmen sollen gegeben werden: denn daß sie die Rahmen des Lessingschen Trauerspiels tragen, erläutert weiter nichts, sondern es erinnert nur ohngefähr eben so daran, als ob man ganz wohlbekannte Marionetten in ein und demselben Kostüm und mit denselben Masken erst ein heroisches Stück aufführen und gleich darauf dasselbe Stück in einem pantomimischen Karikatur-Ballet vorstellen sähe. Appius und Virginia in ein bürgerliches Trauerspiel zu verwandeln, ist gewiß eine verfehlte Idee, und schon oft mit Recht getadelt worden. Auch Herr von Ramdohr hat das Unschickliche darin gefühlt: aber wie vornehm erscheint doch Lessings Einkleidung der Virginia gegen diese Travestirung der Emilia Galotti! Emilia vermählt an den elenden verhassten Marinelli; ihr Vater durch eine Verbannung von ihr getrennt; der Fürst ein wahres Ungeheuer an Bosheit und niedriger Verberbtheit; Orsina sehr interessiert, und eifrig bemüht Emilien verführt zu sehen; und einige hinzugegedichtete verirrte und ver-

irrende Menschen als Umgebung: dies alles macht es dem bedrängten Vater freylich nothwendig seine Tochter zu ermorden, besonders da er in dem Augenblick steht, sie wolle ihn zu Gunsten ihres Verführers verrathen. So ist freylich die Katastrophe vortreflich motivirt, dafür aber auch das Ganze vortreflich entmotivirt. — Schade, daß die Mutter Claudia weggeblieben ist! Sie sagt im Trauerspiele ein Paar Worte, die hier sehr gut passen würden: „O wenn das die Menschen kennen heißt, wer wollte wünschen sie zu kennen!“ —

Die bescheidene Furcht, welche der Verfasser am Ende der erwähnten Vorrede wegen des Ausspruchs der Kenner äußert, ist gewiß sehr ungegründet. Herr von Ramboye wage sich getrost ferner an Dichtungen dieses Art! —

Wie, lieber Freund? Aus dem dritten Theil des Philosophen für die Welt soll ich erschn, daß Engel gar wohl im Stande ist, auch jetzt noch etwas Gutes zu schreiben? Nun, das ist lustig! Ihre Widerlegung ist gewiß eben so a priori als meine Behauptung es damals noch war: denn wenn Sie das Buch gelesen hätten, würden Sie die schönste Bestätigung meines Satzes darin gefunden haben. Das Lustigste ist, daß es auf das gut oder nicht gut gar nicht einmal ankommen darf; ich habe mich lediglich an das Jetzt zu halten. Sehen Sie die einzelnen Stücke nur flüchtig an, und es wird Ihnen gleich

einleuchten, daß man keine günstigere Conjectur aufstellen kann, als die, daß fast alles ohne Veränderung aus alten Papieren genommen ist. Daß der Waltesferritter zu der neuen bayrischen Zunge gehört, die nun schon zum zweiten Male neu ist, daß über den Werth der Kritik Wendelssohn noch lebend eingeführt wird, und daß das junge Frauenzimmer in der „Spinne“ gar in das Sechshebnte Stück des Philosophen für die Welt zu Hause gehört — gestehen Sie, antiquirter kan man unmöglich setzen: — darauf will ich mich gar nicht einmal berufen. Glauben Sie indeß nicht, daß diese Verlegungen in alte Zeit etwa nur die Form constitulren, die doch jeder Schriftsteller frei wählen kann: nein, nein! es sind höchst wesentliche und nothwendige Decorationen, ohne die das Buch auch nicht einmal einen Inhalt haben würde. Wenn man nichts als alte abgemachte Sachen vorbringt, von denen heut zu Tage gar nicht mehr die Rede sein kann, so thut man freilich wohl, auch die Scene in alte Zeiten zu verlegen. Bis auf den Gipfel des Aetna sollen wir uns bemühen, um zu erfahren, daß menschliche Glückseligkeit nicht im Besitz, sondern im Streben und Erringen besteht; Graun, Euler und Wendelssohn werden aus der Unterwelt citirt, um uns zu sagen, daß die Kritik zwar nicht Kunstwerke zu produciren lehre, aber doch an und für sich einen Werth habe und nebenbei auch noch dem Künstler nützlich sei; in ein Irrenhaus müssen wir gehen, und dort bis an die Grenzen des Ekels aushalten, um zu lernen, daß das Laster — noch dazu nach dem

dem ganz gemeinen Begriff, wo es endlich auf die Niederlichkeit hinausläuft — ein Wahnsinn sei; und für ein Paar Stüfchen Theodicee, daß nemlich am Ende auch der Unverstand das Gute befördere, und daß die Welt ohne Tod unmöglich bestehen könne, muß der gute Las Casas sich zum Deismus des achtzehnten Jahrhunderts bekennen, und hintennach noch eine ganze rührende Geschichte gedichtet werden! — Wo in aller Welt mag die Welt liegen, für die man noch jetzt über diese Dinge so philosophiren mußte, als wüßte nicht Jedermann längst, woran man damit ist? Wo ist jetzt noch die Rede von der Herbeirufung der Franzosen zur Verbesserung unserer Litteratur? — Sie kennen die alte Legende von den Schlafern? Es ist doch nichts so toll erfunden, was nicht endlich einmal wahr würde! Mir wenigstens hat das Buch gerade den Eindruck gegeben, als ob Engel, Gott weiß wieviel Jahre, geschlafen hätte, und nun, ohne sich erst die Augen zu waschen, und sich in der Welt ein wenig umzusehen, gleich so weiter fortredete. Ich schwöre Ihnen, ich habe ordentlich darauf studirt, wie ich ihm auf die beste Art alle die kläglichen Ereignisse vorbringen wollte, von denen er doch früher oder später hören muß. So böse ich aber auch bin, in Einer Rücksicht ist mir das Buch unendlich viel werth. Wenn nun wieder von der Arroganz der jüngeren Schriftstellergeneration die Rede ist, kann ich doch alle mühsamen und gründlichen Erörterungen zur Berichtigung der Begriffe sparen, und vermittelst dieses Buchs gleich zur Anschauung bringen, wie die wahre

Arroganz ausfliehet, und wo sie anzutreffen ist. So viel Papier zu verschwenden, um so höchst triviale Dinge zu sagen, und dann noch die Prätension, daß man die alten Bände eines verlegenen Buches dazu bei der Hand haben soll: gröber und arroganter und schlechter gegen das Publikum läßt sich nichts denken — das Eine etwa ausgenommen, wenn diese Gedanken sich hätten unterstehn wollen, allein und ohne den großen Hofstaat von Redensarten, der sie umgiebt, aufzutreten, als ob sie für sich auch etwas sein könnten, das wäre freilich noch ärger gewesen.

Wenn Sie beim Lesen auf den „Joseph Zimm,“ die „Standrede,“ und das Gespräch „über die Furcht vor der Rückkehr des Aberglaubens“ kommen: so werden Sie vielleicht sagen, daß Engel doch gar wohl wisse, was sich seit kurzem in der Welt zugetragen hat. Ja freilich! und es scheint wirklich, als habe er nicht die ganze Zeit geschlafen, auch nicht bloß gelebt, um zu lernen „daß in der Welt nichts unmöglich, und nichts unausbleiblich ist;“ sondern als habe er sich mit vielem Nutzen darauf gelegt, sein Talent zum Drolligen recht auszubilden. Die Specula auf der Pfarrwohnung, die gottselige Frau, und der Idealist machen sich im Joseph Zimm recht hübsch zusammen, und Sie werden Sich ordentlich freuen, daß der Verfasser die gemeinen dummen Redensarten über diese Philosophie — wie z. B. daß ein Mensch seinen eignen Vater macht, und daß Arme und Reiche nicht Arme und Reiche sind — doch auch schon gehört hat; so auch die alberne und ganz falsche

Ansicht des Kant, die in der „Standrede“ verarbeitet ist. Ist es aber nicht wunderbar, daß gerade diese nicht einem andern untergelegt worden ist? Warlich, ein Philosoph für die Welt sollte doch — wäre es auch nur der im Joseph Timm so hübsch ausgeführten etymologischen Einheit zu Liebe — von der Philosophie für die Schule ein klein wenig mehr wissen; das gegen für jeden Spaßmacher dieß gerade genug gewesen wäre. Doch das gilt nur, so lange man das acht und dreißigste Stück noch nicht gelesen hat. Dieses ist der Kern und Mittelpunkt des ganzen Buchs, es macht klar was es eigentlich mit der Philosophie für die Welt zu sagen hat, und sichert den Verfasser besser als irgend eine Vor- oder Nachrede hätte thun können vor allen ungebührlichen Ansprüchen. Die Philosophie besteht nemlich darin, daß es gar keine Philosophie geben soll, sondern nur eine Aufklärung; die Welt ist eine Versammlung gebildeter und unterrichteter Zuhörer, die jedoch hauptsächlich zu Tische sitzen und nur demnächst schöne Sachen hören wollen; und unser Philosoph will — wie einer der Unterredner Hr. J., nur auf eine weit uneigennützigere Art als dieser — die Ehre haben, eine solche Versammlung durch sophistische Klopffechtereyen zu unterhalten, in denen ganz offen und eingeständlich flitternde Bilder statt tüchtiger Gedanken, wie lustige Sprünge statt eines richtigen Ideenganges gelten, und ein schönes Wortgeklingel den Geist entbehrlich machen soll. Werden Sie sich nicht, wie ich, freuen, daß Ihnen nach dieser Entdeckung nichts mehr übrig bleibt, als

im letzten Stück — welches auf eine höchst komische Art das ganze Buch mit einer Hochzeit beschließt — eine Erinnerung an die in solchen Fällen höchst tröstliche Lehre von der Nothwendigkeit alles Wirklichen?

Nun sind wir freilich am Ende; aber ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen noch einmal von vorne anfangen, und das zur gerechten Strafe. Haben Sie doch auch das Gerücht unterhalten, daß Engel ein Meister in der Composition kleiner Aufsätze wäre! Ich versichere, es soll Ihnen schwer werden, auch in dieser Rücksicht etwas schlechteres zu finden. Wenn Jemand Reisebeschreibungen oder philosophische Abhandlungen in Briefen schreibt, die nichts weiter von Briefen haben, als daß mein Herr, oder theuerster Freund darüber steht: so ist das unstreitig eine schlechte Manier; aber man weiß doch gleich, daß auf die Form weiter kein Werth gelegt werden soll, und läßt sich zur Noth gefallen. Eben so fordere wenigstens ich von einem Dialog weniger, wenn die Personen A und B heißen, oder ohne weiteres nur mit einem Namen eingeführt werden. Sobald man aber diese Formen individualisirt, sobald offenbar Koketterie mit ihnen getrieben wird, und die Einbildung von ihrer Vortrefflichkeit so weit geht, daß der Verfasser glaubt, die Leser in besondern Anmerkungen benachrichtigen zu müssen, diese Formen seien nur fingirt: so müssen sie doch wenigstens mit einiger Consequenz ausgeführt werden, so muß doch Brief und Dialog so beschaffen sein, daß man die Möglichkeit sieht, solche Personen könnten in solchen Verhältnissen

so geredet oder geschrieben haben. Auch diese geringe Forderung werden Sie nicht erfüllt finden! Wer in aller Welt wird sich in Catania hinsetzen, um an eine ganz artige Beschreibung einer Aetnareise so höchst gemeine, so Gott will philosophische, Betrachtungen anzuflickten? Und nun gar ein Maltheserritter! Und wie sollte der sich nicht anders charakterisirt haben, als durch eine Anspielung auf die heiligen Wallfahrten, durch die Dummheit, daß er sich für einen milden Stoiker nimmt, und — durch einige Sprachfehler? Gestehen Sie, daß das ungemein schlecht ist! Und dieses gänzliche Verfehlen der mit so vieler Prätension eingeleiteten Individualität werden Sie überall wiederfinden, beim Las Casas, bei dem jungen Frauenzimmer, beim Mäcen. Dieser aber ist bei weitem das ärgste. Einen so weitschweifigen, durch und durch modernen, unrömischen und unbrieflichen Brief soll Mäcen dem August geschrieben haben! Das Stück ist so unendlich langweilig, daß ich Ihnen gern ganz ersparen möchte es zu lesen. Hören Sie also nur Einiges, ich will ganz treu referiren, und ich hoffe Sie sollen genug haben. Mäcen redet von „Reisern die dem herrlichen Instrument der reichsten, gebildetesten, wohlklingendsten Sprache seine himmlischen Wohlklänge, seine bezaubernden Harmonien entlockten;“ von den „feineren und edleren Ergänzungen, die einst das Volk von Athen mit so schwärmerischer Anhänglichkeit liebte; von der „Bonne, die dem Imperator bevorsteht von so überschwenglichen Schönheiten gerührt zu werden,“ von „ersten Musterwerken des reinen ächten Ge-

schmacks;“ ja, in der Verlegenheit Horazens Satyren zu beschreiben nennt er sie „moralisch satyrische Versuche.“ Was sagen Sie dazu? Dabel versichert der Verfasser sehr ernsthaft: dies sei keinesweges jene weichliche und getändelte Sprache die Mäcen gehabt haben soll. Ist das jene nicht sehr präcis? Die Gespräche sind wohl etwas besser, und das an sich unbedeutendste ist der Form nach das beste: aber auch diese! Wie wunderbarlich schließt das zweite von denen über den Werth der Kritik mit der Nachricht: daß ein Jude, Namens Abraham Wulff Lessingen zu seinem Al Hafi geseßen hat! Auf eine ungebührlichere Art hat wohl noch nie ein vornehmer Schriftsteller einen guten Freund unsterblich machen wollen. Was für Reden kommen im „Irrenhaus“ vor mit allen Amplifikationen, die man kaum der Kanzelberedtsamkeit verzeiht. Diese dominiren überhaupt sehr; Briefe und Gespräche müssen sich gefallen lassen, auf eine solche Art rhetorisiert zu werden. Wollen Sie das schön finden? Wollen Sie mich überreden, daß ein solcher Schriftsteller auch nur die ersten Anfangsgründe der Composition inne habe? Doch, was rede ich länger? Sie haben mir gewiß schon längst in allem Recht gegeben, und werden es noch mehr, wenn Sie das Buch erst lesen. Also genug von Ihrem Engel. — — —

Vollkommen genug freilich für den Freund, um ihn von einem alten Irrthum, von der Art die sich so leicht einsaugen, zurück zu bringen: aber vielleicht noch nicht genug für Alle zur Würdigung des Buches. Man liest es doch nicht ohne ein gewisses Vergnün-

gen, wird man sagen. Allerdings, und dies hat einen doppelten Grund. Erstlich ist alles darin sehr gut, was Anekdote ist; sie sind pikant erzählt, und man kann gewissermaßen sagen, daß die Mimik des mündlichen Vortrags hier mit in Worte gesetzt ist, wie Lessing die Deklamation des Vorlesers in Worte setzte. Diese Kunst ist nicht zu verkennen, und sie wäre allen in einer ähnlichen Art erzählenden Schriftstellern zu wünschen. Möchte sich doch Engel dieser Gattung widmen! und warum sollte er gerade das nicht sein wollen, worin er wirklich ein Virtuose sein kann? Ueber den Unterschied zwischen dem was sich in dieser Gattung nur sagen, und dem was sich auch drücken läßt, müßte er freilich noch nachdenken. Er hat hier zweimal den Anfaß zu einem Gastmal genommen; will er uns wirklich eins geben, so sei es ein Gastmal von Anekdoten, es wird ein dankenswerthes Geschenk sein. Nur kein philosophisches, bis er von den Pythagoreern etwas merkwürdigeres weiß, als daß sie zuversichtlich auf das Wort ihres Meisters schworen, bis ihm Aristoteles aufhört ein hageres Geripp zu sein, und er andere Werke dieses Philosophen höher schätzt als die Poetik; ja wenn es möglich ist, bis er den Platon etwas anders ansieht. — Zweitens haben die einzelnen Perioden eine für das Ohr sehr angenehme Struktur, und der Wohlklang ist bis ins kleinste hinein sorgfältig herausgearbeitet. Dies findet sich in dem Grade noch nicht häufig in unserer Litteratur, und da es hier eben anzutreffen ist, so begnügen sich die Meisten damit. Wie viele lesen wohl

auch mehr in einem Buche als die einzelnen Perioden und ihre Theile? Wer darüber hinausgeht, wer auch in der Art, wie verschiedene Perioden auf einander folgen und wechseln, eine gewisse Melodie, und in dem Ganzen einen Ton finden will, der dem Gegenstande und der Stimmung angemessen ist, der möchte freylich größtentheils leer ausgehn. Wenn uns also nicht einmal die Euphonie im größten Sinne dargeboten wird, und die kleine Kunst derselben mit jenem erzählenden Talent verbunden den ganzen Werth der Engelschen Schreibart ausmacht — denn, um an höhere Forderungen nicht zu denken, gegen die grammatische Correctheit möchte noch manches einzuwenden seyn; — so ist wenigstens nicht zu wünschen, daß mehrere Schriftsteller sich diese Vorzüge mit ähnlicher Aufopferung der Kraft und des innern Gehaltes zu eignen machen möchten.

S — r.

Nicht selten giebt man schon dadurch Anstoß, daß man an einer verrufenen Sache keinen nimmt, dieß wird nämlich auf Gleichgültigkeit bey der Anfechtung des Ehrwürdigen und Heiligen, oder wohl gar auf ein Einverständniß mit den Anfechtern gedeutet. Die welche sich nicht so leicht irre machen lassen, müssen hingegen in der entgegengesetzten Gesinnung eine übel verdeckte Verführbarkeit, Kleinmuth und Mangel an Zuversicht auf die Güte der Sache und die Festigkeit des eignen Willens wahrnehmen. Sie sind also berechtigt, an dem Anstoße jener wieder An-

stoß zu nehmen, denen sie unfehlbar hiedurch von neuem Anstoß geben werden: und auf diese Art könnte der Anstoß so lange hin und her gestoßen werden, daß zuletzt lauter Verstöße gegen die gesunde Vernunft und die freymüthige Mittheilung der Gedanken herauskämen. Das einfachste und unanfechtigste in solchen Fällen ist also wohl: ohne alle Rücksicht auf die Schwachen seinen Gang zu gehen, und der besteht hier, wo von einem als unsittlich und irreligiös berücktigten Gedichte, Parny's *Guerre des Dieux* die Rede seyn soll, darin, es bloß in poetischer Hinsicht zu beurtheilen. In so fern es ein ächtes Kunstwerk ist, werden jene Vorwürfe es nicht treffen; denn die nothwendigen Sphären und Elemente der menschlichen Bildung: Sittlichkeit, Religion, Philosophie und Poesie können niemals zerstörend in einander eingreifen, ihr Widerstreit kann nur scheinbar seyn. Dieser feste Glaube, in dem die ächte Toleranz bestehen möchte, würde an einem Beispiele bewährt werden, wenn sich fände, daß gerade aus dem poetisch mangelhaften das in Bezug auf Religion und Sittlichkeit tadelnswürdige hervorgeht. Aber wie soll dieß ausgemacht werden, wenn die Eiferung nicht erlaubt, sich dem Eindrucke des Gedichts mit unbefangener Ruhe zu überlassen?

Parny's Werk hat in Frankreich viel Aufsehen gemacht, das National-Institut hat ihm dafür den Preis der Poesie gewissermaßen zuerkannt und ihn doch davon ausgeschlossen, wie Piron ehemals wegen seiner ausschweifenden Verse nicht in die Akademie

gelangen konnte. In deutschen öffentlichen Blättern ist darüber, so viel ich mich besinne, nirgends ordentlich gesprochen, sondern bloß die Verurtheilung ausgerufen worden, man hat das Buch verboten, nicht bloß wo man zu verbieten gewohnt ist, sondern sogar an den allgemeinen Stapelplätzen des Buchhandels. Ist denn hier wirklich ein so gewaltiger Titan und Himmelsstürmer aufgetreten, oder läßt ihn nur die Kleinheit der umgebenden Welt riesenhaft erscheinen?

Der Kampf der alten und neuen Gottheiten ist, in einem ernsteren Sinne genommen, ein wahrhaft poetischer Gegenstand. Es giebt nicht leicht ein größeres und tragischeres Schauspiel in der Geschichte, als die Zerstörung eines Götterdienstes, der die gebildetste Mythologie, die Blüthe schöner Sinnlichkeit und eben darum vergänglich, darstellte, und aller daran geknüpfter Herrlichkeiten des classischen Alterthums, durch eine erhabne geistige Offenbarung, die auf Hintersetzung alles Irdischen drang, und selbst den innern Menschen zum Opfer verlangte. Auch ist diese Begebenheit schon mit dem ganzen Zubehör der Dichtung, mit Wundern aller Art umgeben, auf die Nachwelt gekommen. Freylich verherrlichten diese nur den Sieg der christlichen Religion, ihre ermattete Gegnerin konnte keine mehr hervorbringen, jedoch erscheint ein Mann wie Julian, der alle edlen Schatten des Alterthums zum Streite gegen das Christenthum heraus beschwor, fast im Glanz der alten Heroen. Dieser Streit entschied nichts geringeres als die Trennung und völlige Entgegensetzung der alten und neuen

Welt. Ja er ist gewissermaßen ewig und nothwendig, denn seine beiden Prinzipie: Vergötterung der Natur und des Lebens, und vernichtendes Hinausstreben der Freiheit über beides, sind gleich ursprünglich im Menschen gegründet; so erneuert er sich immer noch in unsern Gemüthern, indem wir das höchste der alten und neuen Bildung zu vereinigen streben. Es begreift sich indessen, warum sich die Poesie bis jetzt so selten an diesen Gegenstand gewagt hat. Jede Mythologie (und auch eine geistige Religion wird sich, wo keine gewaltsame Hemmung eintritt, Mythologie als Symbolik ihrer innern Anschauungen an bilden) ist eine vollständige poetische Ansicht der Dinge, und soll sie mit einer andern, welche sie ausschließt, zugleich als reell dargestellt werden, so muß entweder in der Reflexion des Dichters, oder in der Welt der Erscheinungen ein gemeinschaftlicher Boden gefunden werden, welches schon eine Erhebung über beide voraussetzt. Wo aber ein solcher Punkt berührt wird, da strömt großes und schönes in Fülle hervor. Man erinnere sich nur an Schillers Götter Griechenlands; auch Goethe's Braut von Korinth erhält hauptsächlich dadurch die erschütternde Hoheit. Es lassen sich Tragödien und Dichtungen aller Art denken, die sich um diesen Angel drehen.

Daß sich dieser Stoff auch zu einer komischen Behandlung vorzüglich eigne, leuchtet daraus ein, daß das große Vorrecht des komischen Dichters, die Gesetze der Wirklichkeit aufzuheben, und seine scherzende Willkühr an ihre Stelle zu setzen, hier schon in der

Sache selbst liegt. Indem er die unverträglichen Mythologien mit einander streiten läßt, wird er sie zugleich als reell und als nicht reell, als Geschöpfe der Meinung und als Weltbeherrschende Wesen vorstellen, woraus eine umgekehrte Natur, ein lustiges Chaos entstehen muß, in welchem der Witz seine Blicke frey nach allen Seiten kann umherfahren lassen.

Die Wahl eines solchen Gegenstandes läßt also, besonders bey einem französischen Dichter, einen ausgezeichneten Grad von Genialität vermuthen. Freylich muß erst die Ausführung zeigen, wie er selbst seinen Gedankenbegriff, und in wiefern er wußte, was es mit seiner Absicht auf sich habe. Varny's Plan ist im ganzen mit Verstand angelegt, die verschiedenen Seiten bloten sich nach einander in einer leichten Folge dar, man vermißt nichts nothwendiges, und es ist auch nichts überflüssiges und fremdartiges herbeygezogen. Sein Werk ist darin der Pucelle d'Orleans, dem einzigen Gedicht in französischer Sprache womit es verglichen werden kann, und das er auch in der äußern Form unstreitig vor Augen gehabt hat, weit vorzuziehen. Voltaire hat dabey zwischen seinem Begriff vom Ariostischen Rittergedicht und der scherzhaften Epopöe geschwankt, die schwerfälligere Erfindung geräth auf lauter episodische Abwege. Der Krieg der Götter ist mehr aus Einem Stück, es wird einem beständig gegenwärtig erhalten, warum es zu thun ist, auch scheint mir Ton und Schilderung im einzelnen gefälliger und weicher. Zwar fehlt es nicht an Stellen, wo die Hauptfiction um nichts vorwärts rückt,

aber sie sind dem Inhalte nach zweckmäßig ausgefüllt, wenn auch in der Herbeiführung des Eingeschalteten mehr Scharffinn hätte aufgewandt werden können. Solche Lücken konnten nicht füglich vermieden werden: denn dergleichen allegorische Kriege sind ja eigentlich nur ein einziger Gegensatz, sie können nur scheinbar zu einer Reihe von Momenten ausgedehnt werden. Eben dieser Mangel an wahrer Handlung findet sich z. B. in des Cervantes Reise auf den Parnass, aber mit vollem Bewußtseyn, er gehört mit zu der durch das ganze hingehenden Ironie, und der Reiz und Nachdruck ist auf ganz etwas anders gelegt.

Der Dichter erzählt, nur selten führt er seine Personen in fortgehendem Dialog ein. Offenbar hätte doch die dramatische Form hier zum großen Styl der Behandlung gehört. Die alte Komödie ist ein ganz andres Ding als das scherzhafte Heldengedicht. Im Aristophanes, namentlich in seinen Vögeln, den Elementen nach aber auch in seinen übrigen Stücken, lag das Muster zur Bearbeitung dieses Stoffes schon ganz fertig da. Wie dem ernstern Drama nichts wesentliches ist als Verwicklung und Auflösung, so ist es hingegen absolut komisch, wenn die dargestellte Handlung in einer bloßen Spiegelfechterey besteht, und die Sache am Ende auf demselben Punkte ist wie zu Anfange. Die eben erwähnte Unwesentlichkeit der Vorfälle, die in der Erzählung doch immer eine unangenehme Leerheit fühlen läßt, wäre alsdann sehr zu Statten gekommen. Ferner: aus eben dem Grunde, weswegen Aristoteles der Tragödie das im Epos ers

laubte Wunderbare verbietet, nämlich weil jene durch die unmittelbare Darstellung bestimmt sey als wirklich zu erscheinen, darf in der reinen Komödie das Wunderbarste und Wunderlichste, ja das in sich Widersprechende und Unmögliche dem Zuschauer vor die Augen gerückt werden. Der Komiker muß überall durch die That die unbeschränkte Willkühr erklären, womit er befugt und gesonnen ist, sich über die bestehenden Ordnungen hinauszusetzen; durch die nahe Gegenwart gewinnen seine Erfindungen einen ungleich dreisteren Charakter, und so entsteht jene unvergleichliche Tollheit der Freude und des Witzes, gegen welche die kühnsten Wagsstücke des Erzählers nur nüchtern und beschränkt herauskommen.

Welchen gewaltigen Schritt vorwärts hätte die Französische Poesie gethan, wenn einer ihrer Dichter seinen Landsleuten die Möglichkeit einleuchtend zu machen wüßte, einen solchen fantastischen und durchaus komischen Stoff, ich will nicht sagen auf die Bühne zu bringen, (dazu würde die Freyheit der politischen Komödie der Athener erfordert, die in Frankreich aus bekannten Gründen noch in langen Zeiten nicht, oder vielleicht nie zu erwarten ist) aber doch für die Lesung in Form eines Schauspiels zu behandeln. Ein Dichter, der sich mit seinem Spott in das religiöse Heiligthum wagt, sollte billig nicht bange seyn für einen Regier in der Poetik zu gelten, noch an Vorurtheilen conventioneller Theorie hängen. Allein die dialogisirten Stellen beweisen zur Genüge, daß Parny dieser höheren Lösung der Aufgabe keines-

weges gewachsen war. Er fällt alle Augenblicke aus dem Ton und Charakter seiner Personen, und zwar nicht aus komischem Uebermuth, sondern geradezu aus Ungeschicklichkeit und Unvermögen. Wo auch das Richtigere angedeutet ist, zeigt sich doch das geringe Maas seiner mimischen Talente. Man nehme die in der That wichtige Stelle, p. 33. 34. über die psychologische Verwirrung dreier Personen in Einem Wesen und also auch Einem Bewußtseyn. Wie viel besser hätte sich dieß benutzen, welche Trio's hätten sich anstimmen lassen, worin Grammatik, Logik und Arithmetik mit den drolligsten Sinn- und Wortspielen auf den Kopf gestellt wären! Zu welchen herrlichen Contrastirungen und Parodien Griechischer und Hebräischer Poesie wäre überhaupt Veranlassung gewesen! Die Beschaffenheit seiner Sprache entschuldigt den Dichter nur halb; denn wiewohl an eine Ummodelung derselben mit Aristophanischer Reckheit vor der Hand nicht zu denken ist, so kommt doch dabey viel auf Wollen und Wagen an, und schon mit einer herzhaften Rückkehr auf die Bahn des Rabelais ließe sich etwas bedeutendes ausrichten.

Da ich einmal den Aristophanes habe erwähnen müssen, um meine Gedanken deutlich zu machen, so mag uns der Rückblick auf ihn auch für zwey andre Stücke, nämlich die lusternen und ausgelassenen Gemählde, und den Spott über religiöse Gegenstände den richtigen Standpunkt finden helfen. Bey der alten Komödie ist es Grundprinzip, daß die Götter Spaß verstehen, ja daß sie auch hierin göttlich, d. h.

den Menschen unermesslich überlegen sind. Von gutgelaunten und liberalen Göttern steht dieß auch billig zu hoffen: denn da der Witz eine göttliche Gabe ist, so bietet man ihnen nur wie in andern Fällen einen Theil ihrer eignen Wohlthaten zum Opfer, wenn man sich über sie lustig macht. Wenn der Satz: der Mensch bilde seine Götter nach sich, näher auf einzelne Nationen bezogen wird, so möchte Spas verfehlen eben nicht die Stärke Deutscher Nationalgötter seyn; mehr der Französischen und noch mehr der Italiänischen. Was haben sich nicht so viele italiänische Dichter vom Bocca; an, ungeachtet ihres Katholicismus erlaubt! Ueberhaupt war jene düstre Aengstlichkeit, die Gottheit ja nicht durch irgend ein scherzendes Wort zu beleidigen, die für ihre Größe vielmehr beleidigend als ehrend ist, im ganzen Mittelalter nicht hergebracht. Man erinnre sich nur an die poffenhafsten Aufzüge, die Esels- und Narrenfeste, die lustige Darstellungsart der Mystereien; noch bey unserm Hans Sachs kann man fast nicht zweifeln, daß er sich bey aller reblichen Andacht der leisen Parodie bewußt war, wenn er z. B. Gott den Vater die Kinder der ersten Eltern catechisiren läßt. Die entgegengesetzte illiberale Gesinnung ist erst in neuern Zeiten dem Christenthum angefünstelt worden, als die Spaltungen in der Kirche und die Angriffe der sogenannten Freygeister zum Argwohn und zur wachsamem Selbstvertheidigung nöthigten. Indessen hat sie immer in umgekehrtem Verhältnisse mit gläubiger Einsalt und kindlicher Mystik gestanden; je mehr

H alb

Halbheit im Glauben und anmaßliche Aufklärung, desto mehr Strenge. hierin. Man kann z. B. behaupten, daß die Abiabolisten eigentlich den gründlichsten Respekt vor dem Teufel bewiesen haben.

Die ernsthafteste Lästung wurde bei den Griechen eben so gut für ein Verbrechen gehalten wie bey uns, und dennoch durfte Aristophanes den Bacchus an einem ihm zu Ehren gegebenen Feste als Karikatur von einem niederträchtigen und feigen Weichling vorstellen. Wodurch ward er nun vor Mißdeutung geschützt, und leistete auf der andern Seite Gewähr, daß er nichts Urges im Sinne habe? Dadurch daß er poetische Orgien feyerte, daß sein ganzes Werk ein Erguß spielender Lebensfreude war, daß er sich der Berausgerung des Scherzes hingab, der eben so wenig dauernde Wirkungen bezweckte, als im Rausch geführte Reden zu gelten pflegen, wenn er vorüber ist. Bey Parny ist dieß nun gar nicht so, der bittere Ernst liegt im Hinterhalte, er verfolgt den Katholicismus und das Christenthum überhaupt mit wahren Haß. Heißt es nicht sich auf die plumpste Art kund geben, wenn er den Engel Gabriel, der die künftigen Schicksale der neuen Religion in einer magischen Laterne vorstellt, über das Unglück und die Gräueltathe welche ihre Verbreitung verursacht haben soll, im Ton eines Encyclopädisten declamiren läßt? Und wo bleibt die magische Laterne, wofür die vom Gabriel geschilderten Motive und Gefinnungen doch gewiß keine Bilder abgeben? Wo bleibt vor allen Dingen der Spaß? Gab es denn gar kein Mittel, so etwas (noch dazu

so abgemüht) an den Mann zu bringen, als daß er es mit beleidigender Deutlichkeit gerade heraus sagt? Wie kann man nur bey so viel Zierlichkeit so ungeschickt seyn!

Parny meynt es mit allen Religionen ziemlich übel, außer mit seiner eignen, und diese ist der moralisirende Naturalismus, Deismus, oder wie man es nennen mag; mit Einem Wort, er ist ein Theophilanthrop. Ueber diesen Punkt scheint er selbst gar keinen Späß zu verstehen. Er spottet über das Christenthum, weil er es haßt und verachtet, und aller Andacht das für unfähig ist. Das ist in der That weder etwas lähnes, noch etwas dichterisches. Nicht der schöne Muthwillen, der in göttlicher Freyheit schwärmend, aber eben darum unwillkürlich und absichtslos, auch sein heiligstes Preis giebt, und sich in demselben Gemüthe mit frommer Begeisterung verträgt, besetzt ihn, sondern der eitle, besonnene Kitzel der Freydenkerey. Dieß ist recht eine nationale Eigenheit: so macht es auch Voltaire, und zuweilen sogar Diderot; um einen Pfennig werth trivialer Wahrheiten, verscherzen sie den wahren Scherz. Eben das also, wodurch sich Parny an der Religion vergeht, verlegt die Reinheit des komischen Wises: nicht die Frechheit, sondern der Mangel daran. Wenn der Witz einer im Werk offen daliegenden Absicht dient, so ist er nicht mehr Meister; er gehorcht, und es ist dann kein Grund mehr vorhanden, warum er sich nicht den Gesetzen der Schicklichkeit, den politischen und religiösen Verfassungen fügen sollte. Sein poetisches Vorrecht der universellen Tollheit

gründet sich darauf, daß er unbedingt frey gelassen werden muß, um zu seyn was er seyn soll: mit jeder ernstesten Absicht tritt er wieder in die Schranken der profaischen Welt.

Welche Bewandniß es mit den Theophilanthropen hat, weiß man, da wir in Deutschland längst die Sekte ohne den Namen haben. Es ist der völlig glatt und fahl geschorne Kopf der Aufklärung, dem ein äußerlicher Gottesdienst nur wie eine Perücke gegen Flüsse und Verkälkungen übergestürzt wird. Unser Theophilanthrop, nachdem er sein System in der Kürze ernsthaft entwickelt und zwar seltsam genug dem heiligen Geist in den Mund gelegt hat, p. 30. fügt hinzu:

Rien de plus simple; aussi l'homme trouva ce fond trop pâle, et soudain le broda.

Ich glaube es wohl: wer wird nicht lieber ein sinnbildliches Schauspiel aufführen sehn, als immer und ewig vor dem unbemahlten Vorhange sitzen? Es verdient bemerkt zu werden, daß die Stelle wo der Ernst in Parny's Gedicht zu Hause ist, gerade den Mittelpunkt der absoluten Unpoesie ausmacht. Man hat es dem Christenthum häufig vorgeworfen, daß darin ein für die Poesie und alle schöne Kunst feindseliges Princip liege; es hat ja auch anfangs so zerstörend auf sie gewirkt, bis es allmählig mit ihren Ansprüchen eine Vermittlung einging. Allein das strengste Christenthum fodert doch nur Ertdötung des Fleisches, d. h. der Sinne und irdischen Leidenschaften: jene wollen, ihren dürftigen Begriffen zu lieb, Ertdötung

aller Fantasie, als des Organs der ihnen so verhassten Mystik, und somit greifen sie den Baum der Dichtung an der Wurzel an. Nach allem diesem muß man sich wundern, daß Parny noch so viel Sinn für Mythologie hat. Unter andern hat er die nordische der Griechischen schön angenähert und mit ihr kontrastirt; die Einführung des Odin samt seinen Untergottheiten und ihre Theilnahme am Kampfe gehört wirklich zu den glänzendsten Partien des Gedichts.

Was die durch dasselbe ausgestreuten Gemählde der Wollust betrifft, so beschäftigt uns hier, wie sich versteht, bloß ihre poetische Statthastigkeit; nämlich ob sie, wenn es einmal ein Gedicht über diesen Gegenstand geben sollte, mit zum Wesen der Sache gehören, oder nur um üppigen Sinnen zu schmeicheln, herbegezogen sind. Der Komiker (der absolute Komiker, denn was späterhin Komödie hieß, kommt nicht in Betracht) soll den Menschen ins schlechte idealisiren. Dieß kann nichts anders heißen, als daß er dem thierischen Theil des Menschen über den vernünftigen die Oberhand giebt, in einem Maße und mit einer Erbdenz der Erscheinung, wie es in der gewöhnlichen Wirklichkeit nicht Statt findet. Besteht also die komische Darstellungsart in karikirter Sinnlichkeit, so wird dabey natürlich jener verwünschte Naturtrieb sehr laut werden, der so oft alle Vorkehrungen der Vernunft zu Schanden macht. Ueberhaupt bietet sich da ein reichhaltiger Stoff zum Lächerlichen und zu witzigen Gegensätzen dar, weil so viele sittliche Begriffe, verständige heilsame Anstalten und erhabne

Empfindungen an eine Sache geknüpft sind, wo die Natur den sich freydünkenden Menschen als organisches Werkzeug zur Fortpflanzung der Gattung braucht: er hat sich daher mit der ehrwürdigen Anstalt, wodurch er in die Welt kommt, von je und je selbst zum besten gehabt. Was bey einigen Völkern Gegenstand religiöser Verehrung war, wird bey andern zu Flüchen gemißbraucht; und dieß hängt in der That zusammen: mit der Antwort, die ein Pabst gegeben haben soll, als man ihm einen unanständigen Fluch verwies, (*è però il padre di tutti li Santi!*) können sich die Anbeter der Fortpflanzungssymbole ebenfalls rechtfertigen. Dem zufolge sind die wißigen Unanständigkeit des Aristophanes in künstlerischer Hinsicht gar nicht zu tadeln; man sieht auch, daß er sie, je nachdem es der Inhalt fodert, mehr oder weniger anbringt, und manchmal ganz wegläßt. Wo Götter kommodirt werden sollen, kann es ohne dergleichen nicht abgehn: menschlich abgebildet, werden sie bestimmter oder verworrner unter einem Geschlechte gedacht, sie würden sonst Mißgeburten oder Ungeheuer seyn; zur Karikatur gehören also auch die Possenstreiche des sich darauf beziehenden Triebes. Bey dem Kriege, den das vorliegende Gedicht schildert, ist die Leichtfertigkeit der alten Götter, und der große Werth, der auf die Tugend der Keuschheit von den Anhängern der neuen Religion gelegt ward, gerade der sinnliche Ausdruck für die Pole des ganzen Streites: die menschlich entstandne Religion geht hier wie überall auf Vergötterung der Natur aus, die geoffenbarte

auf Vernichtung des Irdischen. Dazu kommt, daß in der letzten für gewisse Mysterien denn doch Bilder von der unheiligen und so viel möglich wegzuräumenden Sache entlehnt werden mußten.

Bei den meisten ausgelassenen Stellen in der *Guerre des Dieux* ist die angegebne Beziehung auf den Gegenstand nicht zu verkennen; indessen wenn der Muthwille einmal im Gange ist, so läßt er sich nicht nach Maß und Gewicht bestimmen, und einiges in dieser Art muß also schon als *opus supererogatorium* in den Kauf gehen. Die Parodie der sieben Sakramente, p. 94 u. f. ist einer der frevelhaftesten aber auch der wichtigsten Einfälle. Nicht weniger komisch ist der Uebertritt der Satyren und ihre Umschäffung in Mönche. Die Geschichte eines liebenden Paars, das ein Gelübde ewiger Enthaltung gethan hat, und jedesmal wenn der schalkhafte Amor im Begriff ist, sie es vergessen zu machen, durch eine religiöse Erinnerung abgemahnt wird, ist allerliebste gedacht und ausgeführt. Charakteristisch und mit der ganzen Behandlungsart übereinstimmend, ist die Scheu des Dichters, auch da wo er über die Gränzen der Natur abschweift (wie in der Schilderung des weiblichen Klostlerlebens) bis zum äußersten zu kommen, und die der Decenz so furchtbaren Worte auszusprechen: allein sie ist weder in moralischer noch poetischer Hinsicht zu loben. Denn fürs erste verhalten diese Schreyer gar nichts (ungefähr eben so viel als die Veränderung in der neuen Ausgabe, nach der ich citire, wo die schlimmsten Stellen im Text weggelassen, und hinten angedruckt

sind) sie sind vielmehr der Begierde günstig, und dann verhindern sie den eigentlichen Zweck, das Lächerliche, das auf eine gewisse Höhe getrieben, die Fantasie schwerlich in eine wollüstige Stimmung kommen läßt, weshalb ich mich wieder auf den Aristophanes berufen darf. Wenn der Wig ein so zartes Gewissen für die gesellige Artigkeit hat, woher kommt ihm dann die Befugniß, sich fecklich und schonungslos über so viel wichtigeres hinwegzusetzen? Wollte Parny eine Folge reizender Boudoir-Bilderchen aufstellen, so hat er seine Absicht völlig erreicht. Sonst wäre ihm etwas von der großen Manier des Aretino, oder auch nur des Tassoni, oder des Rabelais zu wünschen gewesen: aber alsdann hätte auch das Ganze anders seyn müssen. Jetzt ist es, trotz seines titanischen Namens, selbst nur ein Kabinetstück, eine Miniatur, von der niedrigsten Ausführung in ihrer Kleinheit.

Nachdem ich dieß durch alles obige, wie ich glaube hinlänglich dargethan habe, ist es nicht mein Geschäft, die vielen gerlichen und gefälligen Züge, auf die man überall trifft, die volatilen Einfälle aufzuzählen, die zum Theil nur in der französischen Sprache recht fühlbar sind; z. B. wenn es beim Sündenfall heißt:

Le diable arrive; il parlait comme un ange:

oder bey den Kreuzzügen von der im gelobten Lande eingerichteten Lehnverfassung p. 154:

Par-tout des fiefs; de Cana le hameau,
S'ennoblissant, devient châtellenie,

Capharnaüm est titré baronnie:
Bonjour, bonjour, vicomte de Bethsem,
Comte d'Hébron, Marquis de Bethléem.

Ein paar solche Beispiele können es schon einleuchtend machen, daß es ein eben so mißliches als unnützes Unternehmen wäre, das Gedicht in irgend eine andere Sprache zu übersetzen.

Was von einem Franzosen des heutigen Zeitalters zu erwarten stand, hat Parny wohl ziemlich geleistet. Von Diderot, dessen Geist in so vielen Stücken über den französischen Horizont hinausging, möchte ich wohl eine Behandlung dieses Stoffes sehen. Was Voltaire oder sonst ein Franzose damit gemacht hätte, darauf bin ich nicht im mindesten neugierig.

Verstand und Erfahrung. Eine Metakritik zur
Kritik der reinen Vernunft von J. G. Herder.
Zwei Theile. Leipzig 1799 bei Hartknoch.

Bei der Anzeige eines Buches, welches wie das gegenwärtige von halb verstandenen, und durchaus mißverstandenen Sätzen wimmelt, würde es vergebliche Mühe sein, hier den Irrthum aufzudecken, dort das fehlende hinzuzusetzen; und wenn auch Raum dazu da wäre, so fehlt doch zu diesem Verfahren gänzlich die Lust; und es muß daher genügen, es als Ganzes,

durch einige Einzelheiten zu charakterisiren, welche Cardinal-Irrthümer und Mißverständnisse enthalten.

Bei dem ersten flüchtigen Anblick, giebt die Anführung der Stellen aus Kant, und mit dessen eigenen Worten, dem Buche das Ansehen der Unpartheilichkeit; allein bei Erwägung des erbitterten Tons, der aufgestellten Ansicht, der gezogenen Resultate bemerkt man, daß diese Citationen nur Puz und Schmuck, keinesweges aber Ernst sind. Sehr nativ ist das Bekenntniß in der Vorrede: „daß die Metakritik, sich mit den bisherigen Commentatoren der kritischen Philosophie ganz unverworren gelassen, und daß der Verfasser fast keinen davon gelesen.“ So fern er unter Commentatoren jene nachsprechenden Buchstäbler versteht, welche den Geist der kritischen Philosophie, durch ein gedankenloses Memoriren der Categorientafel gefaßt zu haben glauben: so hat er daran unstreitig wohlgethan; wenn er aber hier diejenigen, welche seit Erscheinung der Kritik die Sache weiter gebracht haben, wenn er Fichte und Schelling ignorirt: so ist es eine ungemeine Eitelkeit zu glauben, daß nicht nur die eigenen Kräfte hinreichen, ein so tiefsinniges Meisterstück als die Kritik ist, zu fassen, sondern noch dazunehmen, daß die erworbene Ansicht nun auch so unverbesserlich und durchaus vollkommen sei, daß kein anderer Geist sie abändern und modificiren kann. Hätte er sich nicht zu viel zugetraut, so würde er manche Einwürfe nicht gemacht, andere zurückgenommen haben; er würde nicht die Schmach erleben müssen, sein Kind vor

seinen Augen sterben zu sehen, ohne sich überzeugen zu können, daß es, wie das Pferd jenes *σχολαστικῶς* aus Mangel an Nahrung umgekommen sei. Das Einreiben mit Mercurius übrigens, welches mit diesem Spärling und Sterbling, unmittelbar nach seiner Geburt versucht ward, wird eher seinen Todeskampf vermehren, als ihm das Leben retten.

Uebrigens ist dasjenige, was den Schriften Herders das große Publikum gewonnen hat, und was einzelne, gebildete Männer für sie interessirt leicht aufzufinden. Er geht nach Wahrheit, wie der Knabe nach Schmetterlingen. Den Hut in der Hand läuft er nach dem bunten, geflügelten Dinge, und ob es selten oder gewöhnlich, ihm gilt es gleich. Wenn er sich nahe glaubt, schlägt er den Hut auf die Erde, bisweilen fängt er etwas, bisweilen ist es etwas gewöhnliches, nur selten der Mühe werth, und sehr oft ist nichts unter demselben; ihm aber ist der aufsteigende Staub das Kriterium, daß er etwas gefangen. Dieser Anschein von Thätigkeit, dieses Haschen nach dem bunten, und die große Zuversichtlichkeit in den Behauptungen, bewog die gutmüthige Menge, sich ihm hinzugeben; während der gebildete Mann, der sehr wohl einsieht, daß nicht Vernunft, sondern Instinkt und Schimmer Herder leitet, nicht vergift, daß Glanz nicht ein Kennzeichen des Unächten sey, sondern daß auch Gold und Edelsteine glänzen, und die vielen Winke benutzt, welche ohne Verdienst, durch bloßes Glück, und gemeiniglich dem Urheber unbewußt, durch bloße Verknüpfung des Schimmers in seinen Schrif-

ten stehen. Diese Möglichkeit, daß etwas Gutes an einer gewissen Stelle gesagt werden könne; die Ahnung einer Wahrheit an diesem oder jenem Ort, und das Gefühl der Unzulänglichkeit der bisherigen Darstellung, machen daher diese Schriften in einer gewissen Rücksicht interessant; man kann viel dabei lernen, wenn sie auch wenig lehren. So ist zum Beispiel, bei den Einwürfen gegen die kantische Darstellung von Raum und Zeit, trotz aller Unbehülflichkeit, mit welcher Herder zu Werke geht, unverkennbar, daß sie daher entstanden sind, weil er durchaus mit der sichtischen Darstellung unbekannt gewesen, welche alles dasjenige, was er für so wichtige Einwürfe hält, durch die Erklärung der Kritik sehr schnell vernichtet. Daß übrigens Kant gegen diese Erklärung Fichtes jetzt protestirt, beweist nur, daß die Kritik der reinen Vernunft, in einer Stimmung geschrieben, und daß diese nun für Kant untergegangen, mit einem Worte, daß sie systematische Ahnung eines Systems sey. In einem etwas andern Sinne und Zusammenhange sagt dieß schon Fichte, und ahnet und prophezeit gewissermaßen, Kants letzte Erklärung gegen sich. *Philos. Journal* 1797. Heft 1. pag. 34. Indessen thut alles dies weder dem Ruhme noch dem Werthe des Werkes Eintrag.

Zur Charakteristik der Metakritik gehört unter andern auch die schlechte Ansicht der Sprache. Aus dem Einzelnen, Hingeworfenen, kann man am meisten für die Sprachlehre lernen, die ernsthaft aufgestellte Ansicht ist unbedeutend. So steht S. 9 folgendes:

Sprache sei ein Fundbuch der Begriffe; und in Sachen der reinen oder unreinen Vernunft müsse dieser allgemeingültige und nothwendige Zeuge abgehört werden.“ Es ist eine bewundernswürdige Schiefeit der Begriffe, in diesen wenigen Worten. Sprache ist Darstellung; und das erste Object der Darstellung, ist die sinnliche Natur, wo die Sphären der einzelnen Zeichen, durch die Conformität des sinnlichen Eindrucks ganz bestimmt gegeben sind. Ueber diesem ersten Stamme bildet sich eine zweite Sprache, deren Gebiet von der Selbstthätigkeit des Geistes selbst, geschaffen, und durch ihn vermehrt wird. Es gehört dahin die Bezeichnung des Unfinnlichen, von welcherley Art es auch sey. Es ist klar, daß die einzelnen Zeichen des letztern durchaus keine bestimmten Gränzen haben, allein allerdings bestimmbar. In so fern ist diese Sprache Annäherung zur Philosophie, welche so fern sie sich in Worten offenbart, vor den Richterstuhl der Sprachlehre gezogen werden kann. Die gedachten beiden Arten wollen wir Natursprache nennen. Zur Kunst wird erst die Sprache in dem Augenblick in welchem der ordnende Geist sie beherrscht; und in der sinnlichen Sprache (allenfalls durch den Gebrauch der Lizenz, wo die Objecte nicht bestimmt genug bezeichnet sind) die Poesie nicht etwa erst erschafft sondern nur offenbart; und indem der Philosoph in der Sprache des Unfinnlichen, nachdem er ohne Zeichen die Objecte angeschaut hat, die Gränzen derselben durch die technische Sprache bestimmt. Daher ist es verkehrt, über

Gewalt von Dichtern und Philosophen der Sprache angethan, zu flagen. Dichten und Philosophiren sind Aeußerungen der Freiheit und die Sprache als Organ der Mittheilung muß ihnen als Unterthanin unterworfen werden; der Dichter, der Philosoph können sie in so weit beherrschen, als sie nicht dadurch zum Organ der Mittheilung unfähig wird, und dafür sichert die analogische Bildung des neuen, bey dem Dichter der Zusammenhang, bey dem Philosophen die Erklärung. Die Natursprache ist nur ein Gewebe von Ahnungen, kein Fundbuch von Begriffen, es finden sich in ihr artige Zufälle, welche die Philosophie suppliren können; aber sie ist kein allgemein gültiger, kein nothwendig abhörender Zeuge. Mit tiefem Sinne, und sehr sorgfältig hat Kant seine Kunstsprache gewählt, indem er bald neue, analogische Worte schuf, theils alte bestimmte. Bedarf dieses noch eines Beweises, so darf man nur die zwey von Herder angeführten Worte: Anschauung und a priori ansehen, von denen jenes im Kantischen Sinne gebraucht, völlig neu, dieses altes aber schärfer bestimmt ist. Wie glücklich ist das erstere Wort gewählt, wenn man es auch nicht wie Fichte, von einem thätigen Hinschauen verstehen will! Es bezieht sich auf eine Gesichtsempfindung, das Auge aber tritt mit dem tastenden Gefühl in eine berichtigende Beziehung, es vereinigt Farbe mit der Form, und leitet die einzelne Empfindung als Folge aus dem Gegenstande ab; man denkt sich eine bestimmte Form mit einer gewissen Farbe als Behälter der Empfindungen, und da

wir diesen durchs Auge erkennen: so hat Kant ihn Anschauung genannt, ob ihm gleich der hier ange-deutete Grund, vielleicht nur dunkel vorschwebte. Der zweyte von Kant näher bestimmte Ausdruck ist a priori, und da wir hier unvermerkt auf ein einzelnes Faktum gekommen sind: so wollen wir ein wenig länger dabei verweilen.

Jeder, auch der oberflächliche Kenner der Kantischen Kritik weiß, von welcher Wichtigkeit zwey Begriffe in der kritischen Philosophie sind, die Begriffe a priori und synthetisch mit ihren Correlaten a posteriori und analytisch. Ueber die Wichtigkeit der Eintheilung der Urtheile in analytische und synthetische spricht Kant selbst Prolog. S. 30. Nun hieß zu einer gewissen Zeit und in einer bestimmten Schule auch das a priori, was sich nothwendig aus Begriffen, ohne Zugiehung einer einzelnen Erfahrung ergab. Diesen Sprachgebrauch hat Kant sehr wohl gewußt, man sehe S. 2 der Kritik. Daß er das nun selbst sagt, daß er gleich damit beginnt: „Jener Ausdruck a priori ist noch nicht bestimmt genug, um den ganzen Sinn, der vorgelegten Frage angemessen, zu bezeichnen“ — daß er fortfährt: „Wir werden also im Verfolg unter Erkenntnisse a priori verstehen“ u.; und daß er sich also seinen Sprachgebrauch schafft, dies wird nirgends in der Metakritik gesagt, wohl aber S. 45 sehr vornehm belehrend angeführt: „Erkenntniß a priori ist ein solches, das ich aus mir bewohnenden Begriff-

fen, vor einer aufzustellenden Erfahrung voraus habe.“ — Scheint es nun nicht nach dieser Darstellung, als habe Kant den alten Sprachgebrauch nicht gewußt? Müßte nicht ein argwöhnischer Mensch auf die Gedanken gerathen, das Ganze sei mit Bedacht so dargestellt. Weit entfernt dies auszusprechen, kann man sich der Bemerkung nicht enthalten, daß ein Schriftsteller, welcher zu solchen Zwecktheutigkeiten Veranlassung giebt, schlecht darstelle. — Die richtige Ansicht wäre gewesen, entweder das Wort als unnütz oder als unanalogisch anzugreifen; oder die Sache, die Erkenntniß a priori zu leugnen. Doch dies letztere geschieht ja, aber wie? es ist zum erschrecken merkwürdig. Kant nennt Erkenntniß a priori diejenige, welche schlechterdings von aller Erfahrung unabhängig ist, und beginnt sein unsterbliches Werk mit dem Sage: „Es sei kein Zweifel, daß alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anfangen;“ und: „Wenn aber gleich alle unsere Erkenntniß mit der Erfahrung anhebt, so entspringt sie darum doch nicht eben alle aus der Erfahrung.“ Den letztern Satz hat Herder S. 16 abdrucken lassen. Hier protestirt Kant demnach gegen alle historische Ansicht, seine Meinung und sein Sinn ist folgendes: Es ist natürlich, daß das historisch erste, äußere Gegenstände sind, welche Eindruck auf uns machen, allein dieser Eindruck wäre gar nicht möglich, wenn nicht unsere Seele eine gewisse Organisation gehabt hätte, durch welche seine Art und Weise bestimmt wird. Willst

du dir nun diese Sache denken, so bist du freylich, weil du endlich bist, und zum Behuf einer philosophischen Darstellung genöthigt, dich so auszudrücken, als wenn es eine Zeit gegeben hätte, in welcher bloß du allein ohne Gegenstände existirt hättest; und als wenn diese dir hintennach erst gekommen wären; allein dies leugne ich ja bestimmt S. 1.: „Der Zeit nach geht keine Erkenntniß in uns vor der Erfahrung vorher, und mit dieser fängt alle an.“ — Dies würde die Antwort sein von dem kantischen Standpunkte aus, wie Fichte antworten würde; und seine durchaus bestimmte Ansicht, welche gar keine Mißdeutung zuläßt, gehört hier nicht her. — Trotz aller Warnung, mischt jedoch Herder den Begriff der Zeit in den Begriff a priori; und wirklich steht S. 21 der Metakritik folgendes sehr überraschende: „Im gemeinen Gebrauche bezieht sich das Wort a priori nur auf das was folgt, bloß in Beziehung hierauf heißt es a priori: denn aus dem Leeren schließt sich nichts. Woher das prius sei? — — — wird damit nicht ausgemacht. Sich von sich selbst unabhängig machen, d. i. aus aller ursprünglichen, innern und äußern Erfahrung sich hinauszusetzen, von allem empirischen frei, über sich selbst sich hinauszudenken vermag Niemand, das wäre ein prius vor allem a priori, damit hörte ehe sie anfang, die Menschenvernunft auf.“ Dieser Satz ist darum unverständlich, weil nicht klar ist: ob das

Argus

Argument, gegen den Ausdruck, oder den Begriff a priori gerichtet sein soll. Er ist, wenn er das erstere ist, eine grammatische Spitzfindigkeit, welche sich durch den Beweis, daß der Philosoph sich seine Kunstsprache bilden könne, widerlegen läßt; und kann in so fern kein Argument gegen die Sache selbst formiren. Dennoch wird, und Hier bleibt vor Erstaunen der Verstand stehen, jeder a priorische Begriff, nach der alten Bedeutung des Wortes geprüft; und natürlich auf diese Art unsinnig, leer u. s. w. befunden; dennoch wird das a priori immerfort de tempore verstanden; und daß es so verstanden werden müsse, wieder aus dem Correlat, dem posterius bewiesen. S. 47. Z. B. „Wir wollen hier nicht den fremden, untergeschobenen Begriff einer Priorität vor aller Erfahrung ins Spiel bringen.“ S. 61. Synthetische Urtheile a priori giebt es nicht, denn: „Urtheile unserer Seele vor aller und ohne alle Erfahrung, da sie ganz ohne Inhalt wären, sind leere, das ist keine Urtheile.“ S. 69. „Geriethe sie (die Vernunft) endlich so weit ins Wahnreich; daß sie ihren Urtheilen von aller Erfahrung deshalb Allgemeinheit und Nothwendigkeit zuschriebe, weil sie (nach der mißverstandenen Anwendung des Wortes) a priori, d. i. vor aller und abgetrennt von aller Erfahrung waren: so ist sie im Lande vor aller Vernunft. — — — Es ist zu zweifeln, ob es einen ärgern Mißbrauch der

Sprache gebe, als diesen.“ Und dies schreibt ein Mann gerade in demselben Augenblick, als er zeigt, daß er mit der Natur und Freiheit der technischen Sprache ganz unbekannt sey! Endlich Th. 2. S. 316 wird das alte Spiel mit: *πρῶτον* und *ὕστερον*, prius und posterius wiederholt; und eben so jene angebichtete Bedeutung, daß a priori vor und über alle Erfahrung hinaus hiesse.

Doch eben so übel wird dem Worte Synthesis mitgespielt. Kant sagt S. 10 der Kritik, einer in der Metakritik S. 27 angeführten Stelle: diese Art der Urtheile sollen synthetische Urtheile heißen — dies will sagen: „Ich finde einen realen Unterschied zwischen Urtheil und Urtheil, diesen hat bis jetzt keiner bemerkt, hierin besteht er; und so fern ich ihn für meine künftige Untersuchung brauche, stelle ich ihn durch das Wort synthetisch dar. Noch deutlicher steht dies in den Proleg: S. 25. Die ersten werden analytische, die zweiten synthetische Urtheile genannt werden können. — Mit denselben Waffen, wie Herder gegen den Begriff a priori focht, bestreitet er auch diesen Unterschied der Urtheile. So sagt er Metak. S. 49. Synthesis heißt Zusammensetzung. S. 50. An sich ist jedes Urtheil (Thesis) eine Zusammensetzung (Synthesis) des Subjects und Prädikats. — (Wer weiß dies nicht? Allein die Rede ist de jure dieser Synthesis.) S. 51. Die Bestimmung, daß das Praedikat im Begriff des Subjects enthalten und ein Theil

bessellen sey, — — — ist viel zu enge gedacht, denn da sich durch Nennung des Subjuncts, nicht sogleich alles, was in ihm liegt, oder zu ihm gehört — — — offenbart; so müssen uns, wenn wir nicht ewig Identitäten — — auflösen wollen, Urtheile vor kommen, die unsere Kenntnisse erweitern, das ist, in denen das Prädikat etwas sagt, das nicht sogleich im Subjecte erscheint. Hier ist nun alles mit der größten Verwirrung durch einander geworfen. Es ist der Zweck des Urtheils und die Form desselben mit der Materie verwechselt.

— Wenn das Urtheil ausgesprochen wird, A ist B: so heißt dies weiter nichts, als dem Subject A wird ein Prädikat B hinzugefügt, als mit demselben verbunden, der Grund dieser Verbindung sei, welcher es wolle. So fern nun angenommen und vorausgesetzt wird, daß bis dahin diese Verbindung noch nicht erkannt worden, so erweitert ein jedes Urtheil. Allein hiedon spricht ja Kant nicht. Er sagt Proleg: S. 25. Allein Urtheile mögen nun einen Ursprung haben, welchen sie wollen, oder auch ihrer logischen Form nach beschaffen sein, wie sie wollen, so giebt es doch einen Unterschied derselben dem Inhalte nach, vermöge dessen sie entweder bloß erläuternd — — — oder erweiternd sind. Ja was noch mehr ist, Kant sagt in der Kritik S. 10. kurz vorher von wo Herder S. 27 der Metakritik jene Stelle hat abdrucken lassen. Entweder das Prädikat B gehört

zum Subject A, als etwas, was in diesem Begriffe A (verdeckter Weise) enthalten ist; oder B liegt ganz außer dem Begriff A, ob es zwar mit demselben in Verknüpfung steht. Im ersten Fall nenne ich das Urtheil analytisch, in dem andern synthetisch. Hier muß man Herbern doch ganz ernstlich fragen, erstlich warum er jene Stelle der Prolegomenen nicht beunzt hat und auf den Begriff des Inhalts nicht reflectirt? die kindische Entschuldigung, daß er hier mit der Kritik nicht aber mit den Prolegomenen zu thun habe, kann er schwerlich machen, da er selbst S. 27 diese Schrift anführt. Zweitens: Warum er die eben angeführte Stelle S. 27 der Metakritik nicht mit angeführt hat? Es war ein einziges Punktum mehr und in diesem kamen die Paar Worte verdeckter Weise freilich dem Herberschen Raisonnement sehr in die Quere. Man lernt aber aus diesem Beispiele, daß in der Stelle S. XVII. der Vorrede: Die aus der Kritik der reinen Vernunft der Metakritik eingerückten Stellen, sind also ihre nothdürftige Basis: die Worte ihre nothdürftige Basis, nicht wie man wohl glauben könnte, auf die Kritik der reinen Vernunft sondern, was freilich eine unerwartete Offenherzigkeit ist, auf die Metakritik gehen; und daß sie zu dem beitragen müssen, was diese in ihrer Noth bedurfte. Drittens: Warum er in der abgedruckten Stelle, auf die Worte obgleich verworren durchaus keine Rücksicht genommen hat, welche offenbar das obige ver-

bester Weise vor das Auge rücken, ob sie es gleich nicht ersetzen? — Uebrigens liegt dasjenige was Herder bei einem Urtheile Synthesiß nennt, in den Worten: ob es gleich mit dem Subjecte in Verknüpfung steht. — Und nun wird wieder nach einer etymologischen und grammatischen Spitzfindigkeit S. 52 argumentirt: Diese Eintheilung der Urtheile sei nicht neu, und eben so wenig wesentlich. S. 54. Man werde wohlthun, wenn man auf den Unterschied der Synthesiß und der Analysiß bei einzelnen Urtheilen nicht achte; denn er sey ungewiß und relativ, und führe von dem Wesen des Urtheils von seiner innern, verknüpfenden Form ab; die ganze Eintheilung in erläuternde und erweiternde Urtheile heißt, Th. 2. S. 318, ein scherzhafter Reim und daher (hier haben wir das Herdersche Urtheil über Synthesiß und a priori beisammen, und darum kann diese Stelle den Schluß machen) daher Th. 1. S. 62. sey eine Synthesiß a priori, das heißt die Hinzufügung eines Prädikats zu einem Subject vor und außer aller Erfahrung ein $\circ \neq \circ$ ein Nichts.

Es wird nichts mehr erforderlich seyn, um das Urtheil über das Ganze zu motiviren, als die bestimmte Versicherung, daß die Verdammung der einzelnen Momente der Critik, als der reinen Anschauungen, der Categorien, u. s. w. durchgängig aus ganz ähnlichen Gründen-geschehe; und daß demnach das ganze Buch, ein Gewebe von grammatischen Spitzfindigkeiten, eine

grobe Verwechslung zwischen Darstellung und Sache, und eine verkehrte Beziehung beider auf einander sey; und so kann man das Buch als Ganzes, seinem Inhalte nach, mit einem Ausspruche Wielands seines Lobredners charakterisiren. Es ist

Stoße Armuth, die vom Biß
Des Reichthums Miene borgt.

Auch könnte man sich wohl das Buch unter dem Bilde eines Menschen denken, welcher immerfort ein Paar papierne Manschetten vorzeigt, sich durchaus nicht weisen lassen will, sondern behauptet: es wären die feinsten brabant'schen Spitzen. Der Form nach gleicht es durch das vergebliche Bestreben, mit einer strengen Methode eine zierliche Form zu verbinden, welche aber stets in das Gezierte ausartet, einem Fechtmeister, der in jedem Augenblicke in das Gebiet des Tanzmeisters streift; und anstatt den Gegner mit einem furchtbarem Stoße zu erschrecken, ihn mit einem zierlichen Paß überrascht. Mit einem Worte, die Art den Streit zu führen, erinnert an jenen römischen Kaiser, welcher dem Hercules nachahmen wollte, und zu dem Ende einen Löwen erlegte, dessen Gefährlichkeit er nicht besonders zu fürchten hatte. Suet. Nero 53. *Præparatum leonem, spectante populo, nudus olisit.* In der That hat Herder sich die Kritik der reinen Vernunft so präparirt, daß er sich den Sieg sehr erleichtert hat; auch das nudus, mag man es nun: ohne Waffen, oder: nackt und bloß übersetzen, paßt durchaus; aber mit aller Bemühung

wird aus dem Elidiren nur ein Eludiren. Und da nicht vorauszusetzen ist, daß das Volk diesen beiden Kämpfen ohne Gelächter zugeesehen habe und zusehen werde: So wäre dem Kaiser sowohl als dem Metakritiker als Präservativ, das Horazische: *Populus me sibilat, at mihi plaudo, ipso domi zu empfehlen.*

B.

Ob jede Philosophie, die sich als eine solche wirklich constituirte, früher oder später aus den Grenzen der Schule herauszugehen verbunden ist, und auch — sie wolle nun oder nicht — zu Folge des natürlichen Laufes der Dinge unfehlbar herausgeht wird; das kann wohl, selbst für den, welcher Philosophie und Leben mehr als billig einander entgegensetzt, keine Frage sein. Nicht nur muß jedes neue System nothwendig die Moral und die Politik umgestalten, und also allen Menschen, wie tief sie auch ins Leben verwickelt sein, etwas zu sagen haben: sondern es ergreift auch die empirischen Wissenschaften, verändert ihre Pole und wirkt also auf ihren ganzen innern Zustand und alles was sie erzeugen; ja auch die Dichter müssen mit der Zeit Nothig davon nehmen, und den Widerschein des neuen Lichtes in ihrem Kreise verbreiten. Dies alles kann nicht geschehen, ohne daß die gemeinschaftliche Ursache dieser Erscheinungen genöthigt werde, aus ihrem Dunkel hervorzutreten, und dieselbe Popularität, welche auf diesem Wege zwar nur

langsam entstehen, aber sich desto gleichförmiger verbreiten kann, ist die wahre und gesunde. Allein gewöhnlich erzwingt man schneller eins andere, für beide Theile, die Philosophie und die Welt weit weniger heilsame. Im Alterthum, wo die äußeren Verhältnisse in vieler Rücksicht weniger gebietend waren, bildete sich bald nach jedem neuen System nicht nur eine Moral, was doch auch immer nur Theorie ist, sondern ein wirkliches Leben, eine eigene Praxis, und die Maximen, die dieser zum Grunde lagen, oder daraus abstrahirt wurden, verbreiteten von dem Ganzen eine einseitige Kenntniß, und eine unrichtige Würdigung. Bei uns entsteht aus dem entgegengesetzten Verhältniß ein noch weit größeres Uebel, indem eben das Ausbleiben eines eigen gestalteten Lebens den Gegnern jeder Philosophie Raum läßt, nach ihrer Art zu fingiren, wie die Praxis derselben, wenn sie sich bilden könnte, beschaffen sein müßte. Solche Insinuationen mit Stillschweigen zu übergehen, wäre ganz gegen den Beruf, weil dadurch jeder mögliche, künftige Einfluß der Theorie auf die Praxis im voraus vernichtet wird, und so wird leider jedes System durch die Polemik seiner Gegner genöthigt sich früher zu popularisiren, als dies — ich will nicht sagen mit Nutzen für die Welt, sondern auch nur ohne Schaden für die Philosophie selbst geschehen kann, indem dadurch der Prozeß ihrer völligen Ausbildung alterirt, und die Kraft die innerlich thätig sein sollte zu früh nach außen zerstreut wird. Es ist noch ein Glück, und das beste was dabei geschehen kann, wenn die Werke, die diese Lage der Dinge er-

zeugt so dargelegt sind, daß sie neben ihrer polemischen Zweckmäßigkeit auch noch den Keim oder die Vorbereitung zu der künftigen besseren Popularität enthalten. In diesem Geist hat Fichte gleich anfangslich seine Appellation geschrieben, und seine Bestimmung des Menschen ist unstreitig ein weiterer und glänzender Fortschritt auf dieser Bahn. Daß dies der einzige Gesichtspunkt sei, aus welchem das Buch angesehen sein will, leuchtet jedem Sachkundigen ein, und es ist höchst lächerlich, wenn ein gelehrter Beurtheiler es wenigstens zur Hälfte als ein philosophisches Andachtsbuch ansieht, und ein anderer neugierig erwartet hatte, Fichte werde hier aus seinem Dunkel herausgehn, das heißt wohl, er werde ihm das ganze System so populair in die Ohren schreien, daß auch er es verstehen könnte. Diese können dann leicht darüber reden, darüber hinweg nemlich: dahingegen derjenige, welcher das Werk für das nimmt was es ist, in welchem Verhältniß er auch zur Philosophie stehe, immer Ursach findet in sein Urtheil Mißtrauen zu setzen. Der Dilettant pflegt gern die neuerworbenen oder nachgebildeten Ideen in den Gefäßen zu lassen, in denen er sie empfing, weil er sich nicht getraut zu beurtheilen, was für seine chemische Zersetzungen etwa eine andere Masse bewirken könnte, und fürchtet, es möchte ihm bei der Behandlung in fremden Worten ein Merkmal nach dem andern unmerklich verloren gehn. Wenn diesem die Freiheit im Gebrauch des Buchstaben, welche der Geist förmlich autorisirt, und welche hernach immer kühner wird, das Studium des Buches

so erschwert, daß er sich oft fragen muß, ob nicht der Gedanke, den er vor sich hat ein Gedanke aus einem entgegengesetzten System sei; so muß ihm doch auf der andern Seite zweifelhaft bleiben, ob der unbesangene und unsystematische Leser, der nie an eine Terminologie gebunden war, dieselben Schwierigkeiten zu überwinden hat. Der Philosoph von Profession findet vieles an einem ganz andern Faden fortgehend; als an den er es anreihen würde, und ihm scheint jener verwickelter; er findet für sein Interesse. Speculation und Postulate viel zu lang und oft entgegengesetzt; er findet häufig Lücken, wo — für ihn nemlich — Folgerungen aus andern Werken des Verfassers angebracht, oder Voraussetzungen ergänzt werden müßten; aber er bescheidet sich, daß gerade dies vielleicht für den eigentlichen Zweck des Werkes, und für die Leser, die es sucht, bedeutende Vorzüge sein können. Wie man unter diesen Umständen zu einer richtigen Ansicht des Buches gelangen könne, dazu giebt es selbst durch sein Vorbild die beste Anleitung. Fichte befand sich in der That bei dem Schreiben desselben in einer ähnlichen Lage; er mußte fürchten von dem unaufhaltsam systematischen Geiste seiner Philosophie, die aus jedem Punkt der Peripherie immer gerade gegen den Mittelpunkt gezogen wird, und von diesem wiederum nach allen Seiten gleichförmig ausströmt weit über seinen Zweck fortgerissen zu werden. Deshalb legte er sich ganz aus sich selbst heraus, und ließ ein anderes Wesen reden, welches sich das System seines Denkens über sich nur so eben aus den ersten Anfän-

gen und von einem besondern Gesichtspunkt aus entwickeln will. So wird es auch wohl, um eine reine Ansicht des Buchs zu gewinnen, und nicht durch unzeitige Rücksicht auf die anderweitige Kenntniß des Systems irre geführt zu werden, am gerathensten sein, ein anderes Wesen, das weder Dilettant noch Philosoph sein will, und von dem System sonst keine direkte Kenntniß hat, aber so beschaffen ist wie das Buch sich seine Leser wünscht, über dasselbe reden zu lassen, wie es wahrscheinlich reden müßte.

I. So hätte ich also nicht etwa nur flüchtig, sondern mit aller Anstrengung das Buch, nach welchem ich so verlangte, gelesen und wieder gelesen, und frage mich nun billig, wie mir danach zu Muth ist. Ich verehere es, das leidet keinen Zweifel, wegen des hohen Geistes ächter Sittlichkeit, der es nicht verhehlt, daß ohne sie die Speculation nur leer, ja daß alles in der Menschheit doch nur ein Werkzeug sei für die Pflicht, und nichts achtungswerth als die Tugend. Ich liebe es wegen der schönen Absicht uns zum Ueber sinnlichen zu erheben, und wegen der freundlichen Art, wie es diesen Zweck zu erreichen strebt. Liebreich kehrt es bald zum Anfang zurück, bald wiederholt es anders gestellt das Gesagte, um die Ideen, die es mittheilen will, recht anschaulich und lebendig zu machen; es entäußert sich jener kräftigen stolzeren Beredsamkeit, die dem Verfasser sonst vorzüglich eigen ist, und die auch ich an ihm kenne, und läßt sich zu einem weicherem verbreiteteren Vortrage herab, um auch die zu gewinnen, die jenem schwerlich würden folgen können.

Und wie dankbar bin ich ihm für jede Befestigung meiner Grundsätze, die es mich lehrt, für alle neue Ansichten und Anwendungen, die es mir eröffnet hat! Weiß ich doch nun, so weit ich es zu wissen brauche im Allgemeinen — und auf das Einzelne, wo ich mir freilich oft mit meinen eignen Gedanken nachhelfen mußte, lege ich eben keinen Werth — wie ich zur Sinnenwelt komme, und was sie mir ist, und wie alle Herrschaft, die sie über mich ausüben und aller Widerstand den sie mir entgegenzusetzen scheint, eben nur ein Schein ist; ist mir doch alles, was ich von Gewißheit brauche für mein Handeln und Leben, nur auf immer gesichert gegen alle Sophistereien, die ich mir selbst machen, oder die bis zu mir kommen könnten. Das ist mein Gewinn: wenn ich aber sagen wollte, daß ich den Zusammenhang alles Einzelnen, und die Geseze nach denen es hier entwickelt und dargestellt ist, kurz daß ich das Seyn und Gewordens seyn des Buches so ganz verstände, wie ich es wünsche, so würde ich mich selbst nur betüghen. Ich will mir meine Zweifel und Bedenklichkeiten noch etwamat zurückrufen, vielleicht verschwinden sie mir, indem ich sie recht fest zu halten suche. — Noch kann ich immer nicht ganz von der Störung loskommen, welche die Ueberschrift mir gemacht hat, und mehr oder weniger schlingt sich diese in alles hinein, was mir sonst unklar und zweifelhaft ist. Wie kann doch einer, der an Freiheit und Selbstständigkeit glaubt, oder auch nur glauben will, nach einer Bestimmung des Menschen fragen? und was kann diese Frage noch

bedeuten, nachdem die andere vorangegangen ist: was bin ich? Soll sie auf ein Machen gehn, wozu ich da wäre, oder auf ein Werden? auf ein für mich zufälliges Werden, welches durch ein anderes Bestimmendes in mir gewirkt würde? Unmöglich! Also wenn alles Daseln nur um der Vernunft willen ist, auch ein Werden oder Machen durch die Vernunft und für die Vernunft. Aber wie kann denn diese Frage von der, „was bin ich,“ getrennt werden? Wenn einmal auch von der geistigen Natur, der Freiheit zu Ehren, nur als von blinder Natur geredet werden, und man also in jenem Sinne nicht nach der Natur des Menschen fragen soll, so scheint mir für die Frage nach dem einigen nothwendigen, kein Ausdruck unbesangener als der der alten Schulen: „was ist das höchste Gut?“ wenn man ihn nur recht versteht. Jeder andere kommt aus dem Innern irgend eines Systems heraus, das ich doch noch nicht haben soll, und dieser hier führt mich immer entweder auf die Natur, was er nicht will, oder auf ein Bestimmendes was ich nicht will. Von vorne an bis in die schönen Irrgänge des dritten Buches begleitet mich diese Dissonanz, und wenn ich hier auf einmal durch jene neuen und unbekannten Wege in einer alten wohlbekannten Gegend angelangt zu sein scheine, wenn ich mit meinem gesunden Auge hinter diesem Schein, der mich nicht blendet, das Unendliche, als das einzige Reelle erblicke, das ihm zum Grunde liegen kann, und mir dies unvermuthet als ein Willen vorgestellt, und von seinen Plänen zu mir geredet wird, und ich zu

ihm reden soll: so weiß ich nicht, soll mir dies durch das Gehen des irdischen Zweckes, der hernach für mich wie billig wieder aufgehoben wird, gekommen sein, oder soll ich es von Anfang an, als ich nach meiner Bestimmung fragte, schon gehabt haben? In dem festen und ruhigen Besiz jener Wahrheiten und Ansichten, die das letzte Resultat des Wertes sind, stört mich das nicht; es ist für diese nur ein schöner Ueberfluß: denn wenn ich nur weiß, die überflüssige Welt von der sinnlichen, und meinen eigentlichen Zweck von dem, der mir als das Objektive dabei vorschwebt, zu unterscheiden, so habe ich zur Genüge für mein Handeln, und bedarf nun des Uebrigen nicht. In einem Kantischen Buche würde es mir sogar Vergnügen machen, so zwischen dem, was sie die Bedürfnisse der praktischen Vernunft nennen, herumgeführt zu werden; nur hier wirft es mich aus der Einheit des Ganzen heraus. Wenn nun aber auch von der Frage nach der Bestimmung ausgegangen werden sollte, wie kann man um diese zu beantworten von der äußeren Natur und ihrem Zusammenhange ausgehn? Geschieht dies um, weil von dieser Ansicht aus keine befriedigende Beantwortung derselben möglich ist, den Idealismus herbeizuführen? Es scheint nicht: denn jene Frage wird ja auch nicht aus dem Idealismus beantwortet, sondern weil dieser für sich eben so unzulänglich ist — aus der innern Stimme des Gewissens unmittelbar. Wozu also vorher jenes beides? Es scheint sogar dem angegebenen Zwecke des Buchs zu widersprechen: denn wenn der theoretische Idealis-

muß für den, der sich außer der Schule befindet, nur dient, um die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die realistische Spekulation seinem Gelangen zum Bewußtsein der Freiheit verursachen könnte: so ist er ihm wahrlich überall nicht brauchbar, weil ja jene Spekulation nur eine Verfüßelung des Verstandes ist, und außer der Schule ebenfalls nicht vorkommen kann. Sollte aber nicht Fichte seiner theoretischen Philosophie Unrecht thun unter uns Unphilosophen, oder Naturphilosophen, wenn er sie für uns nur auf diesen Gesichtspunkt stellt? Sollte man nicht vom Moralismus aus, sobald man nur über ihn denken will, auch nothwendig auf den Idealismus kommen müssen? Und sollte die Darstellung dieses Zusammenhanges, welchen ich ahnde, uns nicht brauchbar und dem übrigen Zwecke des Buches nicht angemessen gewesen seyn? — So stehen meine Zweifel noch immer und wollen sich unter einander nicht zersören!

II. Was treibst du denn da so nachdenklich sitzend und zwischendurch schreibend? — Ich denke über Fichte's Bestimmung, die ich gern recht gründlich verstehen möchte, und schreibe was ich denke, weil man damit doch immer etwas weiter kommt. Da lies. — „Weißt Du woran es Dir fehlt? Du hast einen kleinen Punkt in der Vorrede übersehen, der aber für das Verstehen wichtig ist, du hast Dich nicht genug zu dem Ich des Buches gemacht.“ — Ei, scherze nicht mit diesem kleinen Punkt! dann könnte ich es ja gar nicht verstanden haben. Ich

weiß aber sehr bestimmt, daß ich mich dazu gemacht habe: denn ich habe gethan, was Fichte fordert; ich habe durch eigne Arbeit und Nachdenken die Denkart, um die es zu thun ist in mir entwickelt. — „Nun ja, darum ist auch der Zweck des Schriftstellers an Dir erreicht. Aber um das Buch zu verstehen hättest Du auch den Charakter dieses Ichs auffassen müssen: denn darauf beruht der ganze Gang des Raisonnements.“ — So genau habe ich es mit der Form nicht genommen. Und was für einen Charakter hat es denn, dieses Ich? — „Den, welchen es haben mußte. Du findest es von einer Revision seiner Naturkenntnisse mit vieler Selbstzufriedenheit zurückkommend, also mit der Weisheit dieser Welt gesättigt. So mußte es sein, wenn das Zeitalter zu dem Fichte redet, sich in ihm spiegeln sollte. Du findest das moralische Interesse in ihm erwacht, aber noch ganz neu, und so mußte es sein, um diese Untersuchungen anzustellen.“ — Und das soll der Schlüssel sein zu Allem, was mir unverständlich war? — „Zu allem, und zu noch mehrerem. Ein solches Ich, welches gewohnt gewesen ist, Sich selbst aus Einem Standpunkt mit den Dingen anzusehn, bei denen doch immer außer ihrem Wesen noch von einer Bestimmung die Rede ist, mußte allerdings nach der Bestimmung des Menschen fragen, und gerade diese Frage brauchte Fichte, weil sie am unmittelbarsten auf das Verhältniß des endlichen Vernunftwesens zum Unendlichen führt, auf dessen Auseinanderlegung es, wie du wohl siehst, vorzüglich abgesehn war. Ein solches durste auch die un-

unschuldige Flüchtigkeit haben, der schuldigen Einheit im Erklären zu Liebe manches zuzugeben, was nicht zuzugeben war, und sich auch von manchen Einwürfen zurückschrecken zu lassen, die soviel nicht hinter sich haben. Dies ist Dir doch nicht entgangen?“ — Ich habe es öfters bemerkt, gleich im ersten Buch, wo das System der Naturnothwendigkeit von der Annahme eines Einflusses der äußern Gegenstände, wie mir scheint, zu bereitwillig befreit wird; dann im zweiten Buch, wo das Ich auf einmal wieder alles zurücknehmen will; zu Anfang des dritten, wo es aufs neue die Speculation mit der Praxis in Streit setzt, und dann noch einmal, wo es über der elegischen Ansicht des irdischen Vernunftzweckes dem Sittengesetz beinahe noch einmal den Gehorsam aufkündigt. Jetzt erst verstehe ich diese Umschweife ihrer Entstehung nach. Aber gestehe, es ist doch eine der schwierigsten Aufgaben, so aus einer ganz fremden Seele heraus zu monologisiren, und sie selbst in die Fehltritte zu begleiten, welche ihr natürlich sind! — „Und das mit solcher Kunst zum Besten des Ganzen zu benutzen. Es ist wahrlich ein Unternehmen, an dem jeder andere scheitern würde, ein solcher spekulativer Monolog in dem Zustande, wo man erst mit sich einig werden will. Dafür sind diese Rückgänge und Rückfälle sehr maßig, und die erstaunliche Gelehrigkeit und Agilität dieses Ich war ein sehr nothwendiges, und — wenn auch die Wahrheit der Fiction etwas darunter leidet — sehr verzeihliches Gegengewicht gegen jene retardirende Tendenz der Form.“ — Du bist ein guter Apologet.

Kannst du mir aber auch begreiflich machen, warum diesem Ich nicht ohne Dialog in seinem Monolog zu helfen war, und warum der Helfer ein Geist sein mußte, ein so sonderbarer Geist, von dem nirgends steht, wer er ist, und der so sehr aus allem Kostüme herausgeht?“ — Das letztere kann doch keine üble Wirkung auf dich gemacht haben: denn die Empfindung, die dieser Contrast verursacht, mildert auf eine gar angenehme Art das Erstaunen über seine Erscheinung, und die scheue Ehrfurcht vor seiner Kraft. Uebrigens bedenke nur, wie denn ein solches Ich auf den theoretischen Idealismus, ja bei seinen anfangs noch ziemlich unbestimmten moralischen Gefühlen auch auf den praktischen hätte kommen können, wenn nicht der Geist der wahren Philosophie, der es auf die innere Anschauung führt, auf eine außerordentliche Weise über dasselbe gekommen wäre? und wie dies nach alter Sitte auf eine bessere Art hätte versinnlicht werden können, als durch die Personificirung dieses Geistes? und wie er als das, was er ist, ohne sich zu nennen, besser hätte charakterisirt werden können, als durch die Sprache und die ganze Behandlung? Es liegt aber noch mehr darin. Die großen Fortschritte des Ich im dritten Buch werden nur dadurch erklärlich, daß man den Geist immer noch auf dem Ich ruhend denkt, wenn er schon nicht mehr gegenwärtig ist. Und der religiöse Anstrich dieses Buchs konnte wohl in diesem Ich nicht besser vorbereitet werden; denn ein seiner Natur nach so irreligiöses Wesen durfte sich wohl durch nichts geringeres

religiös stimmen lassen, als durch so etwas.“ — Ich verstehe Dich; und ich sehe nun ein, daß dieser Dialog, gerade so wie er ist, dem Buch und dem Ich eben so nothwendig war, als mir unser jetziger Dialog, ohne den ich auf diese Ansicht der Form und ihrer Verwicklung mit dem Inhalt wohl nicht gekommen sein würde. — „Das ist mir lieb; und so wollen wir uns denn eben nicht sonderlich darum kümmern, wie kunstgerecht wir ihn geführt haben. Hoffen will ich aber, daß wenn du in deinen Betrachtungen fortfährst, man auch eben so darin merken möge, was du durch mich an Verständniß gewonnen hast.“ —

III. Allzubeseiden: Ich bin ja so vollkommen zur Ruhe gebracht, daß ich nicht nöthig habe fortzufahren. — Hätte ich ihn doch nur noch das Eine gefragt, ob denn das Ich wirklich am Ende die ganze Denkart und das ganze System des Geistes so umfaßt und erschöpft hat, als es von sich rühmt! Doch warum will ich mehr wissen als ich soll? Darin will ich mich jenem Ich nicht ähnlich machen, und das System sollte mir ja nicht gegeben werden. Aber in der Denkart, ja, da hat es allerdings unendlich gewonnen, mehr gewiß als es sich selbst deutlich bewußt ist. Dies begreife ich erst recht, wenn ich das Ende des Ganzen mit dem Ende des ersten Buchs vergleiche, und kann und muß dann erst die Philosophie recht lieben, die auch denjenigen, der es am wenigsten will, auf diese Höhe zu führen weiß, und auch jenen praktischen Schein aufhebt, an dem der Mensch am festesten hängt. Weshalb erschraf es denn so gewaltig,

vor jenem System der allgemeinen Naturnothwendigkeit? Weil seine Liebe dabei verloren gehen mußte, sein Interesse an sich selbst, an seiner Persönlichkeit als endlichem Wesen; weil es Schlechterdings nichts an einem andern und für ein anderes, sondern nur etwas an und für sich selbst sein wollte. Dann weil es Zurechnung wollte, Verdienst und Schuld an seinem Werden und seinem einzelnen Handeln in der Welt. Dies wollte es eigentlich; und nun — wie fern ist es davon, es noch zu wollen! wie sind ihm alle diese schwankenden Begriffe und kleinen Tendenzen wie unter den Händen verschwunden, seitdem es die unselige Vorstellung von einem Unendlichen als Natur in sich zerstört hat, und das Unendliche nun als das ursprünglich Geistige kennt. Jetzt weiß es, daß es überall nicht giebt Verdienst und Schuld im Einzelnen, sondern nur daran, daß man ist, was man ist; es weiß, daß es auch mit dieser Anwendung dieses Begriffs in das absolut Unbegreifliche hineinfällt, und es beruhigt sich dabei. Jetzt weiß es, daß die Stimme des Gewissens, welche Jedem seinen besondern Beruf auflegt, und durch welche der unendliche Wille einfließt in das Endliche, der Strahl ist, an welchem wir aus dem Unendlichen ausgehn, und als einzelne und besondere Wesen hingestellt werden; es weiß, daß das Unendliche das einzige mögliche Medium ist unserer Gemeinschaft und Wechselwirkung mit den andern Endlichen: es weiß dies, und will nun gern etwas an einem andern und für ein anderes sein; und alle Verwirrung ist gelöst zwischen dem,

was es selbst, und dem was es am Unendlichen ist; beides weiß es jetzt zu vereinigen und zu genießen. Jetzt ist ihm seine gesammte Persönlichkeit schon längst verschwunden und untergegangen in der Anschauung des Ziels; jetzt betrachtet es sich nur, und achtet und liebt sich nur als eins der Werkzeuge des unendlichen Vernunftzwecks. In dieser Denkart allein können wir mit uns und dem Ganzen einig seyn und bleiben, und unser wahres Seyn und Wesen ergreifen, und unschätzbar ist das Verdienst auch nur Wenigen dazu verholfen, oder sie darin befestigt zu haben.

So das aufgestellte lesende und denkende Ich. Zu wünschen wäre, daß alle, welche das tiefe Werk gründlich verstehen wollen, eben so bescheiden darin forschten, und eben so sorgfältig jeder sich darbietenden Spur nachgingen; ja — um beim guten Wünschen zu bleiben — es wäre auch nicht übel, wenn man — verhältnißmäßig — mit der hier aufgestellten Ansicht desselben, in der das Meiste nur hat angedeutet werden können, eben so verfahren wollte.

S — r.

Im vierten Stücke dieser Zeitschrift war von Tieck's Uebersetzung des Don Quixote bey ihrer ersten Erscheinung die Rede; jetzt sind zwey Bände von Herrn Soltan's Uebersetzung herausgekommen, die aber nur zwey Drittel von der ersten Hälfte des Originals ausmachen, so daß das Ganze nach diesem Maßstabe sechs Bände betragen wird. Zwischen zwey

Uebersetzern eines großen Dichters sollte das freundliche Verhältniß von Männern obwalten, die nach einem gemeinschaftlichen Ziele streben, und deren Bemühungen einander zuweilen ergänzen können. Herr Soltan hat selbiges zuerst aufgehoben, indem er einiges seinem Vorgänger ertheilte Lob als eine Beeträchtigung seiner angesehen, (Intell.-Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 27.) auch seine Uebersetzung wieder mit groben Ausfällen auf Tieck und meinen Bruder und mich begleitet hat. Sowohl mein Bruder im Athensnäum, als ich bey der Anzeige in der allgemeinen Literatur-Zeitung *), wir haben beyde mehr vom Original und dem Cervantes überhaupt gesprochen als von der Uebersetzung, weil es uns wichtig schien, bey Gelegenheit einer solchen, die im ganzen auf dem richtigen Wege ist, zu der wahreren längst aus dem Gesicht verlohrnen Ansicht von jenen zurückzuführen. Wir haben auch die Mängel der Verdeutschung unsers Freundes gar nicht verschwiegen, (S. Ath. B. II. S. 325. A. L. Z. 1799. Nr. 230 u. 231. S. 182, 185, 188, 189.) der eben weil er den Dichter ganz fühlt, weit entfernt ist seine Arbeit für tadelfrey zu halten, da man bey einem Versuch von dieser Schwier-

*) Diese ist von einem Rec. in einer gewissen bellettrischen Zeitung, die zu Gotha erscheint, ebenfalls angegriffen worden. Ich habe das Blatt gerade nicht zur Hand, und muß es daher auf eine andre Zeit versparen, dem ehrwürdigen Geiste, der, wiewohl er die Spanische Sprache seit sechs und dreyßig Jahren studirt, die Spanischen Dichter immer noch nicht zum besten zu verstehen bekennt, weiter zur Selbsterkenntniß zu helfen.

rigkeit erst durch die Übung zulernt; und wie sehr dieß bey ihm der Fall ist, beweist der Fortgang bis zu dem eben erschienenen dritten Bande zur Genüge.

Statt aller Antwort auf Herrn S. s. Angriffe *) mag hier eine Beurtheilung seiner Uebersetzung stehen, die aber, bey so bewandten Umständen, und da Herr S. zu verstehen giebt, ich sey ihr nicht gewachsen, so viel möglich aus Beyspielen wird bestehen müssen, wegen deren ich meine der Spanischen nicht kundigen Leser im voraus um Entschuldigung bitte.

In Ansehung der Richtigkeit des Sinnes leistet Herrn S. s. Uebersetzung noch am meisten; jedoch trifft man auf beträchtliche Fehler. Z. B. am Schluß des Prologs S. 74. „Hiemit Gott befohlen, und behalte mich in gutem Andenken.“ Olvide geht auf Dios: „Gott beschütze dich und vergesse mich nicht.“ Derselbe Fehler findet sich bey Tieck. Th. I.

*) Herr Soltau findet es (A. L. Z. D. J. Intell. Bl. Nr. 83.) besonders äußerst inurban, daß wir die Dinge so bey ihren eigentlichen Namen nennen, z. B. eine Kage eine Kage, und eine wissenschaftliche Unwahrheit eine Lüge. Da er indessen nichts thut als seine Behauptung ohne Beweis wiederholen, so wird es doch wohl dabey sein Bewenden haben müssen. Erst sollten Tieck und ich in der Ankündigung unsrer Uebersetzung der Werke des Cervantes von unsern dichterischen Talenten viel gutes gerühmt haben. Nun will er diese Beschuldigung auf das Athendum beziehen: aber dann ist wenigstens die eine Hälfte davon gewiß falsch, da Tieck nie etwas im Athendum geschrieben; und was mich betrifft, so fordre ich ihn auf, die Stelle im Athendum darzulegen, wo ich „ganz benläufiger Weise mich selbst mit hyperbolischen Lobsprüchen überströme.“

S. 19. „unser bewundernswürdiger Abentheurer;“ nuestro flamante aventurero heißt: unser nagelneuer Abentheurer, oder wenn man diesen Ausdruck vermeiden wollte: unser frischer Abentheurer, wie Tieck übersetzt hat. S. 44. „ihm den schwarzen Orden der Ritterschaft ohne Verzug zu ertheilen,“ y darle la negra orden de caballeria luego. Die Uebersetzung giebt gar keinen Sinn; negra ist hier sprichwörtlich zu nehmen wie so häufig: den verwünschten Orden der Ritterschaft. Ebenfalls S. 44. „Badenstreich,“ pescozada ist ein Streich in den Nacken. Tieck hat beydes richtig. S. 59. „legte die Lanze ein!“ apretó la lanza heißt bloß: er faßte sie fest. S. 88 von der Diana des Montemayor: man solle daraus „die meisten großen Verse wegnehmen.“ Dieser Ausdruck giebt gar nicht den angemessenen Sinn, versos mayores sind Gedichte in ausländischen Sylbenmaßen, die ganz oder größtentheils aus eilfsylbigen Versen bestehen, als Stangen, Terzinen, Sonette, Canzonen. In den einheimischen Formen war Montemayor berühmt, die Italiänischen, der Sprache angebildeten, wurden erst späterhin zur Vollendung gebracht. S. 89 von einem Buch des Lofraso: „Bei dem heiligen Orden, „den ich empfangen habe! rief der Pfarrer, seitdem „Apoll Apoll ist, seitdem die Musen Musen und die „Dichter Dichter sind, habe ich in keinem Buche so „viel Wiß und so viel härrisches Zeug zusammen gestroffen, u. s. w.“ Hier klingt das ganze Lob ernsthaft, da man doch aus dem Viage al Parnaso deutlich genug sieht, wie Cervantes es mit dem Lofraso meynete:

man konnte sich nur über ihn, keinesweges aber mit seinem Wize belustigen. Tan gracioso y disparatado libro como ese no se ha compuesto, sollte übersetzt seyn: es ist nie ein so ergötzliches und tolles Buch geschrieben worden. S. 131 ihrer Jungfrauschaft unbeschadet,“ con toda su virginidad á cuestras, sollte heißen: mit ihrer ganzen Jungfrauschaft bepackt. Das á cuestras ist eine scherzhafte Parodie des Ausdrucks: seine Jahre auf dem Rücken haben. S. 173 „seine weite Studentenkappe,“ los habitos largos, que como escuelas trata, sollte heißen: seine weite Studententracht, oder Mantel. Kappe bedeutet in ordentlichem Deutsch nur eine Kopfbedeckung. S. 182 „die frische Luft,“ el sereno, der Abendthau. S. 218 „diese ausführliche Erklärung,“ este general desengaño. Abgerechnet daß desengaño, ein Wort, das zu der poetischen Kunstsprache der Liebe gehört, durch Erklärung sehr schlecht gegeben ist, heißt general nicht eine ausführliche, sondern eine an alle gerichtete, allgemeine. Tied hat es wie das meiste von dem obigen richtig. S. 228 Weinbruch, quebrantamientos de huesos, heißt: zerschlagene Knochen. S. 312 „bey diesem Anblick zappelte Sancho wie ein Gehentler, comenzó á temblar como un azogado. Herr S. hat vermuthlich das letzte Wort mit ahogado oder ahorcado verwechselt; es heißt: er zitterte wie einer der die Quecksilbertur braucht, und sollte im Deutschen durch eine andre sprichwörtliche Redensart übersetzt seyn, wie auch Tied gethan. S. 393. „Der König, welcher die Gerechtigkeit selbst ist.“

la justicia, que es el mesmo Rey; umgekehrt: die Gerichte, welche der König selbst sind, d. h. in seinem Namen handeln. Nach Herrn S's Uebersetzung kommt Gerechtigkeit wie eine moralische Eigenschaft heraus, derentwegen der König gelobt würde. Th. II. S. 89. „Ist es dir möglich, so komm,“ si os cumple venir, veldo: ob es dringend für euch ist zu kommen, das erwägt. S. 124 „doch bin ich in meinen Augen nicht schlechter als du, obwohl du ein Ritter bist,“ en tanto me estimo yo villana y labradora, como tú señor y caballero: ich halte mich eben so hoch als Bdurin, wie du dich als Herrn und Ritter hältst. S. 149. „Trotz seinem Sparren,“ mal que le pesase: wie ungern er auch wollte. S. 193 Gräulein Dulcinea — die ich ehre und liebe wie eine Reliquie, obwohl sie keine ist,“ aunque an ella no la haya: wenn sie auch keine an sich trägt. S. 197 „ohne etwas hinzuzusetzen, um mir Vergnügen zu machen, oder davon zu thun, um mir Verdruss zu ersparen.“ Gerade umgekehrt: sin que añadas, ó mientas por darme gusto, ni menos te acortes por no quitarme, heißt: ohne daß du hinzufügst oder läßt, um mir Vergnügen zu machen, noch auch etwas abkürzest, damit du mich dessen nicht beraubst. S. 203. Spejerenbude, la tienda de algun curioso guantero, wörtlich: die Bude eines feinen Handschuhmachers, was wir einen Galanterieladen nennen würden; Spejerenbude ist hier ganz unschicklich. S. 214. „Von dieser Art Liebe, versetzte Sancho, hab' ich wohl in der Kirche gehört, daß man nur allein unsern

„Herrn Gott auf diese Weise um sein selbst willen lieben soll, ohne Hoffnung des Lohns und Furcht vor Strafe, wiewohl ich ihn auch wohl lieben und ihm dienen möchte, es sey warum es auch wol-
 „le.“ aunque yo le querria amar y servir por lo que pudiese: wiewohl ich lieber wegen dessen, was er vermag, ihn lieben und ihm dienen möchte. S. 295.
 „Als Dichter, versetzte Lothario, sagen sie nicht immer die Wahrheit, aber als Verliebte sind sie immer eben so wahrhaftig, als kurz und bündig in ihren Ausdrücken.“ Ganz falsch und noch obendrein lächerlich! en quanto enamorados, siempre quedan tan cortos como verdaderos, als Verliebte bleiben sie immer eben so sehr unter der Wahrheit, als sie ihr treu sind. — In den Gedichten finden sich auch einige Mißverständnisse, wovon nachher.

Eine Uebersetzung des Don Quixote könnte freilich viel mehr und beträchtlichere Fehler enthalten, als in der des Herrn S. wirklich vorkommen, ohne daß dies den Genuß der Dichtung störte, da ja höhere Erfordernisse einer poetischen Nachbildung häufig vorsetzliche Abweichungen von dem buchstäblichen Sinne nöthig machen; allein da man von der vorliegenden Uebersetzung gerade in dieser Hinsicht so große Erwartungen erregt hat, da es auch wirklich die einzige Seite ist, von welcher man sie etwa Anfängern im Spanischen empfehlen kann, so verlohnte es sich wohl der Mühe, so bedeutende Fehler auszuheben.

Viel wichtiger ist schon der häufige Mangel an Genauigkeit in Wiedergebung des charakteristischen

Ausdrucks, die unnöthigen Abkürzungen und Auslassungen. Warum sind z. B. Th. I. S. 65 die Wunden des Mahomed, die im Texte stehn, mit dem Mädchen vom Priester Johann verwechselt? S. 160 steht sehr unbestimmt vom Schmuck der Mädchen im goldenen Zeitalter: „in grünen Blättern der Stauden und Bäume,“ statt des mahlerischen: *de algunas hojas de verdes lampazos y yedra entretexidas*. S. 329. „Sie hörten von Zeit zu Zeit abgemessene Schläge;“ von Zeit zu Zeit ist ein Zusatz, der auf die schnell auf einander folgenden Schläge einer Walkmühle gar nicht paßt. Th. II. S. 125 in der Erzählung Dorothea's ist folgender zarte und ruhrende Zug ganz weggeblieben: Wenn du dich an nichts als hieran stößest, schönste Dorothea, (denn dieß ist der Name der Unglücklichen, die ihr hier seht) sagte der treulose Ritter, u. s. w. *que esto es el nombre desta desdichada*. Statt der Wendung, wor mit eben dieselbe ihren Fall andeutet: *con volverse a salir del aposento mi doncella, yo dexé de serlo*, setzt Herr Soltan: „Mein Mädchen ging hinaus, und „ließ mich wieder allein mit dem Treulosen, und „— ich ward das Opfer seiner und ihrer Verrätherey.“ Ueberhaupt sucht er durch Gedankenstriche, häufiges Unterstreichen der Worte, und selbst verdoppelte Interpunktion, (als !? oder ?!) diesen Krücken schlechter Prosa, der seinigen aufzuhelfen; der seinigen sage ich, denn von der des Cervantes ist nichts übrig geblieben. Unverantwortlicher Weise ist S. 196 eine merkwürdige Aeußerung von Cervantes künstlerischem

Bewußtseyn verkürzt und geschmälert; der Dichter legt nämlich dem Cardenio einen großen Lobspruch auf seine Erfindungskraft in den Mund, indem er ihn von Don Quixote's Berrücktheit sagen läßt: Sie ist in der That so selten und unerhört, daß ich nicht weiß, ob es einen so scharfsinnigen Geist gäbe, der darauf gerathen könnte, wenn man sie als Dichtung erfinden und ausführen wollte. Dies übersetzt Herr S.: „Ja, wohl, und so sonderbar, daß ich nicht weiß, ob man, das alles so gut erfinden könnte, wenn man einen solchen Menschen fabelhafter Weise schildern wollte.“ Hat Herr S. gar keinen Sinn für das Charakteristische, oder wollte er die Unbescheidenheit des Cervantes mit dem Mantel der Liebe bedecken?

Es fehlt der Uebersetzung auch in so fern an Vollständigkeit, daß vieles Spanisch gelassen ist, was der Verdeutschung bedurft hätte, und hierin ist die Sache nach Tieck's glücklichen Fortschritten um vieles rückwärts gestellt. Wie kann z. B. der deutsche Leser errathen, daß unter dem Compaß zu Sevilla S. 35 eine Kirchenhalle zu verstehen ist? Sierra Morena kennt zwar jeder als den Namen eines Gebirges aber das Bild des schwarzen Gebirges geht doch verloren. S. 83 ist der sprechende Name eines Bauern Haldudo nicht übersetzt und dadurch ein Scherz verdorben. S. 86 sind die bedeutenden Namen aus dem Ritterroman Tirante dem Weißen, die so viel beitragen ihn komisch zu charakterisiren, unverändert beybehalten. Da der Name, den sich Amadis in seiner Einsamkeit auf dem Armuthsfelsen

gegeben, Beltenbros, den Tiedf sehr gut durch Schöndunkel übersezt, Spanisch gelassen ist, so wird das darüber gesagte Th. II. S. 13 ganz unverständlich. In Don Quijote's Schilderung ist der Name Brandabarbaran del Boliche gelassen, was Tiedf nicht wörtlich aber drollig: von der Regalbahn, giebt Bey dieser Stelle tritt freylich die Schwierigkeit ein, daß die Namen in der Uebersetzung auch sonor und fremd klingen müssen; wo dieß indessen möglich ist, da würde sie sehr vorthellhaft seyn, z. B. der Duque Alfenique könnte ohne Bedenken Herzog Marcipano genannt werden. Die Benennungen Duque de Nerbia Espartafilardo del Bosque scheinen alle auf Attribute der Spitzbüberey hinauszulaufen! überall liegen hier noch eine Menge Scherze und Anspielungen verborgen, die ich nicht zu entziffern unternehme.

Mit den Wortspielen hat sich Herr S. zwar bemüht, (nur selten nimmt er seine Zuflucht zu einer Note wie bey Don Azote, Don Gigote und Don Quixote. Th. II. S. 179 was Tiedf schon sehr gut gegeben hatte) er ist aber meistens gar nicht glücklich darin. Wenn Sancho den Namen Fierabras mit el feo Blas verwechselt, so läßt ihn Tiedf dafür Fieberfraß sagen; Herr S. Federbras, was meines Wissens ganz und gar nichts ist. Wenn er aus Rambrino, Malandrino macht, so heißt es bey Tiedf Schandriem; hier Mandarin, ein Wort wovon man nicht begreift, wie Sancho dazu kommt, und wobey obendrein der Spaß verlohren geht, und das zweytemal S. 371 gar Mawrin, was wieder gar nichts ist, da nur wie

im Original Martin hätte gesetzt werden dürfen, Für die Zigeuner- und Spisbuben-Benennung der Gasleeren gurapas hat Tieck sehr schicklich Wasserentten gesetzt, Hr. S. zuerst Röstherkosen und gleich darauf, wie señoras gurapas steht, Fräulein Wasserergöttin. Wie paßt dieß nun zusammen? — Die Schelmeren, welche dahinter steckt, wenn der Pfarrer der Dorothea als Prinzessin Micomicona sagt: en poco menos de nueve años se podrá estar á vista de la gran laguna Meona, digo Meotides, scheint Herr S. gar nicht gewittert zu haben; Tieck hat sie ausgedrückt, ohne sie doch deutlicher zu machen. Ein anderer Scherz ist beyden entgangen. Als Don Quixote nach Verlust seiner Backenzähne vom Sancho befragt wird, wie viel er deren gehabt, heißt es: Quatro, respondió Don Quixote, fuera de la cordal, todas enteras y muy sanas; wörtlich: Vier, antwortete Don Quixote, außer dem Weisheitszahne, alle unverfehrt und vollkommen gesund. Dieß kann heißen, er habe vier Zähne außer dem Weisheitszahne gehabt, und auch, der Weisheitszahn sey allein anbrüchig gewesen, welches nicht ohne eine lustige Bedeutung seyn würde.

Die obigen Wortspiele sind meist solche, die sich auf Namen und Wortverbrehungen beziehen; andre die mehr in den Sinn eingehen, und sich der Natur der Antithese nähern, hat Herr S. fast ganz vernachlässigt. J. B. oyeron á deshora otro estruendo que les agüó el centento del agua. S. 329 „so hörten sie doch bald ein anderes Getöse, welches ihnen

die Freude über das Wasser wieder verlorb.“ Hier bot die Sprache die Nachbildung von selbst an: zu Wasser machte oder verwässerte. Eben so ist mehrmals das Spiel mit aventuras und desventuras abgegangen z. B. S. 284. In der Novelle vom Curioso impertinente: comenzó Lotario a descuidarse con cuidado de las idas en casa de Anselmo, Th. II. S. 244 „begann Lothario sich der Besuche in Anselmo's Hause zu enthalten.“ Hernach: en efeto él supo tan bien fingir la necesidad, ó necedad de su ausencia, S. 273 „Nur, er wußte die Nothwendigkeit seiner Entfernung so gut vorzustellen.“ Man sehe nur Flecks Uebersetzung nach, wie glücklich und ohne Zwang er diese Gegensätze anzudeuten gewußt. Den bloßen Antithesen ohne Wortspiel ist es oft nicht besser ergangen wie diesen; z. B. Otro día recibió los quatro mil escudos, y con ellos quatro mil confusiones; Th. II. S. 276. „Er empfing die viertausend Thaler, und befand sich nun in noch größerer Verlegenheit, als zuvor.“ In Cardenio's Erzählung: Vivía en esta mesma tierra un cielo, donde puso el Amor toda la gloria que yo acertara á desearme; „In derselben Stadt lebte ein himmlisches Mädchen,“ u. s. w. Wie matt und platt! Der Doppelsinn, daß tierra zugleich Stadt und Erde bedeutet, konnte freylich nicht bedeutet, konnte freylich nicht ausgedrückt werden, aber was hindert uns zu setzen: In derselben Gegend der Erde lebte ein Himmel, dem die Liebe alle Glorie verliehen, die ich nur zu begehren wußte. Oder hielt Herr S. dergleichen excentrische Ausdrücke etwa

etwa für Fehler des Stils? Sagt man doch selbst im gemeinen Leben: ein Himmel auf Erden.

Es kann nicht zum Grundsatz gemacht werden, die vorkommenden Sprichwörter jedesmal (was ohne dieß unmöglich seyn würde) durch wirkliche einheimische Sprichwörter zu ersetzen: es ist genug wenn das sprichwörtliche der Redensart und ihre Bedeutung nicht verkannt werden kann. Auf diese Art hat auch Herr S. manche Reimsprüche durch selbsterfundne zu geben versucht; allein es gilt hiedon eben das wie von den Wortspielen. 3. E. Th. I. S. 396. „Gram und Kummer flieht vor Gesang und Lied;“ *quien canta, sus malos espanta*. Wie viel besser hat es Dieß: daß wer singt, sein Unglück bezwingt. Andre Male hat Herr S. Redensarten und Aufspielungen, die ein lokales Kolorit haben, sehr unpassend mit deutschen und selbst provinziellen vertauscht, z. B. Th. II. S. 207 „aber was eine gute Gans ist, die schmeckt auch nach Martini;“ *pero buenas son mangas despues de pascua*. Hier konnte sehr gut ohne Undeutlichkeit gesetzt werden: aber ein neues Kleid steht auch nach dem Osterfeste gut. Wenn vollends in der zierlichen Erzählung der Prinzessin Micomicona: *porque jamas me ha pasado por el pensamiento casarme con aquel gigante, pero ni con otro alguno, por grande y desaforado que fuese, übersezt wird: „wenn er auch der große Stoffel selbst gewesen wäre,“* so ist dieß nicht nur ganz und gar unsparnisch, sondern eigentlich plattdeutsch, und obendrein eine höchst gemeine Uebertreibung. Auch die Fläche

und Verwünschungen haben nationales Gepräge; wenn also statt: *que dios cohonda*, Th. II. S. 7 „die ich zu allen Hentern wünsche; und statt der Anrede des Wirthes an Sancho: Feind Gottes und seiner Heiligen! Th. II. S. 336 „du tausend Sackerlot“ gesetzt ist, so gehen damit wirklich charakteristische Züge verlohren. Eben so geht die Uebertragung von *la Santa Hermandad* S. 143 durch Polizen, was auch nicht einmal dem Begriffe angemessen ist, gar sehr aus dem Kostum heraus; an andern Stellen ist es nach Tieck's Vorgange richtig die heilige Bruderschaft übersezt.

Man unterscheidet im *Don Quixote* sehr gut die Stellen, wo die Sprache frisch und neu aus dem Zeitalter des Cervantes ist, und wo sie in den Neben des Helden oder berer, die seinen Ton annehmen, auf die veraltete Weise der Ritterbücher zurückgeht. Da es nun bey einer poetischen Nachbildung darauf ankommt, uns die ganze Welt, worin die Darstellung des Dichters zu Hause ist, so viel möglich gegenwärtig zu erhalten, so wird der Uebersetzer auch in jenen ersten alles vermeiden müssen, was zu bestimmt an Ansichten und Sitten unsers Zeitalters erinnert, in den lezten aber hat er ebenfalls jene feyerliche Alterthümlichkeit nachzuahmen. Von allem diesem ahndet Herr S. nun nichts; sogar da, wo das Veraltete nicht eine Nuance, sondern am stärksten aufgetragen ist, wie in *Don Quixote's* Brief an *Dulcinea*, Th. II. S. 38 übersezt er in seinem gewöhnlichen Striche fort. Man vergleiche damit Tieck's Uebersetzung des

selben Briefes. So verfehlt er auch ganz die meistens unerschütterlich ruhige Rhetorik des Ritters durch vertrauliche und abgebrochne Redensarten, z. B. S. 52. „Kann alles wohl seyn,“ *Bien está todo eso.* S. 240 „was weiß ich.“ In eben dieser edlen Rede über die Buße des Amadis, wird diesem ein Schasbernack (*sinsabor*) von seiner geliebten Oriana angethan, und auf diese Art fällt Herr S. in Don Quixote's poetischen Reden, bey denen es ja eben äußerst sinnreich gedacht ist, daß sie wirklich oft sehr schön sind und die Parodie nur leise hineinspielt, alle Augenblicke aus dem Tone. So kommt in einem der entzückendsten Perioden dieser Art: *bien notas, escudero fiel y legal etc.* S. 331 plötzlich stockfinster vor, wo im Original *las tinieblas* steht. Hernach S. 337. „Der Zeitverlust, sprach er, ist mir zwar verzeihlich; weil sich aber doch Rocinante durchaus nicht von der Stelle bewegen kann, so will ich mich gedulden bis die Morgenröthe hervor- geht,“ da das Original wörtlich so lautet: Weil dem also ist, Sancho, daß Rocinante sich nicht bewegen kann, so bin ich zufrieden zu warten bis die Morgenröthe lacht, wiewohl ich weinen muß, daß sie heranzukommen zögert. Um alles in der Welt, glaubt denn Herr S. daß Cervantes seinen Helden ohne Absicht so reden läßt? oder hat er für gar nichts Sinn als für den materiellen Sinn der Worte, und ist zwar wohl in Spanien, aber niemals weder im Cervantes noch überhaupt in der Poesie gewesen?

Nach solchen Proben bin ich wohl des Beweises

überhoben, daß die feineren Schönheiten der Prosa, der kunstvolle Bau, die reizende Concinnität und Symmetrie, der numerose Gang und die bestrickende Rundung, endlich der zarte Hauch geistiger und all durchdringender Anmuth, gänzlich verlöscht sind; eines Beweises, der, um ihn zu führen, da hierüber noch kein Schatten einer Theorie vorhanden ist, eine ausführliche Erörterung über die Natur der romantischen Prosa erfordern würde, weshalb ich mich jetzt nur auf das Gefühl solcher Leser berufen will, die das Original studirt haben, oder sich die Mühe nehmen wollen, Diecks Uebersetzung in rednerischen Stellen mit der des Herrn Soltau zu vergleichen. Nur einen fast handgreiflichen Punkt will ich bemerken, daß die Schreibart des letzten viel zu zerschnitten und zu wenig periodisch ist. Wenn man auch noch nicht einsehen will, daß die langen Perioden des Plato und Cervantes wesentlich zu ihrer poetisirten Prosa gehören, so wird man doch eingestehen müssen, daß jenes abgebrochne eine Abweichung vom Charakter ist, und daß der Uebersetzer dadurch einer großen Schwierigkeit aus dem Wege geht, weil die Participien und lange nicht so sehr zu Statten kommen, als den Griechen und Lateinern, oder selbst den Spaniern und Italiänern.

Den komischen und malmischen Bestandtheil der Darstellung hat Herr S. noch am ärgsten verfehlt. Nirgends zeigt sich die hohe Kunst des Cervantes bewundernswürdiger, als in der Art, wie er ihn mit dem Romantischen zu verschmelzen, und gerade, wo

er in die lebendigste Nachahmung gemeiner Wirklichkeit hineingeht, z. B. wenn Sancho's Natur in Zorn oder Freude sich losreißt und allen Respekt aus den Augen setzt, sie durch unmerkliche Drucke außerlesener Zierlichkeit zu heben weiß. Nirgends Uebertreibung oder Verschwendung, und besonders werden in einem Werke, dessen ganze Anlage unergründlich witzig ist, die einzelnen Scherze und Einfälle nie vorkant. Ohne Sinn für diesen bescheidenen Farbenauftrag hat Herr S. überall verstärkt, vergrößert und den Ausdruck ins unedle und plebeje gelenkt, auch wo gar keine Veranlassung dazu da war, wie z. B. in dem Prolog, woraus ich ohne weiteres nur die erheblichsten Beispiele hersegen will. Un hijo, einen Burschen; pensamientos varios, Fände und Einfälle; un hijo feo y sin gracia alguna, ungeschlachter Junge, gleich dars auf Bube; la corriente del uso, dem gewöhnlichen Schlenbrian; disimules, zu vertuschen; pensaba en el prologo, brütete über der Vorrede; ponerlos al principio, vor meinem Buche aufmarschiren lassen; maldiciente, ein Lästermaul; la suspension y elevamiento, das Kopfbrechen und die Verlegenheit; que estais tan lexos de serlo, como lo está el cielo de la tierra, daß euch daran noch gewaltig viel fehlt; algunos pedantes y bachilleres, ein Paar Schulfüchse von Magistern; cuya anotacion os dará gran credito, eine Note die sich gewaschen hat. So geht es nun durch das ganze Buch; auch die Neben des Don Quixote, die im Original selbst, wenn er noch so ergrimmt ist,

immer eine gewisse Würde behalten, sind voll von dergleichen. Z. B. S. 45 *dexaria*, Pardon geben würde. S. 118 *Sabes poco*, du verstehst nicht ein Haar; Th. II. S. 15 *ni grado, ni gracias*, das dank' ihm der Henker; S. 5 heißt ein auf die Zunge gelegtes Interdict, Zungensperre; wo Don Quijote sagt, Th. I. S. 332 er wolle eine *muy triste figura* in seinen Schild mahlen lassen, läßt ihn Herr S. sagen: „ein wahres *Ecce-homo* Bild,“ welches erstlich herauskommt als hätte sich der Ritter wissentlich zum besten, und dann im Munde eines Katholiken ein wahrer Frevel seyn würde. In einer ernstern und pathetischen Rede, worin Don Quijote die Beschwerden des Ritterstandes schildert, S. 190 lautet es: „nicht unter trockenem Dache, sonder unter Gottes freyem Himmel, wo uns im Sommer das Hirn „im Kopfe verbrennt, und im Winter die Eiszapfen „an den Knabeln frieren;“ statt: nicht unter schirmendem Dach sondern unter freyem Himmel, den unleidlichen Strahlen der Sonne im Sommer, und den starren Frösten des Winters zum Ziele bloßgestellt. Herr S. wird vielleicht einwenden, in derselben Rede komme ja doch *piojoso* vor; aber ebenieß *piojoso*, welches er vielleicht durch Ungeziefer zu verfeinern geglaubt hat, macht zwischen die übrige Erhabenheit so isolirt und demüthig hingestellt, eine unvergleichliche Wirkung. Ueberhaupt kommt alles auf die Weise, die Stellung und Verbindung an: viele von den hier gestadelten Ausdrücken mögen allerdings von vortrefflichen Dichtern gebraucht worden seyn; allein man

wird es gewissen Leuten nie begreiflich machen, daß der poetische Gebrauch des Niedrigen und Rohen ganz etwas andres ist als eigne unmittelbare Gemeinheit und Platttheit. — Eben so geht es wo der Dichter selbst redet; aus dem caballo de Gonela wird S. 12 die Kracke des Gonela, ein meines Wissens gar nicht Deutsches, sondern Niedersächsisches oder Plattdeutsches Wort. Bey der Rede des Don Quixote S. 163 müssen die Hirten mit aufgesperrten Müulern sitzen, embobados y suspensos. Wird ein dickes Buch im Scherz eine Tonne genannt, so macht Herr S. einen Dickbauch daraus. Wird dem Rocinante das Sattelzeug gesprengt, so steht er in naturalibus da, und dergleichen Studententwisch mehr. In Sancho's Reden findet man alle Augenblicke 'n Bissel und andre solche übervertrauliche Verstümmelungen, da doch die Spanische Sprache überhaupt nichts dem analoges hat. Wo sie nun lebhaft werden, oder wo niedrige Szenen geschildert sind, da wird aus perder, vor die Hunde gehen, aus espada, Sarras, aus tizona, mein Habedubieß, molimiento, Prügelsuppe, encantamentos, Verheerfeyn, mal hadada, vertrackte; eine Matrage, die so dünn war, daß sie eine durchgenehte Decke schien, wird mit abgeschmackter Uebertreibung: kaum so dick wie ein Messerrücken, u. s. w. Kurz, es wimmelt alsdann von Ausdrücken und Vergleichen, womit sich pöbelhafte Behaglichkeit eine Güte zu thun pflegt. Doch ich kann mich mit diesem ekelhaften Wust nicht länger befassen: mir ist dabey zu Muthe, als wenn die arten

Melodien des Lustgeistes Ariel von irgend einem erdgeborenen Kaliban nachgesungen würden. Herr S. hat, wie jeder Uebersetzer von bloß subjektivem Geschmacke seinem Autor gern das beylegt was ihm das vortrefflichste scheint, unverkennbar den Don Quixote in die Manier des Hudibras hinüber zu arbeiten gesucht, so wie der Hudibras wiederum eine verfehlte Nachahmung des auf eben die Art mißverstandnen Don Quixote ist. Da nun Herr S. sein Original so nimmt, so möchte ich wohl fragen: wozu er eine ganz neue Uebersetzung noch nöthig finden konnte? Die Bertuchsche hat wenigstens den Vorzug vor der seinigen, daß sie aus einem Stücke ist, indem sie den poetischen Theil ganz wegläßt, da er sich hingegen durch die verunglückte Prätenston diesen mit zu übertragen höchst lächerlich gemacht hat.

Dies ist das einzige, wovon ich noch zu reden habe: die eingestreuten Gedichte. Es ist nichts davon ausgelassen, außer ein paar kleine mit abgekniffenen Endsyblen auf Sancho und Rocinante unter den voranstehenden Versen. Warum füllte Herr S. diese Lücke der Tieck'schen Uebersetzung nicht aus? Die Gedichtchen sind zwar merkwürdig genug um einen Philologen lebhaft zu beschäftigen, aber doch gerade keine Oedipus-Räthsel. Die Sonette sind zum Theil beybehalten: aber hilf Himmel was für Sonette! Die altfränkischen in Alexandrinern (Th. II. S. 294 und 296) möchten noch hingehen; aber Th. I. S. 85—91 finden sie sich mit Versen von jeder Länge, von sechsfüßigen bis zu dreyfüßigen durch einander. Wer ein

Ding wie S. 85 wo das erste Quartet das Sylbemaß einer Ramlerschen Ode, und das zweite gar keine Verschlingung der Reime hat, Sonett überschreiben kann, der muß von dieser Form, wober alles auf der architektonischen Symmetrie beruht, gar keinen Begriff haben. Ich will doch dieß noch sonst merkwürdige Quartett hersetzen. Amadis redet den Don Quixote über seine verlebte Bußübungen, die seinen eignen gleichen, an:

Du dessen Augenpaar, wie ein Paar Neben,
Des Salztranks Fülle täglich dir gegeben;
Du dem man Silber, Zinn und Messing zwar entführt,
Doch auf der Erde dich mit Erde regallirt;

Tú, á quien los ojos diéron la bebida
De abundante licor, aunque salobre,
Y alzandote la plata, estaño y cobre
Te dió la tierra en tierra la comida:

Zuerst der schöne Flickreim: wie ein Paar Neben. Die letzten Zeilen geben gar keinen Sinn, Herr S. hat sie durchaus nicht verstanden. Wie soll alzandote heißen können: dem man entführt? Wörtlich bedeutet es: und während dich Silber, Zinn und Kupfer erhöhte, d. h. deine Thaten verherrlichte. Sonst sagt man: die Thaten werden in Erz verewigt, die Nennung der drey Metalle ist eine burleske Erweiterung hievon, die durch das wißige Spiel, unpoetische Worte zu einem seltenen Reim zu vereinigen, herbegeführt wird. Te dió la tierra en tierra la comida, die Erde gab dir auf der Erde Nahrung,

nämlich du verzehrtest Wurzeln, und zwar auf der bloßen Erde ohne Tisch oder sonstiges Geräth. Das ganze Sonett ließe sich beynahe wörtlich etwa so geben:

Du, der du nachgeahmt mein jammernd Leben,
Dem ich mich einst, abwesend und getränktet,
Aus frohem Stand in Buße tief versenket,
Dort auf dem Armuth-Felsen hingegeben.

Du, den die Augen, bey dem bangen Streben,
Mit reichlichem doch salz'gem Naß getränktet,
Dem Erd' auf Erde magre Kost geschenktet,
Derweil dich Silber, Kupfer, Zinn, erheben.

Leb' im Vertraun, es werd' auf ew'ge Zeiten
So lang zum mindsten in der vierten Sphäre
Der blond' Apollo mag die Kasse treiben,

Dein Name seinen Heldenruhm verbreiten,
Dein Vaterland genießen höchster Ehre,
Dein weiser Thatenschreiber einzig bleiben.

Verschiedne Sonette sind in andre Sylbenmaße übersezt, z. B. das von Gandalin an Sancho auf die Melodie: Ich denke dein. Das Gespräch zwischen dem Pferde des Eid, Babiaca, und Rocinante ist in vierfüßige Anapäste gebracht, und am Schluß die Art wie Tieck das Wortspiel rocines und Rocinante giebt, durch Knappe und knapp, benutzt. Tieck hat durch Freyheiten in der Sprache und unvollkommne Reime den redenden Personen gleichsam ihren eigenthümlichen

Dialekt zu geben gesucht: eine zwar an sich drollige Idee, wozu aber das Original keine Veranlassung giebt. Ich habe folgende Uebersetzung versucht:

G e s p r ä c h

zwischen Babieca und Rocinante.

B. Wie seyd ihr Rocinante, schmal gemessen!

R. Man frist ja nichts, und muß sich immer plagen.

B. Wie stehts mit Hafer und des Strohes Lagen?

R. Nicht einen Bissen läßt mein Herr mich essen.

B. Ey, Freund, ihr seyd unartig und vermessen,
Mit Eselszunge nach dem Herrn zu schlagen.

R. Er bleibt ein Esel, wars felt jungen Tagen;
Er ist verliebt, nun könnt ihr selbst ermessen.

B. Ist Lieben Thorheit? R. Doch gewiß nicht weise.

B. Ihr seyd ein Philosoph. R. Das kommt vom Fasten.

B. Beklagt euch denn bey eures Ritters Knappen.

R. Was hilft mirs, daß ich meine Noth beweise,
Wenn Herr und Diener unter gleichen Lasten
In die Kappuse gehn mit ihrem Rappen?

Sehr fehlerhaft ist in das Gedicht der Driana ganz fremde Ritter-Mythologie vom Sacripant hineingebracht, da in diesen Gedichten alles bis auf die feine

sten Nuancen beziehungsweise auf die Ritterbücher ist, worin die lebenden Personen vorkommen. Man müßte diese genau kennen, um allen Witz darin zu fühlen; indessen läßt sich auch ohne das einsehen, daß sie zu den meisterhaftesten Sonetten der feineren burlesken Art gehören, die es giebt. Mit einem solchen nicht zum Don Quixote gehörigen Sonette, weiß sich Cervantes im Viage so viel, als mit irgend einem großen Werke.

Unter den Liedern ist das vom Antonio noch am besten gerathen, es hat durch das dem Original nähere Sylbenmaß einen Vorzug vor Lieds Uebersetzung, die ich deshalb schon in der A. L. Z. getadelt. Doch ist die Vertauschung von Olalla mit dem Griechischen Namen Kalage unschicklich, daß in der sechsten Strophe „dem Endzweck ein Ziel bevorsteht,“ ein gar übler Pleonasmus, und in der fünften ist die Anspielung llamado und escogido auf den Spruch: viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet, ein feiner Zug, da ein Geistlicher das Lied gedichtet haben soll, nicht gegeben. Die eignen Verse des Don Quixote auf die Dulcinea hat Lied weit genauer und besser. Das Drollige liegt im Original besonders darin, daß Quixote immer zum Reimworte gebraucht, und dazu unedle Wörter herbegehohlet sind, und dann daß der Zusatz del Toboso, der dem Ritter unentbehrlich schien, über das festgesetzte und bekannte Maß der Copla real überfließt; das erste ist von Herrn S. ganz aus der Acht gelassen, das zweite durch die zweckwidrige Verkürzung der Strophe verloren gegangen. In dem

Liebe des Cardento Th. II. S. 73 lautet die letzte Strophe so:

Was reißt mich denn aus meiner Noth?

nur der Tod.

Und wem gewährt die Liebe Gewinn?

dem Leichtsinn.

Und wo ist Trost für ihre Qual?

im Narr'nspital.

Dann sind für meine Leidenschaft

Verlohren alle Mittel,

Weil nichts mir Hülff und Rettung schafft,

Als Leichtsinn, Tod und Spittel.

Der lustige Gang der Verse macht sich vortrefflich zu der tiefen Melancholie, überhaupt scheint das Lied eher von dem Orte herzukommen, wo es Herr C. durch den Schluß hinbringen möchte. Und dieß sollten Verse seyn, denen man es anhörte, daß sie nicht von einem bäurischen Hirten sondern einem gebildeten Hofmanne herstammen! Man vergleiche nur:

Was kann lindern meine Noth?

Nur der Tod.

Und was schafft der Liebe Gut?

Wankelmuth.

Was macht ihrer Uebel frey?

Raserey.

So seh' ich, nicht welse sey

Meine Neigung wollen heilen,

Da nur Hülfe kann ertheilen

Tod, Wankelmuth, Raserey.

Oder man vergleiche vielmehr das Original, da ich nicht behaupten mag, daß es in meiner Uebersetzung nicht an edler Zartheit eingeblüßt habe.

Den Gipfel von Hrn. S's Uebersetzungskünsten findet man aber nach allem bisherigen in der Cancion desesperada, dem erhabnen Sterbegefange des Chrysofomo, den er (*horresco referens*) in das lustige Romanzen-Sylbenmaß:

Wie selig wer sein Liebchen hat,
Wie selig lebt der Mann!

übertragen hat. Die Drohung an die Geliebte wird hier gegen den Leser gewandt:

Vom schrecklichen Gedicht
Soll — mir zur Lind'ung, dir zur Qual —
Bey dumpfer Leyer Ton
Das Ohr dir gällen, diesesmahl,
Zu rächen deinen Hohn.

Wenn der Dichter alle Naturlaute des Schmerzes zu einer Symphonie der tiefsten Seelenleiden zusammenruft, und die Schilderung eines jeden in dumpfen doch starken Tönen sich aus einem Verse in den andern hinüberschleift, so findet man hier lauter springende kurze Sätze, und den Ausdruck in einem kurzen Auszuge:

Reißt eur Geheul, ihr Wölfe, mit;
Dein Brüllen, grosser Leu;
Dein Eröhnen, du erschlagner Stier
Ihr Raben eur Geschrey; u. s. w.

Hier zu Lande möchte ein todtgeschlagner Stier wohl nicht mehr stöhnen: doch vielleicht muß man in Spanien gewesen seyn, um diese Erfahrung gemacht zu haben. Im Original:

Del ya vencido toro el implacable
Bramido,

Ist der Ausdruck ganz des Bildes würdig, daß durch die ihm zum Grunde liegende Anschauung der Stiersgefechte so unmittelbar und so groß wird. Wo ein schönes Grausen durch das Gedicht zieht, ist es in nordisches Spuk- und Gespensterwesen verwandelt, z. B. „Leicht, fletschender Verdammten Heer, Eur Zähngeklapper mir; des Leichhuhns Klaggeschrey,“ dann „die Unke, die Drude.“ So sehr ich meinen Leser vorzubereiten gesucht habe, so fürchte ich doch, ihn durch das helle Posthorn der Fama und den Brummbaß des Cerberus noch zu sehr außer Fassung zu bringen. Ja es steht wirklich da: das helle Posthorn der Fama und der Brummbaß des Cerberus. Möge denn jenes die Bemühungen unsers Uebersetzers verkündigen, und dieser den neuen Orpheus bewillkommen!

Freylich kann man sich nicht wundern, daß die Cancion desesperada so ausgefallen ist, wenn man S. 474 erfährt, daß Herr S. sie für tragikomischen verliebten Unsinn nimmt. Ein Gedicht, das den Scharfsinn der gegen sich selbst wüthenden Verzweiflung mit dieser zerreißen Wahrheit dar-

stellt! *) In seiner Travestirung ist es noch mehr als tragikomisch, es ist völlig burlesk und zwar von der abgeschmackten Art geworden. Zwar ist er nachher in sich gegangen, und hat außer obiger Uebersetzung, die im Texte steht, noch eine zweyte verfertigt. „Wie ich das Verzweiflungslieb des Schäfers Chrysofomo übersehte,“ sagt er S. 474, „wählte ich zuerst reimefreie Verse. Hernach glaubte ich, den Romantonten vorzulehen zu müssen. Jetzt dünkt mich aber, daß ich am besten gethan hätte, die sechzehnjelligen Stangen des Originals beizubehalten.“ Eine recht gute psychologische Schilderung von dem Gemüthsstande eines solchen Uebersetzers! Ich will nicht untersuchen, wie viel Antheil Tiecks Beispiel und mein Urtheil darüber an dieser Sinnesänderung haben mögen: denn in der That wir könnten uns auf unser Werk nicht viel einbilden. Die zweyte Uebersetzung ist

*) Es sey mir erlaubt, hier im Vorbengehn den Kennern meine Vermuthung vorzulegen, daß Cervantes diese Canzone, wie auch die Begräbnissfeier des Chrysofomo, und die Rede der Marcella ursprünglich für den zweiten Theil der Galatea bestimmt hatte, und da er die Vollendung dieses Gedichtes immer weiter hinausschob, sie für den Don Quixote benutzte. Schon im ersten Theil der Galatea bemerkt man, daß gegen das Ende desselben der Wechsel von Freude und Schmerz, von Tod und Leben (wie in den Exequien und dem gleich darauf folgenden ruhmathmenden Gesange der Palliopo) rascher und entschiedener wird; es läßt sich also aus der ganzen Anlage des Werkes schließen, daß diese Gegensätze im zweiten Theile noch höher würden gekliefen seyn, und da wären folglich Stücke von diesem strengen und tragischen Styl durchaus erforderlich gewesen.

ist zwar etwas weniger schlecht, aber immer noch dürftig, kümmerlich und platt genug. 3. B.

Verachtung tödtet. Argwohn (sey er nun Begründet, oder nicht) drückt die Geduld darnieder. Weit schneller noch ereilt uns das Geseuer Am Pfeil der Eifersucht; und nichts kann weher thun, Als lange Trennung.

Auch die nordischen Bilder, das Leichhuhn, die Unke, das Zähngeflapper u. s. w. kommen wieder, und in der Unterwelt gar die Gnomen.

Du, Höllenwächter mit drey Rachen, belle
Mit allen tausend Gnomen aus der Hölle
Den Contrapunkt.

Im Spanischen steht zwar: el doloroso contrapunto; aber weiß Herr S. nicht, daß die in die Poesie aufgenommenen technischen Wörter in jeder Sprache verschieden sind? Der Contrapunkt ist hier fast eben so burlesk als oben der Brummbaß; der Spanische Ausdruck konnte sehr gut durch: die klagenden Akkorde, gegeben werden. Der Schluß krönt das Werk:

An diesem Trauerzug
Hat ein Verliebter, der von Schmach gekränkt,
Sich selbst erhenket, (däucht mich) wohl genug.

Mit der Nachbildung des Sylbenmaßes ist es nichts ganzes noch halbes, weil Herr S. das Gesetz, immer männliche und weibliche Reime und zwar nur

zwey verschiedne alterniren zu lassen, nicht hat aufgeben wollen. Er verräth seine Unwissenheit in dieser Materie, wenn er bey Erklärung der Spanischen Strophe, die beyden Tercetts womit sie anfängt, Coplas, und die darauf folgenden zehn Zeilen eine Decima nennt; Namen, die ganz andern Versarten gewidmet sind. Auch ist diese Strophe gar nicht so einzig und seltsam wie er zu glauben scheint: der Anfang mit zwey Tercetts ist der gewöhnlichste bey einer Canzone, das besondre ist hier nur, daß kein einziger kürzerer Vers von sieben Sylben in der Strophe vorkommt, und dann der Schluß mit einem eingeschalteten Reime, da der gewöhnliche in zwey auf einander folgenden Reimzeilen besteht, welches beydes sich jedoch bey Dante und Petrarca findet. Herr S. meynt S. 488 was er nicht nachgeahmt, „verdiene nicht einheimisch bey uns zu werden.“ „Er glaubt nicht, S. 486, daß „es einem Deutschen, der von dem Genius und „von den wahren Schönheiten seiner Muttersprache „und ihrer Dichtung einen richtigen Begriff hat, einfallen könne, ein langes Gedicht, wie dieses, in lauter elfsybligen Versen mit weiblichen Endungen zu „übersezen“ Da nun meinem Freunde Tieck und mir allerdings dieses und noch viel ärgere Dinge einfallen, so wissen wir, zu welcher Klasse von Deutschen wir gehören. Er belehrt uns, die Spanier und Italiäner müßten sich in Ansehung der Sylbenmaße behelfen, und erklärt somit die mit einer fast untrüglichen Feinheit des Ohres vorgenommene Wahl des Besten für Mangel und Beschränkung. In jenen Sprachen seyen

lauter weibliche Reime hinter einander noch eher zu bulden, weil da in Wörtern von weiblicher Endung die letzte Sylbe bestimmt ausgesprochen werde, im Deutschen hingegen werde sie halb verschluckt. Dieß letzte Faktum ist mir nicht bekannt, wiewohl ich in Deutschland gewesen bin; und noch weniger sehe ich ein, wie der Schluß daraus folgen soll, denn alsdann gäbe es ja eigentlich gar keine weibliche Reime, sie wären alle schon von selbst männlich, und wir hätten nur nicht recht zugehört. Die weiblichen Reime der Italiäner und Spanier haben zwar vor den unsrigen die offenen und männlichfaltigen Vokale voraus, dagegen haben wir die Verschiedenheit der Consonanten, und wenn man mittelst dieser und des Hauptvokals die weiblichen Reime gehörig kontrastirt, so kann man sie recht gut mit einander alterniren lassen; ja ich gestraue mir aus einleuchtenden Gründen darzuthun, daß beym Sonett, der Canzone und dem lyrischen Gebrauch der Tergine und Oktave, die Ausschließung der männlichen Reime durchaus mit zum großen Styl gehört. Die Spanier haben fast eben so viel männliche Reime wie wir, und gebrauchen sie auch fleißig in ihren einheimischen Sylbenmaßen; bey der Einführung der Itallänischen haben Boscan und Garcilaso sie noch dann und wann gebraucht, nachher sind sie völlig ausgeschlossen worden. S. 487. „Eben so wenig „möchte es wohl einem deutschen Ohr gefallen, in einem „gereimten Gedichte im Anfange jeder Stanze „drey Zeilen nach einander ohne Reim zu hören, „und erst warten zu müssen, bis die Reime wie eins

„selne Soldaten aus einem Defilee einer nach dem andern zum Vorschein kämen.“ Herrn S's, alberner Spott trifft hier gar nicht die Nachbildner, sondern die Erfinder, die Provenzalen und Italiäner, die großen metrischen Künstler unter den Neueren. Der rohe ungelübte Sinn wird den so schon starken Reiz des Reimes auf die stärkste Weise verlangen, und also ist unmittelbare Folge, und zwar mit kurzen Versen, die Naturform des Reimens. Je feiner hingegen das Gehör ausgebildet wird, desto weiter dürfen auch die Beschränkungen der Reime gehen; die Italiäner und Spanier trennen die Reime nicht selten durch fünf bis sechs Zeilen mit verschiednen Reimen. Wie muß Herrn S. dabey zu Ruche werden, da ihm schon bey dreym das Hören vergeht! — Die Franzosen mögen bey ihren schlechten und wenig sonoren Reimen allerdings Ursache haben, das Alterniren auf zwey, und zwar dabey den Wechsel der männlichen und weiblichen Reime festzusetzen, um sie durch den Gegensatz hörbarer zu machen. Unserer Sprache sind diese Beschränkungen durch die Nachahmung der Franzosen erst aufgedrungen (die Minnesinger entfernen die Reime oft eben so weit wie die Provenzalen, und machen auch keinen Unterschied zwischen männlichen und weiblichen) und hoffentlich wird von allen solchen metrischen Vorurtheilen in einigen Jahren nicht mehr die Rede seyn.

Das unerhörte Wagestück mit drey verschiednen Reimen nach einander hat übrigens schon im vorigen Jahrhundert Harßdörfer in seiner Uebersetzung der

Diana des Gil Polo glücklich bestanden, in welcher er überhaupt schon zum Theil auf dem richtigeren seitdem verlassnen Wege ist, was die Nachbildung der Spanischen Gedichte betrifft. Der wackre Mann äußert sich darüber folgendermaßen, und ich kann seine Belehrung auf Herrn S. anwenden und diesen damit entlassen: „Mir zweiffelt nicht, es werden dem Leser „etliche Gedichte Spanisch vorkommen, weil dergleichen zuvor noch nicht geteutschet. Er geruhe aber „zu bedenken, daß solche aus der Spanischen Sprache „gedolmetschet, und die Reimarten, so viel nur seyn „können, in den meisten verblieben.“

Da ich vorhin die bellettristische Zeitung erwähnt habe, so will ich meinen Lesern ein Beyspiel geben, wie viel ein Schriftsteller, der bey einem schwierigen Unternehmen redlich nach Vollendung strebt, sich bey unsern sogenannten Kritikern Rathes erholen kann. Im Jahr 1797 erschien das erste von meiner Uebersetzung des Shakspeare, sechs Bände sind nunmehr heraus, und noch sehe ich einer gründlichen Beurtheilung vergeblich entgegen. Ein Recensent in der Allgemeinen Literatur-Zeitung (1797. Nr. 347 u. 348) glaubt mir mit seinem oberflächlichen Lobe mehr als Genüge geleistet zu haben. (Intell. Bl. d. A. L. Z. 1800. Nr. 57. S. 477.) Er irrt sich: mir ist es um die Sache zu thun, und über diese enthielt seine Recension nichts von Bedeutung, außer etwas aus einem Aufsatze von mir abgeschriebenes. Ein wackrer

Mann in der Oberdeutschen Litteratur-Zeitung (vom 23sten August 1799) zeigt viel guten Willen meine Bemühungen anzuerkennen, allein das Schicksal hat ihm ein Exemplar des Englischen Shakspeare versagt, vermuthlich ist auch in der Provinz, worin er lebt, überhaupt keines vorhanden; er sagt daher mit lobenswürdiger Ehrlichkeit: „So viel sich Rec. „aus ehemaliger Lektüre des Englischen Originals „erinnert, hat Herr Schlegel die Poesie des Dichters“ u. s. w. Ein Recensent endlich in der bellettristischen Zeitung (11tes und 12tes St.) nimmt die Wiene an, als wollte er wirklich auf die Sache gründlich eingehen, lobt mich mit majestätischer Unparteilichkeit, und tadelt mich hierauf mit vollkommener Gemüthsruhe. Freylich trifft der Tadel mehr den Shakspeare als mich: es läuft auf die schon so oft widerlegten Behauptungen hinaus, Shakspeare habe doch in einer sehr rohen und ungefitzten Zeit gelebt und sey leider sehr incorrect, besonders habe er viel falschen Wig; man müsse ihn also würdiger machen in einem so überaus feingespinnenen und vortrefflichen Zeitalter wie das unsrige zu erscheinen, und ihn ganz leise in die Popesche Mäßigung, Artigkeit und Glätte hinüberarbeiten. Wer nicht einsieht, daß Shakspeare auch in Handhabung der Sprache und des Versbaues Pope'n so weit überlegen ist, wie alles dem gar nichts, daß alle die vermeynten Anstöße und Abweichungen bey jenem bedeutend und ausdrucksvoll sind und zum Wesen der Sache gehören: der versteht noch gar nichts vom Shakspeare, und ich darf sagen, überhaupt

nichts von der Poesie. Wie sollte dieß auch unser Kritiker, da er eigentlich auf der Höhe jener Zeiten steht, wo man den höchsten Lobspruch ertheilte, wenn man sagte: der Mann schreibt seinen reinen und fließenden Vers. Er findet die meinigen holprig, nach der Voraussetzung daß beständig eine kurze Sylbe mit einer langen wechseln müsse, welches fürs erste strenge genommen unmöglich ist, und demnächst äußerst fehlerhaft seyn würde. Zur Nachbildung der alten Sylbenmaße ist der Rigorismus in Ansehung der Quantität durchaus erforderlich; in gereimten Versen aber (und die reimfreien Jamben behalten völlig die Natur derselben) ist eigentlich gar nicht von Quantität die Rede, sondern von accentuirten und nicht accentuirten Sylben, und den Stellen wo jene am vortheilhaftesten stehen. Ueberhaupt werden sie sehr un- eigentlich Jamben genannt, man sollte sagen: zehn- sylbige Verse mit männlichem Schluß, elfsyhlbige mit weiblichem u. s. w. Da es gar stark die Absicht ist, im dramatischen Fach besonders nach Shakspeare's Vorbilde, in andern Gattungen nach den Spaniern und Italiänern von der bisherigen seelenlosen Behandlung der sogenannten Jamben immer mehr abzuweichen, und der Anstoß, den dieß zwar nicht dem Gehör unbefangener Leser, aber der kleinen Kenntniß der korrekten Kritiker geben wird, nur durch Wegräumung jener prosodischen Vorurtheile gehoben werden kann, so werde ich mich schon einmal zu diesen bisher nur leicht berührten (Athen. B. II. S. 283 und B. III. S. 157.) Erörterungen entschließen müssen, wenn sonst niemand die trockne Mühe übernehmen will.

Doch dieß alles möchte dem Rec. noch so hingehen. Allein er beschuldigt mich an vielen Stellen den Sinn des Originals ganz verfehlt zu haben. Er will dieß durch Vergleichung mit dem Englischen Text beweisen; was er aber für den Text des Dichters hält, sind die schlechten und längst verworfnen Emendationen eines Rowe, Theobald, Pope, Warburton und andrer. Er hat also gar keine Notiz davon, was seit mehr als funfzehn Jahren für die Kritik des Shakespeareschen Textes geschehen ist, denn sonst würde er, da er sich den Kopf zerbricht, was ich nur mit meiner Uebersetzung gewollt habe, unter andern Vermuthungen doch auf die Möglichkeit gerathen seyn, daß ich eine andre Lesart vor Augen gehabt haben möchte. Welche philologische Unwissenheit dieß nun wieder voraussetzt, und welche Unverschämtheit, sich dem ungeachtet an eine Beurtheilung zu wagen, leuchtet von selbst ein. Zu völliger Ueberzeugung muß ich die Beispiele hersehen. Aus der Rede des Bastard Faulconbridge über seine Standeserhöhung.

Und wenn er Jürge heißt, nenn' ich ihn Peter:
Denn neugeschaffner Rang vergißt die Namen,
Es ist zu aufmerksam und zu gefällig
Für die Verwandlung.

„Die letzten Zeilen,“ sagt Rec. „welche so wie sie da stehen, schlechterdings keinen Sinn geben, können nur durch das Original Licht erhalten, wo die Stelle so heißt:

And if his name be George, I'll call him Peter;
For new-made honour doth forget men's names:

'Tis too respective and unsociable

For your conversing.

„Das it im Anfange der dritten Zeile geht offenbar
„auf new-made honour in der vorhergehenden; und
„man kann natürlich nicht anders übersetzen als: „Er
„(der neugeschaffne Rang) ist zu vornehm (respective)
„und ungesellig (unsociable, zu hochmüthig) um mit
„euch zu reden for your conversing.“ Wir wollen
„gern zugeben, daß in den angeführten Zeilen einige
„Druckfehler stehen geblieben sind, und daß statt es
„— er, und statt zugesellig — ungesellig ge-
„lesen werden muß. Aber dadurch ist der Stelle bey
„weitern nicht geholfen; denn was soll aufmerksam
„in dieser Verbindung heißen? Und was heißt für
„die Verwandlung? Vermuthlich hat Herr Schl.
„conversing mit converting oder conversion verwechselt;
„selt; aber wie er etwas, das doch offenbar keinen
„Sinn giebt, hinschreiben konnte, ohne auf den began-
„genen Fehler aufmerksam zu werden, das begreift
„Rec. um so weniger, da die Stelle gar keine Schwie-
„rigkeit hat und von Herrn Eschenburg schon richtig
„übersetzt worden war.“ In der Maloneschen Aus-
gabe (die freylich noch nicht erschienen war, als Herr
Eschenburg zum ersten Male seine Uebersetzung her-
ausgab) lieft man:

'Tis too respective and too sociable

For your conversion.

Die un durchbringliche Dunkelheit, woüber unser Philologe klagt, beruht auf einer Auslassung, die sich von selbst versteht: „Es ist zu aufmerksam und zu gesellig,“ nämlich die Namen zu behalten, „Für die Verwandlung,“ natürlich eines geringen Mannes in einen vornehmen. Das *your* ist humoristisch zu nehmen, wie es oft vorkommt: Für so eine Verwandlung. Die untergeschobne Lesart verdirbt und verwirrt alles, und respective muß nach derselben etwas heißen, was es gar nicht bedeuten kann. — Ferner! „Eben so wenig „möchte (Th. V. S. 84.) für die Worte (Huberts in „der Szene mit Arthur):

— Run du thöricht Wasser,

Du treibst die unbarmherzige Marter aus!

„der deutsche Leser eine befriedigende Auskunft zu „finden im Stande seyn. — —

How now foolish rheum,

Turning dispiteous nature out of door!

„„Was wollt ihr, alberne Thränen, die mich um „„meine ganze Standhaftigkeit bringen?“ Was „soll nun die unbarmherzige Marter? Wir würden vielleicht glauben, daß Marter durch einen „Druckfehler für Natur. stehe, wenn nicht das Sylbenmaß dem widerspräche; aber selbst dann würde „die Stelle wenig gewinnen.“ Das wahre Original lautet hier:

Turning dispiteous torture out of door!

Torture und im Deutschen Marter ist aktiv genommen, für das Martern, der Vorsatz zu martern. Die

vermeyntliche Verbesserung nature ist sehr gezwungen und unschicklich: die Natur im Menschen ist an sich niemals unbarmherzig. — S. 40 steht „eine „höb're Macht als wir, statt ihr, than ye: „vermuthlich ein Druckfehler!“ Die Vermuthung eines Druckfehlers, womit der Rec. seine christliche Liebe so häufig bemüht, daß wenn sie gegründet wäre, meine Uebersetzung schon allein dadurch unlesbar würde, findet gar nicht Statt; in Malone's Ausgabe steht deutlich genug: A greater power than we.

Mit solchen Beyspielen glaubt der Rec. hinreichend gezeigt zu haben, daß ich noch gar manches zu verbessern und zu berichtigen übrig gelassen, und nicht einmal die Arbeiten meiner Vorgänger überall verglichen und benützt habe. Er könne sie leicht noch beträchtlich vermehren; das glaube ich in der That! Ich fodre ihn auf, sein Versprechen zu halten, und mir wirklich eine beträchtliche Anzahl so grober Verstöße gegen den Sinn des wahren Originals aufzuweisen. Er wird aber wohl thun, sich zuvor eine gehörige Ausgabe des Shakspeare zu verschaffen, und sich um das Verständniß desselben fleißig zu bemühen, auch auf die kritische Geschichte des Textes ein wenig Rücksicht zu nehmen: denn ich benachrichtige ihn, daß ich zuweilen Lesarten folge, die nicht im Texte stehen, weil Malone meines Bedünkens die unnützen Konjekturen immer noch nicht genug herausgeworfen hat, so wie er auch in seinen eignen sehr unglücklich ist. Unternimmt der Rec. aber bey gleicher Unwissenheit wieder den Kritiker zu spielen, so verdient er billig, daß

ihm zum Andenken für ihn selbst und zur Warnung für so viele seines Gesichters, die belettristischen Ohren ohne Umstände auf den Tisch genagelt werden.

Ich bin sonst nicht gewohnt, meine Arbeiten gegen schiefe Urtheile zu rechtfertigen: allein da unter den zahlreichen Lesern, die mir bey der Uebersetzung des Shakspeare ihr Zutrauen geschenkt haben, doch einige, die das Original nicht selbst studirt haben, sich durch die Dreistigkeit jener Behauptungen möchten irre machen lassen, so war ich ihnen diese Berichtigung schuldig. Uebrigens kann nicht leicht jemand stärker fühlen als ich, wie viel auch bey der fleißigsten Uebersetzung verlohren geht, und es bedarf für mich keiner fremden Erinnerung um unablässig auf die Vervollkommenung meiner Arbeit bedacht zu seyn. Soll aber die Kritik für die poetische Uebersetzungskunst wahren Nutzen stiften, so glaube ich, muß es hier als Grundsatz festgestellt werden, was auf andre Geslleswerke nicht anwendbar ist: nämlich daß der Kritiker, wo er etwas tabelt, gleich durch die That die Möglichkeit zu beweisen hat, es besser zu machen. Denn die Aufgabe des poetischen Uebersetzers ist eine ganz bestimmte, und zwar eine solche, die ins Unendliche hin nur durch Annäherung gelöst werden kann, weil er mit ganz verschiedenen Werkzeugen dasselbe anrichten soll. Da heißt es also mit Recht:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti; si non, his utere mecum.

A. W. Schlegel.

VIII.

Ueber die Unverständlichkeit.

Einige Gegenstände des menschlichen Nachdenkens reizen, weil es so in ihnen liegt oder in uns, zu immer tieferem Nachdenken, und je mehr wir diesem Reize folgen und uns in sie verlieren, je mehr werden sie alle zu Einem Gegenstande; den wir, je nachdem wir ihn in uns oder außer uns suchen und finden, als Natur der Dinge oder als Bestimmung des Menschen charakterisiren. Andre Gegenstände würden niemals vielleicht unsre Aufmerksamkeit erregen können, wenn wir in heiliger Abgeschlossenheit jenem Gegenstand aller Gegenstände ausschließlich und einseitig unsre Betrachtung widmeten; wenn wir nicht mit Menschen in Verkehr ständen, aus deren gegenseitiger Mittheilung sich erst solche Verhältnisse und Verhältnißbegriffe erzeugen, die sich als Gegenstände des Nachdenkens bey genauerer Reflexion immer mehr vervielfältigen und verwickeln, also auch hierin den entgegengesetzten Gang befolgen.

Was kann wohl von allem, was sich auf die Mittheilung der Ideen bezieht, anziehender seyn, als die Frage, ob sie überhaupt möglich sey; und wo hätte man nähere Gelegenheit über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit dieser Sache mancherley Versuche anzustellen, als wenn man ein Journal wie das Athenäum entweder selbst schreibt, oder doch als Leser an demselben Theil nimmt?

Der gesunde Menschenverstand, der sich so gern am Leitfaden der Etymologien, wenn sie sehr nahe liegen, orientiren mag, dürfte leicht auf die Vermuthung gerathen können, der Grund des Unverständlichen liege im Unverstand. Nun ist es ganz eigen an mir, daß ich den Unverstand durchaus nicht leiden kann, auch den Unverstand der Unverständigen, noch weniger aber den Unverstand der Verständigen. Daher hatte ich schon vor langer Zeit den Entschluß gefaßt, mich mit dem Leser in ein Gespräch über diese Materie zu versetzen, und vor seinen eignen Augen, gleichsam ihm ins Gesicht, einen andern neuen Leser nach meinem Sinne zu construiren, ja wenn ich es nöthig finden sollte, denselben sogar zu deduciren. Ich meynte es ernstlich genug und nicht ohne den alten Hang zum Mysticismus. Ich wollte es einmal recht genau nehmen, wollte die ganze Kette meiner Versuche durchgehn, den oft schlechten Erfolg mit rücksichtsloser Offenheit bekennen, und so den Leser zu einer gleichen Offenheit und Redlichkeit gegen sich selbst allmählig hinleiten; ich wollte beweisen, daß alle Unverständlichkeit relativ, und darstellen, wie unver-

ständig mit zum Beispiel Garbe sey; ich wollte zeigen, daß die Worte sich selbst oft besser verstehen, als diejenigen von denen sie gebraucht werden, wollte aufmerksam darauf machen, daß es unter den philosophischen Worten, die oft in ihren Schriften wie eine Schaar zu früh entsprungener Geister alles verwirren und die unsichtbare Gewalt des Weltgeistes auch an dem ausüben, der sie nicht anerkennen will, geheime Ordensverbindungen geben muß; ich wollte zeigen, daß man die reinste und gebiegenste Unverständlichkeit gerade aus der Wissenschaft und aus der Kunst erhält, die ganz eigentlich aufs Verständigen und Verständlichmachen ausgeht, aus der Philosophie und Philologie; und damit das ganze Geschäft sich nicht in einem gar zu handgreiflichen Cirkel herumdrehen möchte, so hatte ich mir fest vorgenommen, dieses eine Mal wenigstens gewiß verständlich zu seyn. Ich wollte auf das hindeuten was die größten Denker jeder Zeit (freylich nur sehr dunkel) geahndet haben, bis Kant die Tafel der Kategorien entdeckte und es Licht wurde im Geiste des Menschen; ich mehne eine reelle Sprache, daß wir aufhören möchten mit Worten zu kramen, und schauen alles Wirkens Kraft und Saamen. Die große Kaseren einer solchen Kabbala, wo gelehrt werden sollte, wie des Menschen Geist sich selbst verwandeln und dadurch den wandelbaren ewig verwandelten Gegner endlich fesseln möge, ein dergleichen Mysterium durfte ich nun nicht so naiv und naht darstellen, wie ich aus jugendlicher Unbesonnenheit die Natur der Liebe in der Lucinde zur ewigen

Hieroglyphe dargestellt habe. Ich mußte demnach auf ein populäres Medium denken, um den heiligen, zarten, flüchtigen, lustigen, duftigen gleichsam imponirbaren Gedanken chemisch zu binden. Wie sehr hätte er sonst mißverstanden werden können, da ja erst durch seinen wohlverstandnen Gebrauch allen verständlichen Mißverständnissen endlich ein Ende gemacht werden sollte? Zugleich hatte ich mit innigem Vergnügen die Progressen unsrer Nation bemerkt; und was soll ich erst von dem Zeitalter sagen? Dasselbe Zeitalter, in welchem auch wir zu leben die Ehre haben; das Zeitalter, welches, um alles mit einem Worte zu sagen, den bescheiden aber vielsagenden Namen des kritischen Zeitalters verdient, so daß nun bald alles kritisiert seyn wird, außer das Zeitalter selbst, und daß alles immer kritischer und kritischer wird, und die Künstler schon die gerechte Hoffnung hegen dürfen, die Menschheit werde sich endlich in Masse erheben und lesen lernen.

Nur ganz kürzlich wurde dieser Gedanke einer reellen Sprache mir von neuem erregt, und eine glorreiche Aussicht öffnete sich dem innern Auge. Im neunzehnten Jahrhundert, versichert uns Girtanner, im neunzehnten Jahrhundert wird man Gold machen können; und ist es nicht schon mehr als Vermuthung, daß das neunzehnte Jahrhundert nun bald seinen Anfang nehmen wird? Mit löblicher Sicherheit und mit einer interessanten Erhebung sagt der würdige Mann: „Jeder Chemiker, jeder Künstler wird Gold machen; das Küchengeschirr wird von Silber, von Gold

Gold seyn.“ — Wie gern werden nun alle Künstler sich entschließen den kleinen unbedeutenden Ueberrest vom achtzehnten Jahrhundert noch zu hungern, und diese große Pflicht künftig nicht mehr mit betrübtem Herzen erfüllen; denn sie wissen, daß theils noch sie selbst in eigner Person, theils aber auch und desto gewisser ihre Nachkommen in kurzem werden Gold machen können. Daß gerade das Küchengeschirr erwähnt wird, hat zur Ursache, weil jener scharfsinnige Geist gerade das vorzüglich schön und groß an dieser Katastrophe findet, daß wir nun nicht mehr so viele versuchte Halbsäuren von gemeinen unedlen niederträchtigen Metallen wie Bley, Kupfer, Eisen und dergl. werden verschlucken dürfen. Ich sah die Sache aus einem andern Gesichtspunkte. Schon oft hatte ich die Objektivität des Goldes im Stillen bewundert, ja ich darf wohl sagen angebetet. Bey den Chinesen, dachte ich, bey den Engländern, bey den Russen, auf der Insel Japan, bey den Einwohnern von Fetz und Marokko, ja sogar bey den Kosacken, Escheremissen, Baschkiren und Mulatten, kurz überall wo es nur einige Bildung und Aufklärung giebt, ist das Silber, das Gold verständlich und durch das Gold alles übrige. Wenn nun erst jeder Künstler diese Materialien in hinreichender Quantität besitzt, so darf er ja nur seine Werke in Basrelief schreiben, mit goldnen Lettern auf silbernen Tafeln. Wer würde eine so schön gedruckte Schrift, mit der groben Aeußerung, sie sey unverständlich, zurückweisen wollen?

Aber alles das sind nur Hirngespinnste oder Ideale:

denn Girtanner ist gestorben, und ist demnach für jetzt so weit davon entfernt Gold machen zu können, daß man vielmehr mit aller Kunst nur so viel Eisen aus ihm wird machen können, als nöthig wäre, sein Andenken durch eine kleine Schaumünze zu verewigen.

Ueberdem haben sich die Klagen über die Unverständlichkeit so ausschließlich gegen das Athenaeum gerichtet, es ist so oft und so vielseitig geschehen, daß die Deduction am besten eben da ihren Anfang wird nehmen können, wo uns eigentlich der Schuß drückt.

Schon hat ein scharffinniger Kunsttrichter im Berliner Archiv der Zeit das Athenaeum gegen diese Wortwürfe freundschaftlich vertheidigt, und dabey das berücktigte Fragment von den drey Tendenzen zum Beyspiel gewählt. Ein überaus glücklicher Gedanke! Gerade so muß man die Sache angreifen. Ich werde denselben Weg einschlagen, und damit der Leser um so leichter einsehen kann, daß ich das Fragment wirklich für gut halte, so mag es hier noch einmal stehen:

„Die französische Revolution, Fichte's Wissenschaftslehre und Goethe's Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revolution wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben. Selbst in unsern dürftigen Culturgeschichten, die meistens einer mit fortlaufendem Commentar begleiteten Varietensam-

lung, wozu der classische Text verloren ging, gleichen, spielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu seiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle als alles, was diese trieb.“

Dieses Fragment schrieb ich in der redlichsten Absicht und fast ohne alle Ironie. Die Art, wie es mißverstanden worden, hat mich unaussprechlich überrascht, weil ich das Mißverständniß von einer ganz andern Seite erwartet hatte. Daß ich die Kunst für den Kern der Menschheit, und die französische Revolution für eine vortreffliche Allegorie auf das System des transcendentalen Idealismus halte, ist allerdings nur eine von meinen äußerst subjektiven Ansichten. Ich habe es ja aber schon so oft und in so verschiedenen Manieren zu erkennen gegeben, daß ich wohl hätte hoffen dürfen, der Leser würde sich endlich daran gewöhnt haben. Alles übrige ist nur Chiffersprache. Wer Goethe's ganzen Geist nicht auch im Meister finden kann, wird ihn wohl überall vergeblich suchen. Die Poesie und der Idealismus sind die Centra der deutschen Kunst und Bildung; das weiß ja ein jeder. Aber wer es weiß, kann nicht oft genug daran erinnert werden, daß er es weiß. Alle höchsten Wahrheiten jeder Art sind durchaus trivial und eben darum ist nichts nothwendiger als sie immer neu, und wo möglich immer paradoxer auszudrücken, damit es nicht vergessen wird, daß sie noch da sind, und daß sie nie eigentlich ganz ausgesprochen werden können.

Bis hieher ist nun alles ohne alle Ironie, und

durfte von Rechtswegen nicht mißverstanden werden; und doch ist es so sehr geschehen, daß ein bekannter Jakobiner, der Magister Dyt in Leipzig, sogar demokratische Gesinnungen darin hat finden wollen.

Etwas andres freylich ist noch in dem Fragment, welches allerdings mißverstanden werden konnte. Es liegt in dem Wort Tendenzen, und da fängt nun auch schon die Ironie an. Es kann dieses nemlich so verstanden werden, als hielte ich die Wissenschaftslehre zum Beispiel auch nur für eine Tendenz, für einen vorläufigen Versuch wie Kants Kritik der reinen Vernunft, den ich selbst etwa besser auszuführen und endlich zu beendigen gesonnen sey, oder als wollte ich, um es in der Kunstsprache, welche für diese Darstellungsart die gewöhnliche und auch die schicklichste ist, zu sagen, mich auf Fichte's Schultern stellen, wie dieser auf Reinholds Schultern, Reinhold auf Kants Schultern, dieser auf Leibnizens Schultern steht, und so ins unendliche fort bis zur ursprünglichen Schulter. — Ich wußte das recht gut, aber ich dachte, ich wollte es doch einmal versuchen, ob mir wohl jemand einen solchen schlechten Gedanken andichten werde. Niemand scheint es bemerkt zu haben. Warum soll ich Mißverständnisse darbieten, wenn niemand sie ergreifen will? Ich lasse demnach die Ironie fahren und erkläre gerade heraus, das Wort bedeute in dem Dialekt der Fragmente, alles sey nur noch Tendenz, das Zeitalter sey das Zeitalter der Tendenzen. Ob ich nun der Meynung sey, alle diese Tendenzen würden durch mich selbst in Richtigkeit und

zum Beschluß gebracht werden, oder vielleicht durch meinen Bruder oder durch Tieck, oder durch sonst einen von unsrer Faction, oder erst durch einen Sohn von uns, durch einen Enkel, einen Urenkel, einen Enkel im sieben und zwanzigsten Gliede, oder erst am jüngsten Tage, oder niemals; das bleibt der Weisheit des Lesers, für welche diese Frage recht eigentlich gehört, anheim gestellt.

Goethe und Fichte, das bleibt die leichteste und schicklichste Formel für allen Anstoß, den das *Athenaeum* gegeben, und für alles Unverständnis, welches das *Athenaeum* erregt hat. Das beste dürfte wohl auch hier seyn, es immer ärger zu machen; wenn das Uergerniß die größte Höhe erreicht hat, so reißt es und verschwindet, und kann das Verstehen dann sogleich seinen Anfang nehmen. Noch sind wir nicht weit genug mit dem Anstoßgeben gekommen: aber was nicht ist kann noch werden. Ja auch jene Namen werden noch mehr als einmal wieder genannt werden müssen, und nur noch heute hat mein Bruder ein Sonett gemacht, welches ich mich nicht enthalten kann, dem Leser mitzutheilen, wegen der reizenden Wortspiele, die er (der Leser) fast noch mehr liebt als die Ironie:

Bewundert nur die feingeschnittenen Götzen,
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen:
Euch wird nach seines Geistes Morgenröthen
Apollo's goldner Tag nicht mit ergötzen.

Der lockt kein frisches Grün aus dürrn Rildzen,
Man haut sie um, wo Feurung ist vonnöthen.
Einst wird die Nachwelt all die Unpoeten
Korrekt versteinert sehn zu ganzen Flözen.

Die Goethen nicht erkennen, sind nur Gothen,
Die Blöden blendet jede neue Blüthe,
Und, Todte selbst, begraben sie die Todten.

Uns sandte, Goethe, dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Ein großer Theil von der Unverständlichkeit des
Athenaeums liegt unstreitig in der Fronte, die sich
mehr oder minder überall darin äußert. Ich fange
auch hier mit einem Texte an aus den Fragmenten
im Lyceum:

„Die sokratische Fronte ist die einzige durchaus
unwillkürliche und durchaus besonnene Verstell-
lung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln
und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem
bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein
Räthsel. Sie soll niemand täuschen, als die,
welche sie für Täuschung halten, und entweder
ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit,
alle Welt zum Besten zu haben, oder böse wer-
den, wenn sie ahnden, sie wären auch wohl mit
gemeynt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst
seyn, alles treuherzig offen und alles tief ver-
steckt. Sie entspringt aus der Vereinigung von

Lebenskunst Sinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflösbaren Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollständigen Mittheilung. Sie ist die freieste aller Lizenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt nothwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, den Scherz gerade für Ernst und den Ernst für Scherz halten.“ Ein andres von jenen Fragmenten empfiehlt sich noch mehr durch seine Kürze:

„Ironie ist die Form des Paradoxen. Paradox ist alles was zugleich gut und groß ist.“

Muß nicht jeder Leser, welcher an die Fragmente im Athenaeum gewöhnt ist, alles dieses äußerst leicht ja trivial finden? Und doch schien es damals manchem unverständlich, weil es noch eher neu war. Denn erst seitdem ist die Ironie an die Tagesordnung gekommen, nachdem in der Morgendämmerung des neuen Jahrhunderts diese Menge großer und kleiner Ironien jeder Art aufgeschossen ist, so daß ich bald werde sagen können, wie Boufflers von den verschiedenen Sattungen des menschlichen Herzens:

J'ai vu des coeurs de toutes formes,

Grands, petits, minces, gros, mediocres, énormes.

Um die Uebersicht vom ganzen System der Ironie zu erleichtern, wollen wir einige der vorzüglichsten Arten anführen. Die erste und vornehmste von allen ist die grobe Ironie; findet sich am meisten in der wirklichen Natur der Dinge und ist einer ihrer allgemein verbreitetsten Stoffe; in der Geschichte der Menschheit ist sie recht eigentlich zu Hause. Dann kommt die feine oder die delikate Ironie; dann die extrafeine; in dieser Manier arbeitet Skaramuz, wenn er sich freundlich und ernsthaft mit jemand zu besprechen scheint, indem er nur den Augenblick erwartet, wo er wird mit einer guten Art einen Tritt in den Hintern geben können. /

| Diese Sorte wird auch wohl bey Dichtern gefunden, wie ebenfalls die redliche Ironie, welche am reinsten und ursprünglichsten in alten Gärten angebracht ist, wo wunderbar liebliche Grotten den gefühlvollen Freund der Natur in ihren kühlen Schooß locken, um ihn dann von allen Seiten mit Wasser reichlich zu besprüngen und ihm so die Zartheit zu vertreiben. Ferner die dramatische Ironie, wenn der Dichter drey Acte geschrieben hat, dann wider Vermuthen ein anderer Mensch wird, und nun die beyden letzten Acte schreiben muß. Die doppelte Ironie, wenn zwey Linien von Ironie parallel neben einander laufen ohne sich zu stören, eine fürs Parterre die andre für die Logen, wobei noch kleine Funken in die Coullissen fahren können. Endlich die Ironie der Ironie. Im allgemeinen ist das wohl die gründlichste Ironie der Ironie, daß man sie doch eben auch überdrüssig wird, wenn sie uns überall und immer wieder geboten wird.

Was wir aber hier zunächst unter Ironie der Ironie verstanden wissen wollen, das entsteht auf mehr als einem Wege. Wenn man ohne Ironie von der Ironie redet, wie es so eben der Fall war; wenn man mit Ironie von einer Ironie redet, ohne zu merken, daß man sich zu eben der Zeit in einer andren viel auffallenderen Ironie befindet; wenn man nicht wieder aus der Ironie herauskommen kann, wie es in diesem Versuch über die Unverständlichkeit zu seyn scheint; wenn die Ironie Manier wird, und so den Dichter gleichsam wieder ironirt; wenn man Ironie zu einem überflüssigen Taschenbuche versprochen hat, ohne seinen Vorrath vorher zu überschlagen und nun wider Willen Ironie machen muß, wie ein Schauspielfünstler der Leibschmerzen hat; wenn die Ironie wild wird, und sich gar nicht mehr regieren läßt.

Welche Götter werden uns von allen diesen Ironien erretten können? das einzige wäre, wenn sich eine Ironie fände, welche die Eigenschaft hätte, alle jene großen und kleinen Ironien zu verschlucken und zu verschlingen, daß nichts mehr davon zu sehen wäre, und ich muß gestehen daß ich eben dazu in der meinigen eine merkliche Disposition fühle. Aber auch das würde nur auf kurze Zeit helfen können. Ich fürchte, wenn ich anders, was das Schicksal in Winkeln zu sagen scheint, richtig verstehe, es würde bald eine neue Generation von kleinen Ironien entstehen: denn wahrlich die Gestirne deuten auf fantastisch. Und gesetzt es blieb auch während eines langen Zeitraums alles ruhig, so wäre doch nicht zu trauen.

Mit der Fronte ist durchaus nicht zu scherzen. Sie kann unglaublich lange nachwirken. Einige der absichtlichsten Künstler der vorigen Zeit habe ich in Verdacht, daß sie noch Jahrhunderte nach ihrem Tode mit ihren gläubigsten Verehrern und Anhängern Ironie treiben. Shakspeare hat so unendlich viele Tiefen, Lücken, und Absichten; sollte er nicht auch die Absicht gehabt haben, verfängliche Schlingen in seine Werke für die geistreichsten Künstler der Nachwelt zu verbergen, um sie zu täuschen, daß sie ehe sie sich versehen, glauben müssen, sie seyen auch ungefähr so wie Shakspeare? Gewiß, er dürfte wohl auch in dieser Rücksicht weit absichtlicher seyn als man vermuthet.

Ich habe es schon indirekt eingestehen müssen, daß das Athenaeum unverständlich sey, und weil es mitten im Feuer der Ironie geschehen ist, darf ich es schwerlich zurücknehmen, denn sonst müßte ich ja diese selbst verlegen.

Aber ist denn die Unverständlichkeit etwas so durchaus Verwerfliches und Schlechtes? — Mich dünkt das Heil der Familien und der Nationen beruhet auf ihr; wenn mich nicht alles trügt, Staaten und Systeme, die künstlichsten Werke der Menschen, oft so künstlich, daß man die Weisheit des Schöpfers nicht genug darin bewundern kann. Eine unglaublich kleine Portion ist zureichend, wenn sie nur unverbrüchlich treu und rein bewahrt wird, und kein frevelnder Verstand es wagen darf, sich der heiligen Gränze zu nähern. Ja das köstlichste was der Mensch

hat, die innere Zufriedenheit selbst hängt, wie jeder leicht wissen kann, irgendwo zuletzt an einem solchen Punkte, der im Dunkeln gelassen werden muß, dafür aber auch das Ganze trägt und hält, und diese Kraft in demselben Augenblicke verlieren würde, wo man ihn in Verstand auflösen wollte. Wahrlich, es würde euch bange werden, wenn die ganze Welt, wie ihr es fodert, einmal im Ernst durchaus verständlich würde. Und ist sie selbst diese unendliche Welt nicht durch den Verstand aus der Unverständlichkeit oder dem Chaos gebildet?

Ein andrer Trostgrund gegen die anerkannte Unverständlichkeit des Athenaeums liegt schon in der Anerkennung selbst, weil uns eben diese auch belehrte, das Uebel werde vorübergehend seyn. Die neue Zeit kündigt sich an als eine schnellfüßige, sohlenbeflügelte; die Morgenröthe hat Siebenmeilenstiefel angezogen. — Lange hat es gewetterleuchtet am Horizont der Poesie; in eine mächtige Wolke war alle Gewitterkraft des Himmels zusammengedrängt; jetzt donnerte sie mächtig, jetzt schien sie sich zu verziehen und bligte nur aus der Ferne, um bald desto schrecklicher wiederzukehren: bald aber wird nicht mehr von einem einzelnen Gewitter die Rede seyn, sondern es wird der ganze Himmel in einer Flamme brennen und dann werden euch alle eure kleinen Blitzableiter nichts mehr helfen. Dann nimmt das neunzehnte Jahrhundert in der That seinen Anfang, und dann wird auch jenes kleine Räthsel von der Unverständlichkeit des Athenaeums gelöst seyn. Welche Katastrophe! Dann wird es Leser geben die

lesen können. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder die Fragmente mit vielem Behagen und Vergnügen in den Verdauungsstunden genießen können, und auch zu den härtesten unverdaulichsten keinen Rußknacker bedürfen. Im neunzehnten Jahrhundert wird jeder Mensch, jeder Leser die Lucinde unschuldig, die Genoveva protestantisch und die Didaktischen Elegien von A. W. Schlegel fast gar zu leicht und durchsichtig finden. Es wird sich auch hier bewähren, was ich in prophetischem Geiste in den ersten Fragmenten als Maxime aufgestellt habe:

„Eine classische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr drauß lernen wollen.“

Die große Scheidung des Verstandes und des Unverstandes wird immer allgemeiner, heftiger und klarer werden. Noch viel verborgne Unverständlichkeit wird ausbrechen müssen. Aber auch der Verstand wird seine Allmacht zeigen; er der das Gemüth zum Charakter, das Talent zum Genie adelt, das Gefühl und die Anschauung zur Kunst läutert; er selbst wird verstanden werden, und man wird es endlich einsehen und eingestehen müssen, daß jeder das Höchste erwerben kann und daß die Menschheit bis jetzt weder böshaft noch dumm, sondern nur ungeschickt und neu war. Ich thue mir Einhalt um die Verehrung der höchsten Gottheit nicht vor der Zeit zu entweihen. Aber die großen Grundsätze, die Gesinnungen, worauf es dabey ankommt, dürfen ohne Entweihung mitgetheilt

werden; und ich habe versucht das wesentliche davon auszudrücken, indem ich mich an einen eben so tief-sinnigen als lebenswürdigen Vers des Dichters anschloß, in derjenigen Form der Dichtung, welche die Spanier Gloffe nennen; und es bleibt nun nichts zu wünschen übrig, als daß einer unsrer vortrefflichen Componisten die meinige würdig finden mag, ihr eine musikalische Begleitung zu geben. Schöneres giebt es nichts auf der Erde, als wenn Poesie und Musik in holder Eintracht zur Veredlung der Menschheit wirken.

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder wie ers treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht daß er nicht falle.

Dieser weiß sich sehr bescheiden
Jener bläst die Backen voll;
Dieser ist im Ernste toll,
Jener muß ihn noch beneiden.
Alle Narrheit kann ich leiden,
Ob sie genitalisch knalle,
Oder blumenlieblich walle;
Denn ich werd' es nie vergessen,
Was des Meisters Kraft ermessen:
Eines schickt sich nicht für alle.

Um das Feuer zu ernähren,
Sind viel zarte Geister nöthig,
Die zu allem Dienst erbötig,
Um die Heiden zu bekehren.
Mag der Lärm sich nun vermehren,
Suche jeder wen er reibe,

Wisse jeder was er schreibe,
Und wenn schrecklich alle Dummheit
Aus den dunkeln Löchern brummen,
Sehe jeder wie ers treibe.

Ein'ge haben wir entzündet,
Die nun schon alleine flammen;
Doch die Menge hält zusammen,
Viel Gesindel treu verbündet.
Wer den Unverstand ergründet,
Hält sich alle gern vom Leibe,
Die geböhren sind vom Weibe.
Ist der Bienenschwarm erregt,
Den das neueste Wort bewegt,
Sehe jeder wo er bleibt.

Wögen sie geläufig schwagen,
Was sie dennoch nie begreifen.
Manche müssen irrs schweifen,
Viele Künstler werden plagen.
Jeden Sommer fliegen Späßen
Freuen sich am eignen Schalle:
Nehzte dieß dir je die Galle?
Laß sie alle selig spielen,
Sorge du nur gut zu zielen,
Und wer steht daß er nicht falle.

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 01413 2248

BOUND

OCT 17 1946

**DO NOT REMOVE
OR
FALSIFY CARD**

